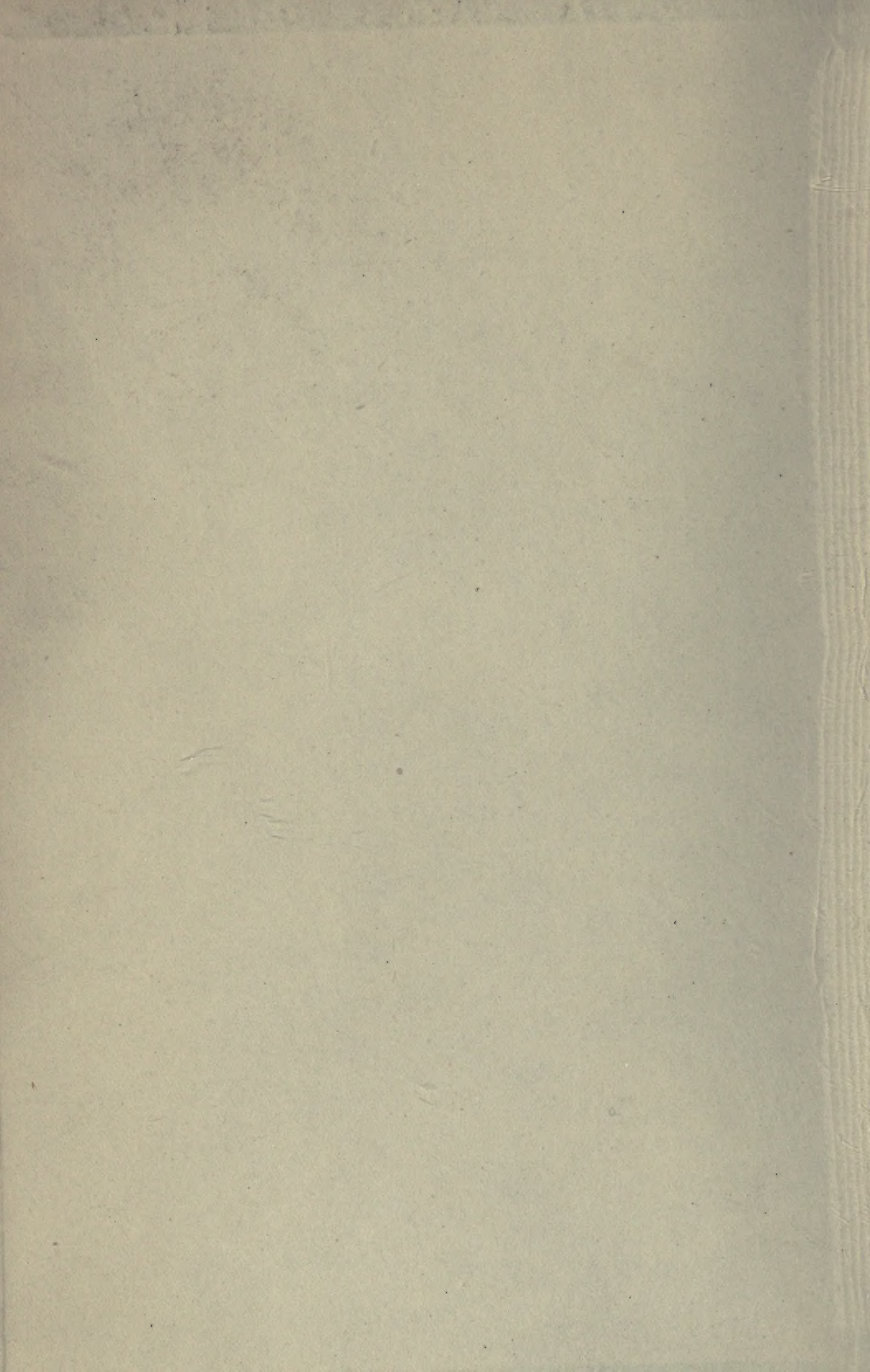
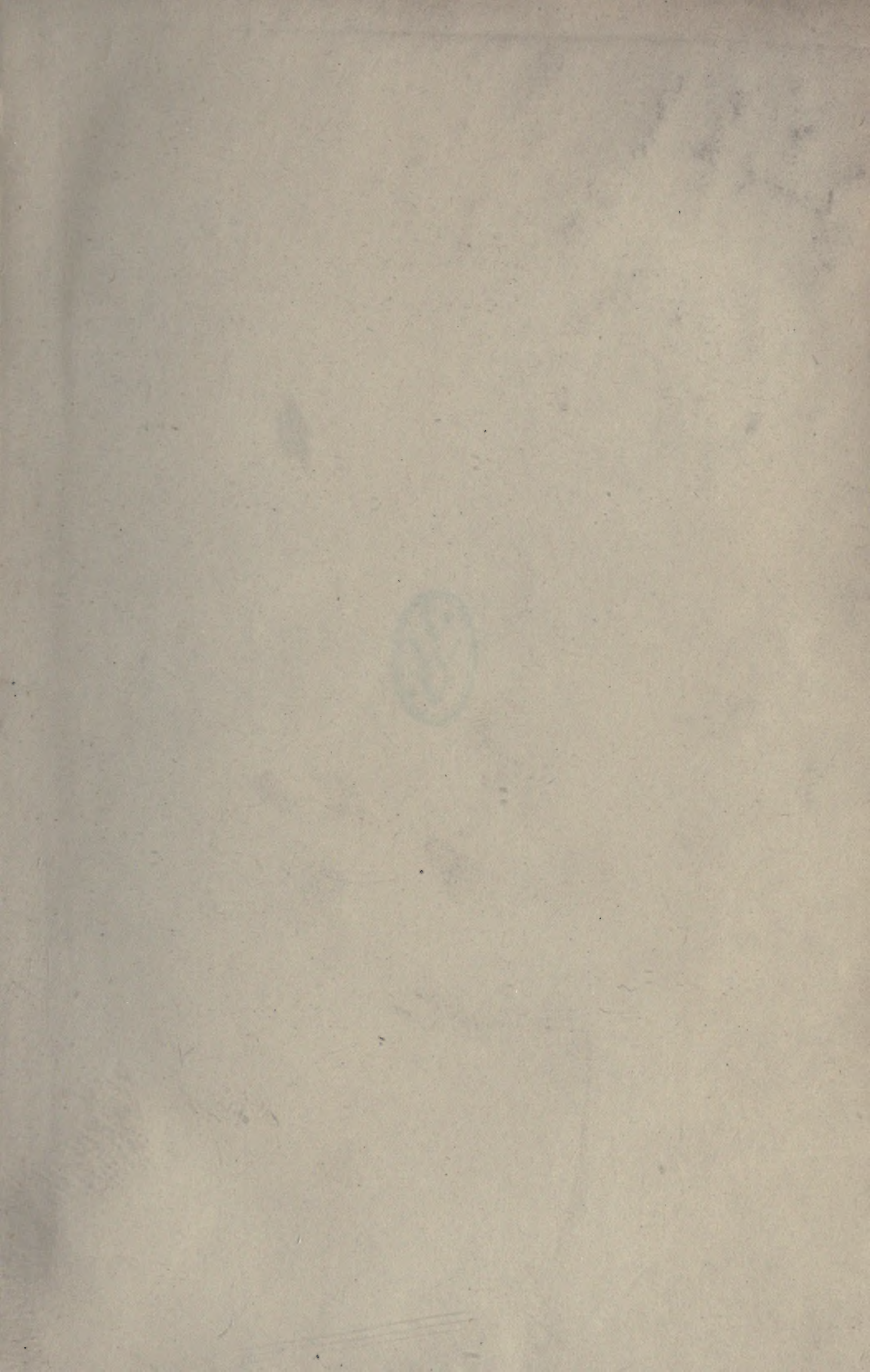
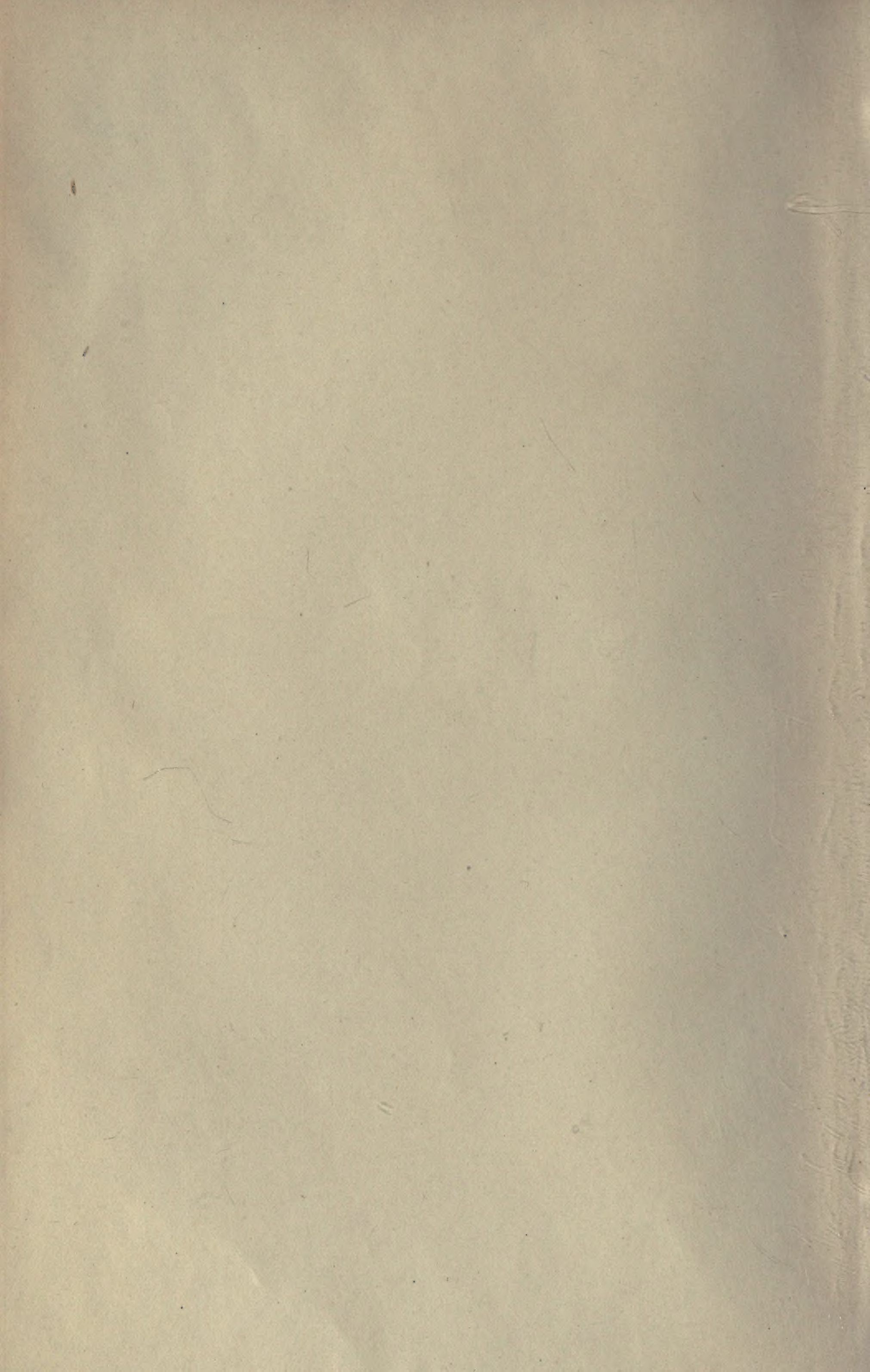
A. HAUFFEN

JOHANN FISCHART











V
W
V

Schriften des wissenschaftlichen Instituts
der Elsaß-Lothringer im Reich

Johann Fischart

von

Adolf Hauffen

Zweiter Band



Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co.
vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung, Georg Reimer, Karl J. Trübner, Veit & Comp.
Berlin und Leipzig 1922

Johann Fischart

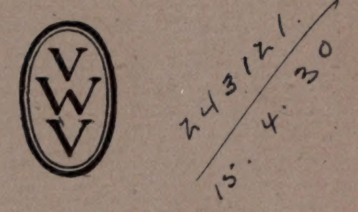
Ein Literaturbild aus der Zeit der Gegenreformation

dargestellt von

Dr. Adolf Hauffen

o. ö. Professor an der deutschen Universität in Prag

Zweiter Band



Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co.
vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung, Georg Reimer, Karl J. Trübner, Veit & Comp.
Berlin und Leipzig 1922



Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Sechstes Buch.

Fischart als politischer Dichter und Journalist.

---

1. Wunderzeitungen, beschreibende und Bildergedichte.

Die Keime zu dem deutschen Zeitungswesen entwickelten sich im Laufe des 15. Jahrhunderts aus den viel älteren geschichtlichen und politischen Liedern, die nach dem Aufkommen des Buchdrucks auf fliegenden Blättern verbreitet wurden und allmählich in umfängliche noch gereimte, aber nicht mehr für den Gesang bestimmte Berichte über neue Ereignisse übergehen. Da diese literarischen Erzeugnisse meist unbekannter Verfasser gewöhnlich den Standpunkt einer Partei einnahmen, so konnten sie schon als Vertreter eines Teiles der öffentlichen Meinung, also als politische Zeitungen gelten. Gegen Ausgang des Jahrhunderts entstand daneben ein privater Nachrichtendienst bei Höfen, Körperschaften, großen Handelshäusern, später auch bei hervorragendern Gelehrten und Theologen. Durch die großen geographischen Entdeckungen, die Ausbreitung des deutschen Handels auf überseeische Länder, durch die politischen und konfessionellen Umwälzungen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde das Bedürfnis immer größer nach einer rechtzeitigen Mitteilung wichtiger wirtschaftlicher, geschichtlicher und religiöser Ereignisse in abgelegenen deutschen Landschaften in fremden und fernen Ländern. So bildeten sich mehrere Mittelpunkte eines regelmäßigen Nachrichtendienstes durch ausführliche handschriftliche Berichte, die auch das Wesen von Zeitungen annahmen. Neben den großen Höfen entstanden solche Mittelpunkte in Nürnberg, Augsburg (Welthaus Fugger), Wittenberg (Melanchthon) und in

Straßburg, namentlich bei den Predigern Bucer, Hedio, Johannes Marbach, bei dem Staatsmann Jakob von Sturmegg und dem Gelehrten Johannes Sturm. Solche Nachrichten wurden auch gegen eine Taxe weiter gegeben und später von mehreren Verlegern, besonders in Basel, Frankfurt a. M., Köln, Nürnberg, Straßburg, Wien und Wittenberg gedruckt,

Mit dem Jahr 1505 taucht zuerst der Name „Zeitung" auf einem gedruckten Berichte auf, der allmählich die gleichwertigen Bezeichnungen: Bericht, Relation, Sendbrief, Beschreibung, Verzeichnis, Discours, Copie usw. verdrängt, Bezeichnungen, die auch bei Fischarts Zeitungen vorkommen. Gegen 1520 wird der Titel „Neue Zeitung" immer häufiger: Um diese Zeit gewann auch die Prosa einen größeren Raum in diesen Berichten und trat nach der Mitte des 16. Jahrhunderts weitaus in den Vordergrund. Allerdings bildeten noch über den dreißigjährigen Krieg hinaus politische Lieder und gereimte Berichte einen hervorragenden Teil der Tagesliteratur. Auch Fischart liebte es, den von ihm herausgegebenen Prosaberichten Gedichte beizufügen.

Jede Zeitung ist im 16. Jahrhundert, obwohl sie einen Zweig der Flngschriftenliteratur darstellt, eine Erscheinung für sich. Erst seit dem steigenden Anteil an den für die Allgemeinheit wichtigen öffentlichen Vorgängen durch die erneute Türkengefahr (1566) kamen in Straßburg und Basel Berichte über die laufenden Kriege gegen die Türken in einer Reihe von Nummern in Pausen von einigen Wochen und Monaten heraus. Häufiger erschienen stofflich zusammenhängende Mitteilungen über verschiedene Angelegenheiten am Ausgang des Jahrhunderts, so die Meßrelationen Aytzingers in Köln (1583 bis 1597) und die halbjährigen Meßberichte Konrad Lauterbachs in Frankfurt a. M. von 1591 ab. Die ersten deutschen Wochenblätter kamen in Straßburg seit 1609 und in Frankfurt a. M. seit 1615 und das erste Tageblatt, die Leipziger Zeitung seit 1666 heraus. So sind Fischarts Zeitungen, wenn auch mehrere unter ihnen dem Gegenstande nach zusammenhängende Gruppen bilden, jede für sich eine selbständige Veröffentlichung.

Doch nicht das regelmäßige Erscheinen ist das eigentliche Kennzeichen der Journalistik, sondern die Aktualität, die möglichst

rasche Mitteilung wichtiger Ereignisse. In diesem Sinne waren die meisten Zeitungen, an denen Fischart beteiligt war, tagesgemäß, denn sie kamen in Anbetracht des damaligen ungünstigen Verkehrs ziemlich bald nach dem Eintritt der einschneidendsten politischen und konfessionellen Ereignisse heraus. Wenn der deutsche Bericht über die Bartholomäusnacht erst drei Jahre später erschien und doch großen Erfolg hattte, erklärt es sich daraus, daß diese für die Hugenotten ärgste Katastrophe auch bei den deutschen Protestanten die größte Empörung weitester Kreise erregen mußte.

Die Form der gedruckten Zeitungen blieb während der ganzen Zeit überaus mannigfaltig: Neben sangbaren Liedern, neben gereimten Bänkelgesängen, neben leidenschaftlichen politischen und satirischen Dichtungen, neben ingrimmigen Streitschriften auch ruhige sachliche Beschreibungen, nüchterne Berichte, Kataloge, Verzeichnisse mit und ohne Bilder. Und daneben Kundgebungen, die nur im weiteren Sinne Zeitungen darstellen: Ausschreiben der Regierungen, öffentlicher Körperschaften, Erklärungen und Aufrufe verschiedener Parteien, die auch die Aufmerksamkeit der Menge zu erwecken bestimmt waren. Nach 1550 wurden Zeitungen von der „neubegierigen Welt“ so stark begehrt, daß sie marktschreierisch vertrieben und auch vielfach falsche und erlogene Nachrichten verkauft wurden. Fischart macht sich wiederholt lustig über die Briefmaler, Hausierer, „Umträger“, „Zeitungsänger und sonst Briefhefter auf dem Hut“. In den achtziger Jahren erschien ein mit Spottreimen versehener Kupferstich „Der Kramer mit der newen Zeittung“, der in einem umgehängten Kasten sowie auf dem Hut und in der Hand Zeitungen feilbietet, auch über die Armada und die Guisen, Gegenstände, mit denen sich Fischart selbst beschäftigte. Hier wird ironisch versichert:

Ist alles wahr und nichts erlogen,
Wirdt Euwer keiner nit betrogen.

Das gesamte Buchgewerbe, auch Formschneider und Buchbinder nahmen an der Herstellung und dem Vertrieb solcher Zeitungen teil. Diese wurden in Auflagen von höchstens 1000 Stück gedruckt und je nach dem Umfang um 6—10 Pfennige, illustrierte auch etwas teurer verkauft.

Sebastian Brant war der Erste, der sich an einigen Arten

solcher Veröffentlichungen mit mehreren Bildergedichten von 1492—1504 beteiligte.

Nicht alles, was die Menschen damals bewegte, kam in den Zeitungen zum Ausdruck, sondern vor allem, das, was dem allgemeinen Geschmack und den Geistesrichtungen der Zeit am besten entsprach, und das, was am tiefsten in das öffentliche Leben eingriff, also die konfessionellen Kämpfe, die kriegerischen und politischen Händel in Deutschland und den Nachbarländern. Unter den Publizisten des 16. Jahrhunderts boten die begabten Schriftsteller und kräftigeren Persönlichkeiten nicht trockene Berichte dar, sondern lebendige Darstellungen von ihrem politischen Standpunkte aus. In hervorragendem Maße ist dies bei Fischart der Fall, der auch in seiner journalistischen Tätigkeit, die durch fünfzehn Jahre im Vordergrunde des damaligen Zeitungswesens, stand, seine dichterische Begabung und seine Individualität voll zur Geltung brachte. Mit den konfessionellen Kämpfen wurden damals in den Zeitungen auch eine Reihe von Gegenständen in Zusammenhang gebracht, die zunächst nur dem rohen Unterhaltungsbedürfnis, dem grausamen Vergnügen am Schaurigen dienen, gleichzeitig aber auch unter dem Einfluß „der Pfaffen aller Kirchen und Parteien" ausgeprägten Tendenzen huldigen. Vor 1550 zu den Seltenheiten gehörig, erschienen von 1558 bis 1600 Jahr um Jahr in Reimen und in Prosa, meist mit Bildern versehene Flugblätter mit Darstellungen von Naturwundern, Erdbeben, Wetterschäden, Überschwemmungen, Hexenwahn, Mordtaten usw., die alle als unmittelbare Schickungen Gottes zur Strafe und Warnung der verderbten Menschheit gedeutet wurden. In der Reihe dieser Zeitungen treten zwei Gruppen besonders hervor: die wunderbaren Himmelserscheinungen, sowie die greulichen Mißgeburten und seltsam gestalteten Tiere. An beiden Gruppen beteiligte sich Fischart mit Bildergedichten.

Unter den verschiedenen Wunderzeichen der Natur waren natürlich die Himmelserscheinungen die auffälligsten und bei der damaligen Neigung zu Astrologie und Prognostikation für Zeitungen besonders beliebt. Die krankhaft erregte Einbildungskraft glaubte am Himmel die wunderbarsten Gesichte, Adler mit Doppelköpfen, Kruzifixe usw. zu erblicken. Wie solche Gesichte

so wurden die großen Schrecken verursachenden Meteore und Kometen in den Zeitungen abgebildet, beschrieben — auch in lateinischer Sprache — und als Vordeutungen großen Unglücks, als Vorboten des nahen göttlichen Gerichtes bezeichnet. Je nach dem Standpunkte des Verfassers verkündeten die Wundersterne Katholiken oder Protestanten baldigen Untergang.

Hierher gehört Fischarts Bildergedicht: „Ein Richtiger vnd kurtzer Bericht über den Wunder-Sternen oder Cometen ... diß 72. vnd 73. Jar ... sehr fruchtbarlich mit seinem Prognostico zu betrachten“ (1573). Dieser Komet wird auch in anderen Zeitungen erwähnt. Fischart, der Gegner marktschreierischer und betrügerischer Prognostikationen, ergeht sich darum auch hier nicht in willkürlichen Weissagungen im einzelnen, sondern er beruft sich in der Prosa-Einleitung, sowie in der Reimdichtung auf die Vorhersagungen der heiligen Schrift und sagt nur ganz im allgemeinen, daß der Komet die baldige Ankunft des Herren vordeute, so wie vor Zeiten der Wandelstern den drei Weisen im Morgenlande die Geburt des Heilands verkündet habe. Der Dichter ermahnt darum die Frommen zu wachen und zu beten. Christus, der selbst Vorzeichen für sein Erscheinen geweissagt habe, werde bald kommen, um sein Völklein zu krönen, die Undankbaren aber und „das große Tier“ (das Papsttum) zu verdammen. Den Beschluß bildet, wie so oft in Fischarts religiösen Liedern ein Gebet an den Erlöser:

„O komm nur bald, o lieber Jesus,
O du Erlöser, nun erlöß uns,
Weil selbst von der zeit hast verkündt,
Das die ergst zeit sei, die man find.
Helff deiner Kirchen auß dem streit,
Wehr des Teuffels unsinnigkeit
Und der Tyrannen Mord und Neid,
Dann du bhältst Sieg der Welt zu leid.“

Auch in der zahlreichen Gruppe der Zeitungen von Wunder- und Mißgeburten herrscht die Auffassung, daß sie als „Zornzeichen“ Gottes geschaffen seien, die sündigen Menschen zu strafen oder zu warnen. Schon 1523 haben Luther und Melanchthon diese Reihe eröffnet durch die in Bild und Worten ausgeführte „Deutung zweier greulicher Figuren“ eines Papstesels und eines

Mönchskalbes, die Gott selbst zur Warnung vor dem römischen Antichrist dargestellt habe. Diesem Beispiele folgten in den nächsten Jahrzehnten zahllose Protestanten; auf katholischer Seite hauptsächlich Joh. Nas mit seinem Bildergedichte Ecclesia militans, wo zahlreiche Mißgeburten nach dem Willen Gottes die Feinde der Kirche andeuten. Insbesondere wird namentlich seit der Mitte des Jahrhunderts in vielen Bilderbogen über greuliche Mißgeburten menschlicher Mütter berichtet. Kinder kommen zur Welt ohne Kopf oder ohne Rumpf, mit mehreren Köpfen (so in einer Straßburger Zeitung von 1569), in halb oder ganz tierischer Gestalt, als Affen, Schlangen, Hunde und anderwärts als Schweine.

In diese Reihe fügt sich unauffällig ein Fischarts unerfreulichste Reimdichtung „Ain Gewisse Wunderzeitung von der schwangeren Jüdin zu Binzwangen, welche kürzlich den 12. Dezembris, des nächst verschinenen 74. Jahrs ... zwai Schweinlin (zur Welt) gepracht hat.“ Straßburg 1575. Der abstoßende Stoff ist nicht von Fischart erfunden, sondern ihm als Bericht zugekommen, den er wahrscheinlich im Auftrage des Verlegers versifiziert hat. Allerdings scheint Fischart an die Wirklichkeit dieses Vorgangs geglaubt zu haben, aber er hat ihn nur vom religiösen Gesichtspunkt aus gegen die Juden verwertet. Nur weil sie an den Erlöser nicht glauben wollen, gönnt er den Juden die Schande dieser Mißgeburt. Zunächst fühlt er sich genötigt, mit einer Entschuldigung zu beginnen:

So wunderlich laut die Geschicht,
Daß, wo ich's nicht wär wol bericht,
Würd ich mich scheuen, die zu schreiben,
Da man möcht denken, das wir's treiben
Vilicht den Juden nur zu Spott.

Allein Gott wollte durch dieses Wunder der Welt zeigen, daß die Juden, die Jesum nicht als Erlöser preisen und nur an ein fleischliches Leben denken, keines bessern Messias würdig sind, als einer Schweineherde. Dann wird umständlich berichtet wie eine Jüdin im Dorfe Binzwangen bei Augsburg Zwillings-Ferkel geboren habe, die bald nach der Geburt verendet und im Garten vergraben worden seien. Gott, der kein Wunder umsonst tut, wollte uns dadurch vor der Verblendung der Juden warnen

und auf die Bahn des Glaubens weisen. In den letzten Versen aber erhebt sich der Dichter völlig über den niedrigen Stoff und schließt mit einer allgemein moralischen und religiösen Ermahnung.

„Derhalben sollen diese zeichen
Christen vnd Juden zur warnung reichen,
Vom Säuischen leben zu laßen
Und nach nüchterem uns zu maßen,
Das wir wacker mit nüchterkeit
Erwarten Gotts zukunfft bereit."

In viel reicherem Maße als solche Wunderzeitungen pflegte Fischart die geschichtlichen und politischen Flugschriften und Reimdichtungen, sowie Lobgedichte auf Personen und Städte, literarische Erzeugnisse, die alle von Jobin verlegt wurden. Wie die ironischen Enkomien, so wurden auch ernste Lobreden und Dichtungen in der italienischen Renaissance, durch antike Vorbilder angeregt, zur Blüte gebracht und von deutschen Humanisten übernommen, die in großer Zahl lateinische Enkomien in Prosa und Versen, verschiedenen Umfangs verfaßten, auf bedeutende Persönlichkeiten, auf Fürsten wie den Humanistenkaiser Maximilian I., auf Gelehrte wie Erasmus, auf Dichter, Politiker und Heerführer, auch auf berühmte Bauwerke, Städte, Landschaften und auf ganz Deutschland, wo die Beschreibung immer in eine Lobpreisung übergeht. Die größeren deutschen Städte wurden alle besungen, Nürnberg sogar mehrmals. Seit den zwanziger Jahren drang auch das Deutsche in die Enkomien ein. Hans Sachs allein hat ein Dutzend Städte in deutschen Reimpaaren gepriesen. Viele Dichtungen dieser Gruppe beschreiben die beigegebenen Abbildungen oder gehen von ihnen aus und sind darum ausgesprochene Bildergedichte. Die große Zahl derartiger Dichtungen erweist nicht nur eine Mode, sondern zeigt vielmehr, daß es im Geiste der Zeit lag, durch Lobgedichte auf die Güte und Schönheit der Heimat aufmerksam zu machen und dadurch die Liebe zu Vaterland und Volkstum zu kräftigen, den Deutschen wieder das Bewußtsein des eigenen Wertes und ihrer großen Geschichte zu geben und so den Ruhm des Reiches zu erhöhen.

Diese Gesinnung spricht auch aus Fischarts Bildergedichten. Er eröffnet diese Reihe Anfang der siebziger Jahre mit Reimen

auf Bildnisse verdienter Männer seiner Vaterstadt, auf Jakob von Sturm, den vieljährigen geistigen Leiter Straßburgs, wobei er mit einem allgemeinen Ausspruch beginnt, daß ein Adel wertlos sei, der sich nicht durch adelige „Guttat" und klugen Rat bewährt, Sturm als Stifter des Kirchen- und Schulwesens rühmt und ausruft, daß solang Straßburg bestehe, sein Lob nicht „zergehen" werde. Ferner auf den streng lutherisch gesinnten Karl Mieg, der einer alten Straßburger Familie entstammend, dreimal Ammeister war. Hier wie auch in heimischen Chroniken wird hervorgehoben, daß er „in Glaubssachen gelehrt" und „der Frombkeit ein Vorbild" war.

Ein heimisches Schützenfest, das der Verbrüderung der Städte Zürich und Straßburg galt, veranlaßte eine umfängliche beschreibende Dichtung Fischarts, welche bürgerliche Tüchtigkeit und nachbarliche Treue verherrlicht. Für sein „Glückhafft Schiff von Zürich" verwendet Fischart abermals eine neue Gattung, die gereimter Beschreibungen von Schützenfesten. Diese kamen in Deutschland seit dem Niedergang des Rittertums auf und erreichten im 16. Jahrhundert, besonders in Süddeutschland, Österreich und der Schweiz ihren Höhepunkt. Bei diesen großen Schießen fielen den Nachfolgern der Herolde und Wappendichter bei den mittelalterlichen Turnieren, den Pritschmeistern, welche sich als Ordner, Spaßmacher und Zielweiser eines leichten Brettes (Pritsche) bedienten, die Aufgabe zu, gegen eine Entlohnung das Fest zu beschreiben. Die meisten Pritschmeisterdichtungen erschienen zwischen 1550—1580; neun davon verfaßte der Augsburger Lienhard Flexel, später mit Hilfe seines Sohnes. Heinrich Wirri aus Aarau besang die Schießen von Wien (1568) und von Straßburg (1576). Alle diese Dichtungen zeigen untereinander viele gemeinsame Züge: Eine Allegorie oder ein Traum leitet über in die Geschichte der betreffenden Stadt. Dann werden alle Einzelheiten genau beschrieben: der Festplatz bis auf die Krambuden, der Empfang der Gäste, Beginn des Schießens, die Beste, die Namen der Veranstalter, — alles mit reichlichem Lob, — schließlich die Verteilung des Kranzes, der Einzug in die Stadt und die Bewirtung der Schützen. Alle sind von öder Breite, in ungelenken Reimpaaren abgefaßt; nirgends wird der

Versuch gemacht, sich durch eine hübsche Schilderung, eine humorvolle Betrachtung oder einen Ausblick auf die Bedeutung des Festes von den verwandten Dichtungen abzuheben.

Nur Äußerlichkeiten der Anordnung und einige Wendungen übernahm Fischart daraus, namentlich aus den Spruchdichtungen Flexels, auf den er ja auch im Kehrab anspielt. Fischart hat nicht wie seine Vorgänger das ganze Fest, sondern nur ein bedeutsames Ereignis daraus besungen und sich durch seine ganz eigenartige und poetische Behandlung über diese Gattung hoch erhoben. Sein „Glückhafft Schiff" ist die einzige Beschreibung eines Schützenfestes, die sich dauernden literarischen Nachruhm errungen hat. Obwohl er sich wahrscheinlich als Zuschauer an diesem Feste beteiligte, war Fischart nicht Pritschmeister. Für diese Stellung verschrieb sich die Stadt den „obersten aller Brütschenschlager und Schalksnarren", den Schneidermeister Michel aus Hagenau.

Bei dem Schützenfest zu Worms, August 1575, erhielt der Straßburger Fünfzehner Mathäus Werther als bester Schütze den Ehrenkranz. Das verpflichtete nach altem Brauch seine Vaterstadt, das nächste Freischießen zu veranstalten, welches auch der Straßburger Rat im Februar 1576 beschloß. Am 28. Mai nahm es für die Bogen-, am 11. Juni für die Büchsenschützen seinen Anfang. Länger als sonst üblich sollte es dauern. Der Glückshafen wurde erst am 23. Juli eröffnet. Unter den Teilnehmern waren die Schweizer in großer Zahl vertreten. Am 28. Juni fuhren dreißig Basler den Rhein abwärts nach Straßburg und „verehrten dem Ammeister ein lebendiges Reh und vier Salmen". Die Gäste wurden „zu allen Theilen wohl gehalten, verehrt und in ihrer Wegfahrt freundlich beleitet". Von Zürich allein fuhren drei große Gesellschaften ab: die Armbrustschützen am 22. Mai, die Büchsenschützen in größerer Zahl unter der Führung ihres Bürgermeisters Johannes Bräm und zuletzt die Genossen des Glückhafften Schiffes.

Schon im Jahre 1466 hatten einige brave Züricher eine in allen Einzelheiten übereinstimmende Fahrt zu einem Straßburger Festschießen glücklich vollführt. Auch sonst wird von ähnlichen Rheinfahrten berichtet, doch der Umstand, daß die Fahrt

des glückhaften Schiffes ein Sinnbild der nachbarlichen Freundschaft und das Vorspiel eines politischen Bündnisses beider Städte darstellte und vielfach von Dichtern und Künstlern verherrlicht und von Mißgünstigen in hanebüchnen Schmähgedichten angegriffen wurde, verschaffte diesem Ereignisse eine so außerordentlich lebendige Erinnerung in der Nachwelt. Die Fahrt geschah am 20. Juni 1576 an einem Mittwoch. Teilnehmer waren einige Ratsherren, mehrere junge Bürger, ferner Handwerker, Spielleute und Schiffer, im ganzen 54 Mann, deren Namen auch Fischart verzeichnet. Sie waren alle in gleicher „leibfarber" Kleidung; ihr Anführer war der Ratsherr Kaspar Thomann, Veranstalter des Unternehmens Johannes Ziegler. Die Fahrtgenossen wollten nicht als Schützen am Feste teilnehmen. Sie verblieben darum nur drei Tage, nahmen auch keine Büchsen mit, wohl aber in einem großen Topf warmen Hirsebrei und dritthalbhundert Semmelringe. Es handelte sich ihnen nur um einen Akt politischer Freundschaft. Entgegen dem Einwande der zu großen Entfernung beider Städte, sollte den Straßburgern bezeugt werden, daß die Züricher gleichsam Nachbarn seien, die noch warme Speisen ins Haus bringen und die in der Stunde der Gefahr ebenso rasch herbeikämen wie zum Feste.

Nach der Beschreibung eines Teilnehmers, des Arztes Georg Keller, schifften sich die Züricher am frühen Morgen vor 2 Uhr beim „Helnhus" ein. Die Morgennebel wurden bald durch den Nordost zerstreut und in heiterer Stimmung ruderten die Genossen nach Lauffenburg, wo sie ein neues auf sie wartendes Schiff bestiegen. Glücklich kamen sie durch den gefürchteten Strudel „im Höllhacken" und verschnauften eine Weile zu Rheinfelden unter der Brücke, von der ihnen weißer Elsässer hinabgelassen wurde. Zeitlich trafen die Schiffer in Basel ein, wo zur Begrüßung aus Kanonen geschossen und ihnen ein gutes Frühstück ins Schiff gebracht wurde. Von Breisach abwärts strengten die Gefährten alle ihre Kräfte an, besorgt, daß die Nacht vor der Vollendung ihrer Aufgabe hereinbräche. Mit Freuden sahen sie den Turm des Straßburger Münsters aus der Ferne emportauchen und zwischen 8 und 9 Uhr des Abends langten sie am Ziele an. Als sie in den Giesen, den in die Stadt führenden Wasserarm,

einfuhren, warfen sie unter das harrende Volk ihre Semmelringe, die von einigen Straßburgern als Heiltum aufbewahrt wurden. Zwei Ratsherren empfingen die Züricher und führten sie in die Ammeisterstube, wo sie freundlich empfangen und festlich bewirtet wurden. Der Hirsebrei wurde jetzt auch verabreicht und war noch so warm, daß er die Lippen brannte. Der Frau des Ammeisters sandte man einen Teil. Einige Frauen gesegneten Leibes kamen herbei und begehrten davon.

Das Festmahl währte mit Musik, Gesang und munteren Reden bis nach Mitternacht. In der Herberge zum Hirschen fanden die Züricher Genossen ihre wohlverdiente Nachtruhe. Tags darauf wurde ihnen der Schießplatz mit all den zahlreichen Sehenswürdigkeiten, ferner das Zeughaus, die Korn- und Salzkammern gezeigt. Des Abends waren sie bei ihrem Bürgermeister Bräm und den übrigen Züricher Büchsenschützen, die noch in Straßburg weilten, zu Gaste geladen. Am 22. Juni führten die Straßburger ihre Gäste in das Münster, zeigten ihnen das Uhrwerk, die Orgel, den Rohraffen, das Einhorn und richteten ihnen auf der Plattform des unvollendeten Turmes ein höflich Morgenbrot mit Lachs und Hühnern zu. Darnach zeigten sie ihnen noch die Ratsstube, den Marstall und das Hospital. Trotz den freundlichen Nötigungen zu längerem Verweilen, beschlossen die Züricher, am 23. Juni die Heimreise anzutreten. In feierlichen Abschiedsreden dankten ihnen die Straßburger Städt- und Ammeister für die Erneuerung der alten nachbarlichen Freundschaft, versprachen, den Breitopf sorgsam aufzuheben und der Stadt Zürich dauernde Treue zu bewahren; sie beschenkten hierauf jeden Schiffsgenossen mit einer Fahne und silbernen Denkmünzen und gaben der in sechs Rollwagen abfahrenden Gesellschaft zu Pferde das Geleite bis Marchbrugg, wo ein Abschiedsmahl eingenommen wurde. Zwei Straßburger Reisige begleiteten als Quartiermacher und Zahlmeister die Züricher bis in deren Heimatsstadt. In Benfelden wurde das erste, in Colmar das zweite Nachtquartier bezogen. Am 25. Juni kamen die Züricher durch Ensisheim; „da hat man uns gar kein Ehr bewisen, sonder den zoll von uns abgefordert" berichtet Keller ärgerlich. Ensisheim lag im katholischen Vorderösterreich, wo

man begreiflicherweise die von einem republikanischen und protestantischen Verbrüderungsfest heimziehenden Eidgenossen scheel ansah. Hingegen wurden die Reisenden in Mühlhausen und Tags darauf in Habsheim und Basel ehrenvoll und gastfreundlich aufgenommen. Von Basel ab ging's zu Pferde über Mumpf, Brugg, Altstätten nach Zürich, wo die Schiffsgenossen am 28. Juni wieder eintrafen.

Kurz darnach trat in Zürich der erste Sänger dieses Ereignisses auf: der Diakon am St. Peter Rudolf Gwalther, der unter dem Titel Argo Tigurina in lateinischen Distichen und mit reicher Anhäufung antiker Beispiele die Tat der Züricher Argonauten warm und prunkvoll feierte. Diese Elegie, die von der Fahrt selbst und den Erlebnissen der Züricher in Straßburg so gut wie nichts berichtet, sowie ihre breite deutsche Bearbeitung: „Lobspruch über die weitberühmte und beinahe unglaubliche Schiffahrt" konnten die Neugierde weiterer Kreise nicht befriedigen. Ihr kam besser entgegen die von einem Unbekannten besorgte trockene Versifikation des Kellerschen Berichtes, die „Reise nach Straßburg mit dem warmen Hirs."

Diese Gedichte aber wurden in den Schatten gestellt durch Fischarts „Das Glückhafft Schiff von Zürich. Ein Lobspruch, vonn der Glücklichen vnd Wolfertigen Schiffart einer Burgerlichen Gesellschafft auß Zürich auff das außgeschrieben Schiessen gen Straßburg," das auch noch im Jahre 1576 zunächst in einer verlorengegangenen Ausgabe ohne Schmachspruch und Kehrab, dann mit diesen Anhängen, Anfang 1577, bei Jobin und in einem Nachdruck erschienen ist, und sich allein bleibende literarische Bedeutung errungen hat. Es ist bedeutend umfänglicher als die Züricher Gedichte, ohne daß Fischart zu den von seinen Vorgängern erzählten Begebenheiten neue Tatsachen hinzugefügt hätte. Den Straßburger Aufenthalt und die Rückreise der Züricher beschrieb er zum Teil im wörtlichen Anschluß an die „Reise nach Straßburg", doch auch aus eigener Anschauung. Im Geiste und in der Darstellung ist Fischarts Dichtung durchaus unabhängig von den Vorgängern. Die umfänglichen Zusätze zu dem überlieferten Stoff bestehen in allgemeinen völkischen und ethischen Erörte-

rungen, in etymologischen Ausführungen zu den erwähnten Ortsnamen und vor allem in schwungvollen Reden, die er in der Art der antiken Geschichtsschreiber frei erfunden hat.

Der Eingang ist sehr wirksam: Xerxes ließ das Meer geißeln, die Beherrscher Venedigs vermählten sich mit der See, die Züricher Genossen aber haben ein bewährteres Mittel das Wasser zu unterwerfen: die handfeste Arbeitsamkeit und die standhafte Unverdrossenheit. Danach folgt der schöne Preis der Arbeit:

„Dann nichts ist also schwer und scharff,
Das nicht die arbeit underwarff;
  Nichts mag kaum sein so ungelegen,
  Welchs nicht die Arbeit bring zu wegen.
Was die faulkeit halt für unmüglich,
Das überwind die Arbeit füglich.
  Die Arbeit hat die Berg durchgraben
  Und das Thal inn die höh erhaben,
Hats Land mitt Stätten wonhaft gmacht
Und die Ström zwischen Damm gebracht,
  Hat Schif gebaut, das Mer zuzwingen,
  Das es die Leut muß überbringen,
Und die leut über flüß muß dragen,
Und sich mit Rudern lassen schlagen,
  Das es die Schiff so gschwind muß füren,
  Als die vögel der Luft thut rüren.

Von Gwalther angeregt, erhebt Fischart gegenüber den Fabeleien des Altertums die wirkliche Tat der Züricher. Dann folgt die Schilderung der Fahrt mit genauer Angabe der Gelände, aber belebt durch zahlreiche poetische Züge. Die Züricher Genossen bitten die Sonne, sie möge ihnen an diesem wichtigen Tage gnädig sein. Unter den Glückwünschen ihrer zurückbleibenden Landsleute stoßen sie ab. Durch Limmat und Aar rudern sie zum Rhein und begrüßen mit höflichen Worten den Strom, der in einer längeren (bei Gwalther schon vorgezeichneten) Rede erwidert. Die einzelnen wichtigeren Ereignisse der Fahrt werden hervorgehoben; im Vorübereilen wird die Stadt Basel mit besonders freundlichen Worten gerühmt:

O Basel, du holtselig statt,
Die den Rein inn der mitte hatt.

Allda er nimt ein neuen schwang
Gegen mitnacht vom Nidergang,
Du must gewiß sehr freüntlich sein.
Weyl durch dich freündtlich rinnt der Rein,
Darumb nach deiner freündtlichkeyt
Auff Straßburg freüntlich uns geleit.

Von da ab bis Straßburg wird die Landschaft mit einer Anschaulichkeit geschildert, die deutlich merken läßt, das Fischart selbst die gleiche Fahrt öfter zurücklegte. Die Schilderung der letzten Strecke wird lebhafter. Die Fahrt der Ruderer wird als ein Wettkampf mit der Sonne dargestellt, die den Zürichern allerlei Schwierigkeiten bereitet, zum Schluß aber, als sie sieht, daß die Genossen bald das Ziel erreichen, ihnen wohlgemut einen Nachtgruß zusendet. Im weiteren Verlaufe sind nur noch die Reden Zusätze Fischarts zu den von den Quellen berichteten Ereignissen. Nicht nur feierliche Begrüßungs- und Abschiedsreden der beiderseitigen Chorführer, sondern auch muntere Zwiegespräche zwischen den Teilnehmern. So werden die Züricher beim ersten Festmahl von ihren Gastgebern in bilderreichen Wendungen, mit hübschen Anspielungen auf die Fahrt zur Fröhlichkeit und zum Trinken genötigt.

Sie solten mit Wein külen nun,
Was heut verprennet het die Sunn,
Und solten itz zu lib dem Rein
Auch trinken rain den Reinischen Wein;
Sie solten nun die Becher üben,
Gleich wie sie heut die Ruder triben,
Vnd werfen auf ain Glückgeschirr,
Welchs ihres Glückschiffs Namen führ.

Und nach der Heimkunft der Genossen ergehen sich die Züricher in begeisterten Reden, welche die Tat ihrer Landsleute, die nachbarliche Freundschaft preisen und mit Segenswünschen auf beide Städte ausklingen. In einigen schönen, im eigenen Namen gesprochenen, Abschiedsworten erhebt Fischart das glückhaft Schiff über Jasons Argo. Nicht nach Gold seien die Züricher gereist,

Sonder nach Rum und Freuntschaft ehrlich,
Das war ihr Gulden Wider herlich,
Und haben solchs fridlich erfigt,
Nit wie jene durch gwalt erkrigt.

Drum hat meh Rum die Zürchisch freuntschaft,
Dan die Jasonisch Argisch gmainschaft.
So laß ich andre nun beschreiben
Die Meerschiffart, die vil aufreiben,
Ich aber hab ain Glückschiff bschriben,
Welchs das Glück selber hat getriben,
Von dem man sagen würd, allweil
Strasburg von Zürch ligt treisig Meil.
Himit schüz Got die Aidgnosschaft
Und ihre libe Nachbarschaft.

Das ganze Gedicht ist durchweg in ernstem Ton gehalten. Mit seiner glühenden Begeisterung für Freiheit und bürgerliche Tüchtigkeit preist Fischart die wackeren Eidgenossen. Als Straßburger konnte er dies viel eindringlicher tun, als sein Züricher Vorgänger. Die innige Verbindung seiner politischen und ethischen Überzeugung mit der anschaulichen und lebendigen Schilderuug des rühmlichen Ereignisses, die gewandte sentenzenreiche, kraftvolle Sprache, die fließenden Verse, die beredte Verherrlichung erfolgreicher Arbeitsamkeit, vaterländischer und nachbarlicher Treue lassen das wiederholt ausgesprochene Urteil berechtigt erscheinen, daß das „Glückhafte Schiff" eines der hervorragendsten erzählenden Gedichte des 16. Jahrhunderts sei. Es wird 1624 von Jul. Wil. Zincgref gerühmt, und Jakob Grimm bezeichnet es als „schön"; es vergegenwärtige „die unschuldige treue Zeit", doch „es könnte viel idyllischer gehalten sein".

Wie die glückliche Fahrt der Züricher die Freunde erfreute, so sehr reizte es mißgünstige Nachbarn zu Spott und Hohn. Schon nach kurzer Zeit verfaßte ein Ungenannter (wahrscheinlich ein katholischer Beamter des österreichischen Sundgaues) einen gemeinen „Schmachspruch", worin die Fahrt verspottet und die befreundeten protestantischen Städte derb beschimpft werden. Diese Schmähschrift verspottet das Schützenfest als Jubeljahr, als Gäucherei, den Hirsebrei als Heiltum, den Hafen als eines der sieben Wunderwerke, die Straßburger Ammeister als Monarchen, die Schweiz als das Land zu Mu. Der von Neid und Groll erfüllte Schreiber weiß zu erzählen, daß der Brei mit Kuhmist bedeckt und damit vermengt worden sei, um warm zu bleiben. Fischart ließ nun diesen bis dahin nur handschriftlich verbreiteten

„Schmachspruch" in der zweiten Ausgabe seines Glückhafften Schiffes drucken und fügte gleich seinen „Nothwendigen Kehrab" hinzu, worin er mit der heftigsten Entrüstung „auf grob Schweizerisch" den Schmähdichter, den er gekannt zu haben scheint, gründlich abführte.

Zeigt das Glückhaffte Schiff eine bei Fischart seltene abgerundete und knappe Darstellung, so ist dies bei dem Kehrab durchaus nicht der Fall. Hier befindet er sich auf dem ihm am meisten zusagenden Gebiet der persönlichen Polemik, wo er sich als überlegener Meister fühlt, aber auch kein Ende zu finden weiß. Den geschmacklosen Witz des Gegners vom Kuhmist hetzt Fischart in der Erwiderung zu Tode: der Spruchdichter habe die Hände und das Gesicht davon besudelt, er sei eine Misthummel, ein Kotkäfer und so weiter. Im Eingang preist Fischart von neuem die Zürcher Fahrt und ihre Bedeutung und wendet sich dann gegen die Einzelheiten des Schmähspruches. Er zahlt ihm mit gleicher Münze heim, wenn er ihm Schimpfwörter an den Kopf wirft, wie Neidhund, Sau, Grobian, wenn er ihn in das Schlaraffenland, in des Erasmus Lob der Torheit, in Brants Narrenschiff und in Murners Schelmenzunft versetzt. Gleich in den ersten Versen droht Fischart seinem Gegner mit Schlägen; später will er ihm ein Schandmal aufprägen, wünscht ihm jegliches Unheil, stellt ihn mit Herostrat in eine Reihe und ruft ihm als wirksamen Abschluß den Spruch aus Jesus Sirach gegen die Falschen und Neidischen zu.

Außerdem erfolgten noch vier auch grobkörnige Antworten auf den Schmachspruch, darunter eine von dem Baseler Professor der Medizin Felix Platter. Der Kehrab diente allen zum Vorbild.

Durch das Glückhafft Schiff, noch heute die beliebteste Dichtung Fischarts, hat sich die Fahrt der Züricher mit dem Hirsebrei bis jetzt im Andenken der Nachwelt erhalten.

Die neu anhebenden Türkenkriege von 1563 ab bildeten den Hauptstoff für zahlreiche Lieder, Reimdichtungen und Prosaberichte. Namentlich die Erfolge des Heerführers und freimütigen Ratgebers Karls V., Ferdinands I. und Maximilians II., Lazarus von Schwendi, der von 1564—1568 in Ungarn nicht nur den

Türken schwere Niederlagen beibrachte, sondern auch die wiedereroberten Gebiete wirtschaftlich hob, wurden in Liedern und Zeitungen gepriesen. An diese Kriege knüpfte Fischart an in einem, allerdings viel später abgefaßten Gedicht zu dem Contrafaicten Bildnuß deß ... Hern Casarus von Schwendi, Straßburg 1579. In den einleitenden Versen fordert Fischart die „christlich nationen all" auf, die blutigen Bruderkriege zu meiden und den Türken, den Erbfeind aus dem europäischen Besitz zu verjagen. Daß Fischart hier alle christlichen Nationen zusammenfaßt, entspricht einer alten Überlieferung in den Türkenliedern. Schon ein Türkenlied des Jahres 1529 fordert die „Christen all geleich" zum Kampfe „wieder das ungläubige heer" auf, und auch Hans Sachs ermahnt in seinem Liede „wider den pluttürstigen Türken" die „christlichen regenten durch alle königreich, was Christen sind geleich aus aller nation" zu einmütigem Vorgehen. Fischart geht endlich von persönlichen Wünschen für Schwendi zu einem allgemein vaterländischen Wunsche über

> Gott geb ihm fernern Raht und stärck,
> Das er weiter vollpring diß Werck,
> Ja der Allmächtig Gott bescheer
> Der Kriegserfarnen Helden mehr,
> Die bei heutiger gefärlichkeyt
> Dem Vatterland mit Mut und fräud
> Zu dienst seien allzeit bereyt.

Obwohl Schwendi bis zu seinem Tode (1584) Katholik verblieb, konnte sich Fischart doch für diesen billig denkenden Mann erwärmen, der mit protestantischen Städten und Fürsten in freundschaftlichem Verkehr stand und seine kaiserlichen Herren durch Gutachten, „Bedenken" und Ratschläge zu völliger Duldung und Gleichstellung der Protestanten im Reiche zu bewegen suchte. Er war Ausgleichskatholik, er wünschte die alten kirchlichen Zustände herbei, wie sie von Christus, den Aposteln und den ersten Konzilien geschaffen wurden, die Beseitigung der Mißbräuche im damaligen Katholizismus, der Geldgier, der zu vielen Zeremonien und der zu äußerlichen Frömmigkeit; er hoffte andrerseits auf ein Entgegenkommen der Protestanten.

Auch in seinen vaterländischen Dichtungen nähert sich Schwendi sehr der Anschauung Fischarts, wenn er z. B. in seiner „schönen

Ermahnung und Warnung" an das deutsche Volk singt: „O werde Teutsche Nation, Wie lästu dein alts Lob abgohn. Wie vergistu deiner alten Ehr, die du ob tausend Jahren her, Erworben hast in dieser Welt, für andre dich hast fürher gstelt!" Auch in der Beurteilung der Religionskämpfe in den Nachbarländern ist Schwendi mit Fischart eines Sinnes. Er wird später ein entschiedener Gegner der spanischen Politik, verurteilte das grausame Vorgehen Philipps II. in den Niederlanden, dem er 1568 seine Dienste kündigte, sowie die Greuel der Bartholomäusnacht. Auch beklagte er das Reislaufen der Schweizer. Die letzten fünfzehn Jahre verbrachte er hauptsächlich auf seinen oberelsässischen Herrschaften, verfaßte mehrere (damals nicht gedruckte) kriegswissenschaftliche und politisch-konfessionelle Abhandlungen und Gutachten und widmete sich einer ausgedehnten sozialen und wirtschaftlichen Tätigkeit. Mit der Stadt Straßburg, wo er ein Haus besaß, stand er in gutem Einvernehmen. Am 11. Mai 1579 faßte er ein Testament ab, wo bestimmt wird, daß die Zinsen seines bei der Stadt angelegten Kapitals von 10000 Gulden zum Teil unmittelbar der Stadt, zum Teil Familienstiftungen und nach dem Aussterben seines Geschlechtes auch der Stadt zur Unterstützung unbemittelter Studenten und würdiger Hausarmen zukommen sollten. Diese Entschließung gab wahrscheinlich die äußere Veranlassung für das im gleichen Jahr an ihn gerichtete Bildergedicht.

Während in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zumeist Ereignisse der deutschen Zeitgeschichte, welche den Anteil der ganzen Nation wachriefen, in Liedern und Zeitungen behandelt wurden: die Bauernkriege, die Kämpfe der kaiserlichen Landsknechte in Italien, die zahlreichen großenteils durch die Kirchenspaltung hervorgerufenen großen und kleinen Fehden im Reiche, verstummte nach 1554 eine Weile das Singen und Schreiben von politischen Begebenheiten, welche die öffentliche Meinung in ganz Deutschland hätten erregen können. Neben Schwendi war Fischart einer der wenigen, die damals in Schriften und Dichtungen ihr Augenmerk auf das ganze Vaterland richteten. Ausgesprochen national sind drei Bildergedichte Fischarts, die sich nicht auf bestimmte Ereignisse beziehen. Das erste davon — un-

gefähr 1575 verfaßt — hat Fischart seiner Verdeutschung eines Teiles von Lazius De gentium aliquot migrationibus eingefügt, für ein von ihm erdachtes „Uraltes Bildnus eines fränkischen Kriegsmans in seiner Rüstung". Hier preist er die alten Franken, daß sie den Rhein „frankfrei" gemacht, „die Römisch Rümling" über die Alpen zurückgetrieben und ihnen Gallien weggenommen haben, welches noch heute zu ihrer Schande

„Muß Frankreich haißen zum siegzeichen,
Daß Teutsche nicht den Römern weichen."

Die fränkische Rüstung sei den Feinden ein Schrecken gewesen, uns Nachkommen aber eine Mahnung, um unsere Freiheit zu schützen und zu danken „um solch Frankbarkeit". Zwei weitere Gedichte sind einer von Fischart eingeleiteten Sammlung „Bildnusse der XII Ersten Alten Teutschen König (1581)" angehängt: Das eine ist beigegeben einem Holzschnitte Germania domitrix gentium. Die gekrönte und geflügelte Germania mit dem Reichsadler im Wappen, mit Szepter und Reichsapfel in den Händen schwebt über der Weltkugel. Aus Anlaß dieses Bildes richtet Fischart eine „Ernstliche Ermanung an die lieben Teutschen". Was hilft es, ruft er aus, daß Deutschland hier so herrlich und sieghaft dargestellt ist, wie es zum Ruhme unsrer „Voralten" die Welt unter sich gebracht hat, wenn die Gegenwart diesen Ruhm „veralten" läßt, statt ihn zu bewahren und zu mehren, wenn die Nachkommen die Tugenden und Sitten der Eltern zwar preisen, aber nicht selbst üben! Mit vaterländischem Schmerze beklagt der Dichter den Rückgang deutscher Tüchtigkeit, die Schwäche des Reichs, das den Nachbarn nicht wehrt, ihre Pferde an seinen Zaun zu binden. Einer solchen feigen Germania will der Dichter mit herbem Spotte statt des Adlers eine Elster, statt des Königsstabes ein Steckenpferd, statt des Reichsapfels einen Spielball in die Hand geben. Man scherze heute mit dem ererbten Gute der Freiheit, man führe fremde Sitten ein. Nur

Auffrecht, Treu, Redlich, Eynig und Standhafft
Das gwinnt und erhällt Leut und Landschaft . . .
Gott stärck dem Edeln Teutschen Gblüt
Solch anererbt Teutsch Adlersgmüt."

Und er schließt:

Secht, diß hab als eyn Teutscher ich
Auß Teutschem Gblüt Treuhertziglich
Euch Teutschen, die herkompt von Helden,
Bei disen Helden müssen melden,
So bald ich diß Teutsch Bild schaut an.
Gott geb, daß jhr es recht verstahn,
Und beydes Treu seit euren Freunden
Und auch eyn Scheu alln eurn Feinden.

Die gleichen Gedanken wurden fortgeführt in dem nächsten Gedichte „Erklärung beyder hie fürgemalter Teutscher Tugenden, der Fides, und der Fortitudo. „Beständige Treuhertzigkeit und Treuhertzig Beständigkeit" führen zur Einigkeit. Mit diesen Tugenden haben die Vorfahren Freiheit, Land und Leute gewahrt und gemehrt. Wie Löwen und Adler, so tapfer haben sie gegen den Feind gekämpft, wie ein Hund so treu das Vaterland gegen alles Fremde bewacht. Und nun wieder die Schlußmahnung:

„Was nun euch frommen Teutschen heut,
Die von so frommen Eltern seid,
Auch nunmals will zuthun gebüren,
Solt ihr hiebei zu Gmüt kurtz füren."

2. Zeitungen, Flugschriften und Gedichte von politisch-konfessionellen Ereignissen der Jahre 1575—1590.

Schon die Kriege Maximilians I. in den Nachbarländern und noch mehr die Weltstellung Karls V. lenkten die Blicke der deutschen Nation über ihre Grenzen hinaus. Noch vollzogen sich damals die großen europäischen Angelegenheiten im wesentlichen auf deutschem Reichsboden, aber nach 1560 wurden fremde Länder der Schauplatz schwerwiegender religiöser und politischer Kämpfe, die alle auch in die Geschicke des deutschen Reiches bedrohlich eingriffen und zu seiner unaufhaltsamen Zerrüttung beitrugen.

Dem äußeren Gange der Ereignisse folgend, ging die öffentliche Meinung und ihre literarische Vertretung in Deutschland von der örtlichen und landschaftlichen Begrenzung des 15. Jahrhunderts, zu allgemeinen deutschen Reichsangelegenheiten in der

ersten Hälfte, und zu allgemeinen europäischen Gesichtspunkten in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts über. Sie verlegte nun auf lange den Schwerpunkt der politischen Aufmerksamkeit nach außen, bis sie das Unheil des dreißigjährigen Krieges wieder zwang, im eigenen Hause einzukehren.

Neben Zeitungen über fernerliegende Begebenheiten, russische und tatarische Kriege, über die Missionstätigkeit der Jesuiten in Indien und Japan, über die spanischen Eroberungen in Amerika tauchten nun von etwa 1565—1600 immer mehr Zeitungen und politische Lieder auf, welche die konfessionellen und politischen Kämpfe in den Niederlanden, Frankreich, in der Schweiz, das Übergreifen der spanischen Macht auf ganz Europa besangen oder berichteten, die in ihren Folgen auf Deutschland zurückwirken mußten und darum auch hier die öffentliche Meinung in Atem hielten.

Dieses Ringen der Protestanten in Frankreich, den Niederlanden und der Schweiz um ihre religiöse und politische Freiheit im Widerstande gegen die katholischen Mächte, die Guisen, Philipp II., gegen die Liga begleitete nun auch Fischart in einer großen Reihe von politischen Flugschriften und Liedern, die von 1575—1581 und wieder von 1588—1590 in rascher Folge erschienen. Für diesen ganzen Zeitraum war der Verlag Jobins augenscheinlich darauf eingerichtet, von allen neuen wichtigen Ereignissen der Nachbarländer französische, holländische, lateinische, auch deutsche gedruckte und geschriebene Berichte zu erwerben, um sie alsbald unter Fischarts Mitwirkung einem großen deutschen Leserkreis (zuweilen in mehreren Auflagen nacheinander) zu vermitteln.

Es handelt sich bei allen diesen Zeitungen, die Fischart übersetzt oder redigiert, mit Vorreden, Gedichten und anderen Beigaben versehen hat, mit wenig Ausnahmen um lauter außerdeutsche Angelegenheiten. Fischart hat aber gerade durch seine Beigaben mit dem größten Nachdruck auf die außerordentliche Wichtigkeit aller dieser Ereignisse insbesondere für das deutsche Reich hingewiesen. Bei seiner stark ausgeprägten schriftstellerischen Eigenart begnügte er sich nicht damit, die ihm übergebenen Berichte zu überprüfen, zu übersetzen oder deren Verdeutschung zu über-

wachen, sondern er hat in den beigegebenen Vorreden voll klarer politischer Einsicht und in Gedichten voll glühender Vaterlandsliebe seine persönliche Meinung über die behandelten Ereignisse, seinen politischen, nationalen und konfessionellen Standpunkt deutlich und kräftig zur Geltung gebracht. Die Tendenz seiner Zeitungen bleibt immer dieselbe. Auch bei ihm widerstrebenden Anschauungen, z. B. bei den Schilderungen der Gründung des Geistordens, oder der Ermordung Heinrich III. läßt er seine abweichende Gesinnung in den Beigaben zu Worte kommen. Als Calvinist steht er mit ganzem Herzen auf Seite der Hugenotten in Frankreich, der Aufständischen in den Niederlanden, der mit Straßburg befreundeten reformierten Kantone, der Königin Elisabeth, hingegen ist er ein Gegner der Guisen, der ränkesüchtigen Katharina von Medici, ein glühender Feind der Spanier, ein warnender Rufer im Streite wider die drohend anwachsende Macht der „heiligen Liga." Indem er jedes einzelne Ereignis in einen größeren Zusammenhang rückt und in dessen politischer Bedeutung erwägt, malt er die Leiden und Verfolgungen der ausländischen Protestanten seinen Landsleute als Schreck- und Mahnbilder für die eigene Zukunft aus. Mit einem öfter wiederkehrenden Bilde mahnt er, es sei Zeit ans Löschen zu denken, wenn das Haus des Nachbars brenne. Mit patriotischem Schmerze deckt er die sich mehrenden Anzeichen der zunehmenden Zersplitterung und Schwächung des Reiches auf, das z. B. die Verheerung der Landschaft Mümpelgard ungestraft duldet. Er mahnt zur Wachsamkeit, zur werktätigen Unterstützung der ausländischen Protestanten, zu treuem Zusammenschluß aller deutsch urd evangelisch Gesinnten im Reiche.

Mit der literarischen Darstellung der gleichzeitigen Ereignisse in Frankreich wird Fischarts Tätigkeit ausgesprochen journalistisch. Von der Bartholomäusnacht bis zur Belagerung von Paris durch Heinrich IV. im Herbst 1590 verfolgte er nun alle wichtigen Ereignisse auf dem französischen Schauplatz. An der Grenze Frankreichs lebend, vertraut mit der Sprache, Kultur und Literatur der Franzosen, erwärmte er sich leicht, soweit nicht das Deutschtum gefährdet schien, für die „herrlich wehrhafte Nation" und insbesondere für seine Glaubensgenossen, die Hugenotten, an deren

wechselvollen, gewaltigen, blutigen Geschicken er innigen Anteil nahm.

Bald nach dem Beginn der Reformation in Deutschland tauchten auch in Frankreich Anhänger der neuen Lehre auf, die sich nach Calvins Auftreten in allen Ständen rasch vermehrten. Die religiöse Bewegung verquickte sich hier mit den sozialen und politischen Regungen der noch selbständig gebliebenen französischen Kräfte gegenüber dem überhandnehmenden königlichen Absolutismus. Seit Franz I. suchte darum das an die alte Kirche gebundene Königtum die Neuerer, die seit 1561 unter dem Namen Hugenotten zusammengefaßt wurden, zu unterdrücken. Das Haus der Guisen übernahm in der weiteren Entwickelung die Führung der Katholiken, das Königshaus von Navarra die Führung der Protestanten. Die Gegensätze zeitigten von 1562 bis 1587 die blutigen acht Hugenottenkriege, während das von Schwächlingen vertretene französische Königtum zwischen den Parteien schwankte. Das Ausland mengt sich ein. Spanien deckt den Katholiken den Rücken, England fördert die evangelische Sache durch Geld, Deutschland durch Hilfstruppen. Die Witwe Heinrichs II., Katharina von Medici, seit der Thronbesteigung ihres zweiten Sohnes, Karls IX., auf lange hinaus tatsächlich die Regentin von Frankreich, suchte durch hinterlistiges Spiel mit den Parteien den ihren Söhnen drohenden Gefahren zu wehren. Sie will sich nicht ganz der von Philipp II. beeinflußten katholischen Partei hingeben, sie kommt darum wiederholt den Hugenotten entgegen, verursacht aber, als ihr die Protestanten unter Colignys Leitung zu mächtig zu werden scheinen das erbarmungslose Morden der Bartholomäusnacht, womit der Zerfall der bisher aufsteigenden Hugenottenpartei begann.

Diese inneren Wirren wurden in Frankreich selbst von Berichten, Flug-, Streit- und Schmähschriften begleitet, in denen sich die heftig erregten Gemüter literarisch entluden. Diese Zeitungen kamen auch nach Deutschland. Außerdem wurden seit dem ersten Zug des Pfalzgrafen Johann Casimir mit deutschen Hilfstruppen nach Frankreich 1568 bis 1600 Jahr um Jahr in verschiedenen Druckorten Zeitungen, die sich mit den politischen Ereignissen und Bürgerkriegen in Frankreich beschäftigten, „aus dem Fran-

zösischen verdeutscht". In der Schar dieser Zeitungen, die sich zumeist mit einer einfachen Übersetzung des Originals begnügen, nehmen die bei Jobin verlegten, von Fischart redigierten und mit Beigaben versehenen Flugschriften einen großen Raum und eine überragende Stellung ein.

Schon früh hatte sich Fischart mit diesem Gegenstand beschäftigt und war also für diese besondere Aufgabe gut vorbereitet. Er erwarb 1567 das von einem unbekannten Hugenotten verfaßte Werk Histoire de nostre temps contenant les Commentaires de l'estat de la Religion et Republique sous les rois Henry II., François II. et Charles IX. (1566 und 1567), wo die öffentlichen Kundgebungen der Zeit und das mühevolle Emporkommen der Hugenotten, also die geschichtlichen Grundlagen für die späteren Ereignisse vorgeführt werden.

Die erste dieser Schriften ist der Reveille Matin: oder Wacht frü auf. Das ist Sumarischer vnd Warhafter Bericht von den verschinenen, auch gegenwertigen beschwerlichen händeln in Frankreich, den Franzosen vnd andern genachbarten Nationen zu gutem Gesprächsweis gestellet vnd verfasset. Durch Eusebium Philadelphum Cosmopolitam. Jetzunder aber aus dem Französischen ins Teutsch gebracht. Durch Emericum Lebusium. 1575. Der Verfasser des Originals, Philadelphus (wahrscheinlich der französische Protestant Nicolaus Barnaud) hat sein Werk im Laufe des Jahres 1573 in lateinischer und in französischer Sprache niedergeschrieben und beide Fassungen im folgenden Jahre in der Schweiz, aber mit der (in damaligen Hugenottenschriften üblichen) falschen Druckangabe Edinburg, die auch in der deutschen Ausgabe beibehalten wurde, veröffentlicht. Die lateinische Fassung: Dialogi ab Eusebio Philadelpho Cosmopolita in Gallorum et caeterarum nationum gratiam compositi ist mit einer boshaften Zueignung den Ständen der Krone Polens gewidmet, als Dank für die Befreiung Frankreichs von dem Prinzen von Anjou, durch dessen Wahl zum polnischen König, und mit der Bitte versehen, den König Karl IX. und dessen Mutter in ein noch entlegeneres Königreich zu befördern. Die französische Fassung: Le Reveille-Matin des Français et de leurs voisins, composé par Eusebe ... en forme de

Dialogues ist der englischen Königin Elisabeth zugeeignet. Die Schrift besteht aus zwei Gesprächen, worin sich eine Reihe allegorischer Figuren über die konfessionellen Wirren Frankreichs unterreden. Im ersten Gespräch hat zumeist der Historiographus das Wort. Er gibt eine packende Schilderung von dem Auftreten, den Kämpfen, Erfolgen und Leiden der Hugenotten von den Zeiten Franz I. an. Er erzählt die Greuel der Bartholomäusnacht und die sich anschließenden Verfolgungen der Hugenotten im ganzen Lande. Endlich entwickelt einer der Mitredenden, Daniel, in zahlreichen Artikeln seinen Vorschlag zur Bildung einer großen demokratischen Kirchengemeinde der französischen Reformierten.

Nur dieses erste Gespräch wurde für die Ausgabe vom Jahre 1575 ins Deutsche übertragen. Die außerordentlichen Ereignisse waren ja damals in Deutschland bekannt. Sie sind auch in älteren deutschen Zeitungen kurz berichtet worden. Im Reveille Matin aber schildert ein Augenzeuge alle Einzelheiten von den Vorbereitungen und Ursachen angefangen bis zu der Katastrophe. Die Nachfrage nach der Verdeutschung war auch so groß, daß Jobin einen in Eile fertiggestellten Druck auf den Markt warf und sich genötigt sah, noch im gleichen Jahre eine im ganzen gleichlautende, aber sorgfältiger durchgesehene Ausgabe zu veröffentlichen. Mit Wärme schildert hier der Verfasser die Leiden seiner Religionsgenossen, mit Empörung stellt er die Niedertracht und Grausamkeit der königlichen Familie und der Guisen an den Pranger. Zum Schluß läßt er den Weckruf erschallen nach einer Vereinigung aller Protestanten zum Schutze ihrer Gewissensfreiheit gegen die feindlichen Mächte. Das mußte die Herzen der deutschen Protestanten ergreifen und Fischart bewegen, sich bei der Herausgabe dieser Flugschrift zu betätigen. Die genaue und gute Verdeutschung eines Emericus Lebusius — ein Hehlname — hat Fischart ein wenig stilistisch umgeändert, mit einigen Reimsprüchen versehen und an den Anfang ein mit Huldrich Wisart gezeichnetes überaus wirksames Gedicht gestellt: „An jedes Aufrecht Redlich Teutsch geplüt vnd gemüt,“ worin es in einem glücklich gewählten Versmaß, Wechsel von drei und vier Hebungen, mit kräftigen Worten, anschaulichen Bildern in gedrängter Form

seine Übereinstimmung mit der Richtung des ganzen Werkes ausdrückt und dessen Bedeutung für die deutschen Protestanten nachdrücklich hervorhebt. Ja, Unbill stoße die Tür auf, das sehe man an diesem Buche, das durch die Bedrückungen der französischen Tyrannen hervorgerufen worden sei und das, so herb und schonungslos es auch tadle, nur die Wahrheit sage.

> Man mus den Pluthund Pluthund nennen,
> Den er ist je kain Schaf.

Und nun folgt der flammende Weckruf an seine Landsleute.

> Ir aber, standhaft Teutsche herzen,
> Die nun den rum habt lang,
> Das euch auch fremd unbill und schmerzen
> Zu treuen herzen gang,
> Werd dis nach euer Redlichkeit
> Aufrecht urteilen recht,
> Und lernen draus gelegenhait,
> Was euch begegnen möcht.

Des Nachbars Haus brennt. Erwacht rechtzeitig und sorgt um eure eigne Habe!

Ferner hat Fischart zwei Gedichte seiner französischen Vorlage übertragen, die angeregt durch eine Stelle in Ronsards Franciade die Königinmutter Katharina mit zwei verbrecherischen Fürstinnen, mit Fredegonde, der Gattin Chilperichs, und mit der Jesabel des alten Testamentes vergleicht. Die in Reimpaaren gehaltene Übersetzung ist wörtlich, nur hat Fischart mehrere Verse eingeschoben.

> ... Sich regen diese recht Brennhilde,
> Die wie Grimmhilde als verwülte?
> Mit ihren vil bestallten Farren
> Und andern, die sie ziecht am Barren?
> Mit ihren Kattern gros und klain.
> Darum ich wol die, so ich main,
> Will nennen gleich die Katterein,
> Dieweil sie laßt all Katter ein,
> Vnd ist weder von Kattern rain,
> Noch auf Welsch vil Katzenrain.

Auch gebraucht er in seinem Unmut gegen Katharina noch derbere Ausdrücke, als das Original, nennt sie „Alles unflats ain schandgefäß" und beschließt das zweite Gedicht mit den Worten

Dann ihren Madensack vermessen
Die Hund nicht werden wöllen fressen.

Erst im Jahre 1593 erschien eine neue Ausgabe des deutschen Reveille. Sie enthält nun auch eine Übersetzung des zweiten Gesprächs; das minder fesselnd als das erste, allgemeine Erwägungen über die konfessionellen Verhältnisse Frankreichs, Englands und Schottlands vorträgt.

Im Jahre 1575 beteiligte sich Fischart ferner an der Verdeutschung einer zweiten Hugenottischen Kampfschrift: „Offentlichs vnd inn warheit wolgegründts Außschreiben der vbelbefridigte Ständ in Franckreich ... Inhaltend die Wunderlich Beschreibung des Lebens der Catharine von Medicis ... Auß dem Frantzösischen ins Teutsch gebracht durch E. Lebusium." Das Original wurde von einem ungenannten Verfasser — vielleicht war es der bekannte französische Drucker und Gelehrte Henri Estienne (Stephanus) — im Sommer 1574 verfaßt und bald danach in einer französischen Ausgabe (Discours merveilleux de la vie de la royne Catharine) und in einer lateinischen Fassung (Legenda S. Catharinae Mediceae reginae) mit falschen Druckangaben in der Schweiz veröffentlicht.

Dieser Discours richtet seine schärfsten Pfeile gegen die Königinmutter. Er gibt eine haßerfüllte Beschreibung ihres Lebenslaufes, schildert das Geschlecht der Medicäer und schon die Jugendzeit Katharinens möglichst abfällig und deckt insbesondere alle die Ränke, gewissenlosen Handlungen und Verbrechen auf, die sich die Königin seit dem eigentlichen Beginn ihrer Herrschaft, seit 1560 zuschulden kommen ließ. Mit dem größten Ingrimm wird dargelegt, wie sie, die Fremde, über das Vaterland Unfrieden, Verderben und Verwirrung brachte, die beiden großen Parteien durch Wortbruch und Hinterlist gegeneinander aufhetzte, um die Häupter des französischen Adels zu vernichten. Wie es ihr nicht um die Wahrung des Katholizismus, sondern nur um die Festigung ihrer tyrannischen Herrschaft zu tun sei! Wiederholt wird darauf hingewiesen, daß sie ihre Praktiken und Kniffe den Lehren ihres florentinischen Landsmannes Machiavelli verdanke. Nachdrücklich wird ihre persönliche Schuld an dem Verbrechen der Bluthochzeit hervorgehoben. Und wie im Reveille

werden zum Schlusse alle wahren Franzosen aufgerufen, die unrechtmäßige Regentschaft dieser Furie abzuschütteln.

Verdeutscht wurde der Discours von Lebusius, wie der Reveille. Fischart hat aber auf Stil und Wortlaut des „Offentlichen Ausschreibens“ sichtbar einen stärkeren Einfluß. Schon in der ersten deutschen Ausgabe finden sich ausgesprochen Fischartische Redewendungen und Wortbildungen. Z. B. für qu'il se battroient en quelque rencontre „das sie, so sie zusammenstossen, einander gut Ding abklopffen, und das sechlin machen, ihnen damit ein lustig Schauspiel anzurichten.“ Synonymen in langen Reihen und zweigliedrige Formeln: so für usurpation tyrannique „eine tyrannische eigenbewältigung und zubeeignung des Reichs“ und die häufige Umformung der Sentenzen des Originals in Reimpaare. So z. B. für Or à qui veut fair mourir quel'quun, ne manque jamais occasion „Da gehts wie man sagt:

Wann man kurtzumb einen Tot will haben,
Kan man bald ein ursach von Nägeln schaben,
Und welcher schlagen will ein Hund,
Bald ein Stecken fund.

Diese erste Ausgabe, die nach ihrem typographischen Aussehen zu urteilen, wahrscheinlich nicht bei Jobin gedruckt wurde, verkaufte sich überaus rasch. Denn der zweite Druck, den nun Jobin mit einem neuen rot-schwarzen Titelblatt und der Uberschrift „Offenlichs Ausschreiben“ herausgab, wurde mit einer solchen Eile fertiggestellt, daß man die damals in der Offizin übliche Fischartische Rechtschreibung nur bis zur Mitte durchführte. Nachdem aber damit für die dringendste Nachfrage gesorgt war, konnte die dritte Ausgabe, wieder ohne Jahresangabe, mit Muße und Sorgfalt hergestellt werden. Hier wurde Fischarts Rechtschreibung durchs ganze Buch sorgfältig durchgeführt und der ganze Text nochmals gründlich überprüft und von Fischart von neuem stilistisch umgestaltet. Hier finden sich neue Erweiterungen, Beiwörter und volkstümliche Redensarten. Aus: „seltzame Vögel“ wird jetzt: „Grotteschische Vögel vnd sonst grillen,“ aus „entsetzen“ wird „aus dem sattel heben“ usw. Statt des früher angewendeten Fürwortes wird nun die bestgehaßte Königinmutter mit Kosenamen wie „Gifthexe, Crocodilin, schöne Blutsrichterin,

Frau Regentin von Butzgnaden" usw. überschüttet. Und vor allem erscheinen wieder eine größere Reihe von Prosasprüchen in Reime umgewandelt.

Höchst merkwürdig ist es, daß die Sonette Fischarts aus der ersten Ausgabe in der dritten, die einen viel Fischartischeren Wortlaut zeigt, wegblieben. Diese sieben Sonette, die mit dem Hehlnamen Huldrich Wisart bezeichnet und „An Ehr und Billigkeit liebende Leser" gerichtet sind, geben den Hauptgedanken des öffentlichen Ausschreibens in mannigfachen, wirksamen Gleichnissen, in kräftiger humorvoller Sprache wieder. Namentlich das letzte Sonett, mit seiner Aufforderung an die Franzosen, das widerrechtliche Regiment eines Weibes abzuschütteln, schließt sich unmittelbar an die letzten Absätze des übersetzten Werkes an. Die Sonette, die durch die Polemik gegen die Königinmutter und durch den fortgeführten Vergleich vom gallischen Hahn zusammengehalten werden, bilden eine Art Sonettenkranz. Der allgemein ausgesprochene Gedanke des einen Sonetts findet in anderen seine Anwendung auf die besondere Lage in Frankreich. Das erste Sonett, das sich fast wörtlich an eine Betrachtung des Reveille Matin anlehnt, beginnt mit dem Gleichnis.

> In dem Hauß, spricht man, stehts nicht wol,
> Und muß gewiß was böß gemanen,
> Wann die Henn kräht über den Hanen,
> Da sie doch darfür gachssen soll.

Es sei wider die Natur, „daß das schwächer das stärcker führt". Ein anderes Gleichnis fügt das zweite Sonett hinzu. In einer einmütigen starken Regierung müssen, wie auf einem Instrumente alle Saiten zusammenstimmen. Sei aber die gröbste Saite „exlex", dann werde die Harmonie des Spiels gestört. Das dritte Sonett zieht daraus die Folgerung. In Frankreich aber herrsche eine florentinische Henne, die das Hahnengeschlecht der Gallier zu Kapaunen entmannen wolle. „Das alte Trummscheit" stimme nicht zu den übrigen Saiten. An Sardnapal, Semiramis und anderen abschreckenden Beispielen wird in den beiden folgenden Sonetten gezeigt, daß Mann und Frau innerhalb ihrer naturgemäß verschiedenen Wirkungskreise verbleiben sollen. Doch das sechste gesteht Ausnahmen zu.

> Gleichwol sag ich nicht, das nicht auch
> Ein Weib mög herrschen nach Landsbrauch,
> Fürnemlich, wenn sie in ihrm stat
> Pflegt der Männer Rath und that.

Es ist ein Gruß der Höflichkeit an die Königin Elisabeth von England. Das letzte, ein erweitertes Schweifsonett, faßt den ganzen Groll gegen Katharina zusammen. Einem Weibe aber, das sich erkühne ohne Recht und Gesetz despotisch zu herrschen, solle man sich widersetzen.

> Darumb nur, ihr Frantzosen, dran,
> Erweist, das Hanen muth ihr han,
> So wirdt euch alles Glück zugahn.
> Erweist, das jhr von Teutschen kommen,
> Von Franken frey, den alten frommen.

Wie ihr keinen fremden Hahn über euch dulden würdet, so seht zu, daß es gelinge, die wilde Henne mit ihrer grimmen Brut zu zähmen.

Diese frei gebauten, aus deutschen Vierhebungsversen zusammengesetzten Sonette, zu denen Fischart durch französische Vorbilder, namentlich durch ein Spottsonett auf Katharina im Reveille Matin angeregt wurde, sind (abgesehen von einer Übersetzung Christof Wirsungs aus dem Italienischen 1556) die ersten Sonette in deutscher Sprache. Fischart wird dadurch zum Vorläufer der deutschen politischen Sonette im 19. Jahrhundert.

Mit Fischarts Sonetten hängt in der ganzen Auffassung und mit ähnlichen Vergleichen und Wortspielen das wahrscheinlich auch 1575 verfaßte Gedicht zusammen: Ein Wunderlaeßliche Zeitung von einem Newen Propheten, so newlicher Zeit zu Einsiedelen, zwischen dem Gugelkamm und Gallencock ist erstanden. Auf dem beigegebenen Bilde steht ein krähender Hahn mit drei Hennen. Fischart verspottet hier die Unsitte der Zeit, daß jeder ein Prophet sein wolle, die lächerliche Wetterverkündung und den „Astrologus". Aber wie der Hahn seinen Kopf gegen den Himmel kehre und nie verschlafe, so sollen auch die Menschen zu Gott aufblicken und immer wachsam sein.

Zwei Jahre darnach schrieb Fischart ein Gedicht auf ein Bildnis des Admirals von Frankreich Gaspard von Châtillon Herrn von Coligny, der am 22. August 1572 von einem

Meuchelmörder verwundet und zwei Tage später als erstes Opfer der Bartholomäusnacht ermordet wurde. An das nicht verbürgte Gerücht, Colignys Haupt sei einbalsamiert dem Papste gesendet worden, fügt Fischart die Drohung hinzu, Rom werde mit diesem würdigen Haupt nach seinem „Hailtumsprauch" zu Peter und Paul noch einen „Märtler" erhalten. „O Rom, rühm dich von Märtlerplut," das dir aber den Untergang bereiten wird.

Noch im Jahre 1575 kam Deutschland in unmittelbare Berührung mit den inneren Zerwürfnissen Frankreichs. Gegen den neuen König Heinrich III., der die Politik seines Bruders Karl IX. fortsetzte, erhoben sich alle Mißvergnügten, die Partei der sogenannten „Politiker", sowie die Hugenotten. Auch der Bruder des Königs, der Herzog von Anjou schloß sich ihnen an. Das Ausland wurde zur Hilfe herangezogen, England gab wieder Geld, Deutschland Männer. Johann Casimir Pfalzgraf bei Rhein, dem die Hugenotten die Bestellung zum Administrator der ehedem deutschen Bistümer Metz, Toul und Verdun zugesagt hatten, sammelte die Scharen der Deutschen und der Schweizer und führte sie im Dezember 1575 über die französische Grenze. Ohne ernsten Widerstand zu finden, zog das Heer durch Frankreich, vereinigte sich mit den französischen Truppen der Unzufriedenen und stand Ende April (im ganzen über 30000 Mann stark) vor Paris. Der König, unvermögend zur Abwehr, befriedigte die Häupter der Gegnerschaft, gewährte im Frieden zu St. Martin „genannt Paix de Monsieur" Mai 1576 den Hugenotten freie Religionsübung im ganzen Reiche, gleiches Recht mit den Katholiken vor Amt und Gericht und einige feste Plätze, Johann Casimir wurde durch Gewährung persönlicher Vorteile beruhigt, die Besoldung seiner Truppen aber übernahm der König selbst. Nachdem die Hälfte der Summe ausbezahlt war, führte Casimir noch im Mai seine Truppen heim. Der König Heinrich aber war nach Beseitigung der unmittelbaren Gefahr, von seiner Mutter beeinflußt, weder geneigt den Reformierten die versprochenen Zugeständnisse zu halten noch den Rest der Schuld an die deutschen Söldner auszuzahlen.

An diese Ereignisse schließen sich drei kleine deutsche Schriften an, die Ende 1576 und im Jahre 1577 erschienen und an deren

Redigierung Fischart höchstwahrscheinlich wieder Anteil genommen hat. Die erste davon: Aigenliche Beschreibung des jüngstergangenen Zugs in Frankreich von Johan Casimirn Pfalzgrafen, 1576 rührt von „von ainem, so selbs dem Zug beigewonet" her. Es sind eilfertig und ungelenk abgefaßte Tagebuchaufzeichnungen eines schlichten Artilleristen, der die Abenteuer, Scharmützel, Gewalttaten und Verluste seiner Truppe vom Aufbruch in Heidelberg bis zur Ankunft in St. Martin und den Rückzug nach Lothringen nüchtern schildert. Diese „kurz einfaltig beschreibung" wurde mit einer Einführung versehen, die knapp die Ursachen der letzten Unruhen in Frankreich zusammenfaßt. Sie enthält einige Reimsprüche, z. B. „die äuserste Not Sucht äuserstenRhot" oder, „wie einer schreibt"

Das die Gaben, gewinn und Beut
Besänftigen gemainlich die Leut,

die ebenso wie Einzelheiten des Stils für Fischart zeugen.

Im Titelblatt und am Schluß des Textes dieser Schrift wird verwiesen auf die beigebundenen „Fridens Edict. Kön. Maiestat aus Frankreich" 1576, einer schlichten, etwas breitspurigen Übersetzung der 63 Bestimmungen des für die Reformierten so überaus günstigen Paix de Monsieur. Ihr folgte die „Frankreichische Zeitung, Von Schriftlichen und Mündtlichen Handelungen mit Kön. Maj. inn Frankreich durch die Abgesandte vonwegen ... Hörzogen Johan Casimirn ..." 1577. Sie enthält die Rede der Abgesandten des Pfalzgrafen an König Heinrich mit der Forderung des rückständigen Soldes für die deutschen Hilfstruppen, den Bericht der Gesandten an ihre Herren über die Verhandlungen in Paris und deren ungünstiges Ergebnis, sowie die bitteren Sendschreiben des Pfalzgrafen an den König. Oft wird in diesen aus dem Französischen und Lateinischen übersetzten Reden und Briefen vor der neuen Heiligen Liga gewarnt, die des Königs jüngst erlassene Friedens-Edikte und den kaum errungenen Frieden in Frankreich zu brechen drohe.

Die Liga war noch im Jahre 1576 bald nach dem Frieden zu St. Martin aus dem Bestreben der französischen Katholiken erwachsen, dem Bunde der Reformierten, die so oft das Ausland zur Hilfe heranzogen, einen allgemeinen katholischen Bund ent-

gegenzustellen. Zunächst in der Picardie von den dem Herzoge von Guise ergebenen Baronen und Städten gebildet, sollte sie später, gestützt vom König von Spanien und der Kurie, die größte Bedeutung für die Entwicklung der inneren Verhältnisse in Frankreich und für ganz Europa gewinnen. Auf die Gefährlichkeit dieses Bundes wurden die deutschen protestantischen Kreise bald aufmerksam, und als Anhang zur „Frankreichischen Zeitung" gibt Jobin bereits eine deutsche Übersetzung der geheimen Satzungen der heiligen Liga und der Eidesformel ihrer Mitglieder.

Ende dieses Jahres erschien eine Flugschrift mit drei Berichten: Die Neulichste Frankreichische Zeitung Innhaltend I. Die Apologie oder Ehr-Rettung der Reformirten Kirchen inn Frankreich. II. Demnach wie des Königs Bruder die Stät Charité vnd Lissoire hat eingenommen. III. Kurze verzaichnus der neulich Niderländischen Händel mit Antorf vnd Namurk. Alles aus dem Latinischen vnd Französischen verteutschet 1577. Der erste Bericht enthält eine Entgegnung auf die mit Ausfällen gegen die Hugenotten versehene Instruktion, welche Heinrich III. seinem Gesandten Villequier Ende 1576 für die deutschen protestantischen Fürsten mitgab, um diese von der Bildung einer Gegenliga abzuhalten. Der zweite Bericht erzählt von dem Vorgehen der Herzöge von Anjou und Guise, welche La Charité und Issoire eroberten, wobei letztere Stadt nach einem greuelvollen Blutbad in Flammen aufging. Der dritte erzählt von niederländischen Begebenheiten im Sommer 1577.

Da Heinrich III. Ruhe wünschte, schloß er im September 1577 die Friedensvereinbarungen zu Poitjers und Bergerac, worin die den Hugenotten neu gewährten Rechte zwar eingeschränkt, doch trotzdem die Bedingungen zu einem erträglichen Verhältnis zwischen beiden Bekenntnissen und die Grundlagen für die spätere Verabredung zu Nérac, Februar 1579, geschaffen wurden.

Inzwischen fesselten Fischart die stürmischen Ereignisse in den Niederlanden, die auch Frankreich und Deutschland in Mitleidenschaft zogen. Seit dem Regierungsantritt Philipps II. (1555) wurden die Niederländer in ihren alten Rechten immer mehr verkürzt. Im Jahre 1566 entstand der Geusenbund und brach

der wüste Bildersturm aus. Um den Aufruhr zu unterdrücken, wurde Herzog Alba im Sommer 1567 in die Niederlande gesandt, wo er bis zu seiner Abberufung, Ende 1573, eine blutige Schreckensherrschaft ausübte. Die wechselvollen Begebenheiten dieser zwei Jahrzehnte zeitigten eine große Flut von Zeitungen und Flugschriften in niederländischer und französischer Sprache, die von 1566 ab auch nach Deutschland kamen, dort übersetzt und redigiert wurden. Fischart, der die Verhältnisse dieses Landes durch einen Aufenthalt in Flandern kennen gelernt hatte, der mit der niederländischen Sprache und Literatur vertraut war, fühlte auch die Leiden seiner Religionsgenossen mit, fand aber erst 1577 Gelegenheit, auch als Journalist für den Befreiungskampf der Niederländer einzutreten.

Als der Nachfolger Albas, der spanische Oberstatthalter Requesenz y Zuniga, unter dessen Regierung die Unabhängigkeitsbewegung der nördlichen holländischen Provinzen unter dem Prinzen Wilhelm von Oranien große Fortschritte gemacht hatte, am 3. März 1576 starb, übernahm der Stadtrat von Brüssel provisorisch die Regierung. Unter diesem schwankenden Regimente aber gingen die verwilderten spanischen Truppen, denen der Sold nicht ausgezahlt wurde, zu offener Meuterei über. Sie bemächtigten sich der Stadt Aalst, hausten übel in Mastricht und überboten alle Schreckenstaten durch die greuelvolle Verwüstung und Plünderung der Stadt Antwerpen am 4. November 1576. Diese Ereignisse trieben auch die südlichen Provinzen zur Verzweiflung. Erst jetzt gelang es dem Prinzen von Oranien das Mißtrauen der romanischen und katholischen Landschaften gegen den calvinistischen und germanischen Norden zu besiegen. In der Genter Pazification vom 8. November 1576 schlossen alle siebzehn niederländischen Provinzen eine Konföderation zur Abschüttelung der spanischen Fremdherrschaft. Diese Ereignisse schildert kurz die „Antorfische Zeitung, Grüntliche und kurze Beschreibung der Ursachen der Niederländischen Empörungen“ 1577, die aus französischen Berichten über die Plünderungen zu Antwerpen und anderwärts, sowie über die Genter Verhandlungen von Fischart selbst oder unter seiner Mitwirkung übersetzt wurde.

Der neue spanische Oberstatthalter Johann von Österreich aber

wurde tatsächlich genötigt, das Ewige Edikt vom 12. Februar zu bestätigen und im April 1577 die spanischen Truppen weg zu senden. Die Einmütigkeit der niederländischen Generalstaaten aber wurde bald gestört. Als der Prinz von Oranien auch zum Statthalter (Ruwaard) von Brabant ausgerufen wurde, lud der zwar antispanische, aber streng katholische Adel der südlichen Provinzen, der die Übermacht des Calvinismus zu fürchten begann, im Herbst 1577 insgeheim den jungen Erzherzog Matthias, den Bruder des Kaisers Rudolf, ins Land. Matthias hielt im Januar 1578 seinen Einzug in Brüssel. Oranien ließ es zu, daß der Erzherzog zum Generalgouverneur der Niederlande gewählt wurde, behielt aber als dessen General-Lieutnant tatsächlich die Macht in der Hand. An den Erzherzog wandten sich nun im Juni 1578 seine protestantischen Untertanen in einem Schreiben, worin sie den neuen Gouverneur und die Stände um freie Ausübung ihrer reformierten Religion, von der sie niemals abließen, ersuchten, wie sie ihrerseits jedes feindselige Vorgehen gegen die Katholiken zu unterlassen versprachen. Würde, so führen sie hier aus, im Anschluß an die Genter Friedensartikel die völlige Gleichberechtigung beider Bekenntnisse gewährt, dann könnten die Spanier nicht mehr die religiöse Entzweiung der Niederlande zur Untergrabung ihrer Freiheit und ihres Gemeinwohles ausnützen. Auch diese Denkschrift ist aus dem Französischen ins Deutsche übertragen und in Straßburg veröffentlicht worden: Vnterthänigs Schrifftliches Ansuchen vnd Supplicciern ... Von den Einwonern vnd Landsassen der Niederlanden, welche Protestieren vnd bedingen nach der Reformation zu leben ... 1578. Auch hier erweisen Stil, Rechtschreibung und andere Kennzeichen den entscheidenden Anteil Fischarts an der Verdeutschung.

Matthias, vom Kaiser im Stich gelassen, konnte nur seine Person in die Wagschale legen. Darum mußten sich die Niederländer, sobald die Verhältnisse wieder ernster wurden, um anderweitige Unterstützung umsehen. Anfang 1578 erneuerte Don Johann mit den zurückgebliebenen spanischen Truppen wieder den Angriff und besiegte die Verbündeten am 31. Jänner in Gembloux. Als nun der Prinz von Oranien gegen Don Johann

deutsche Hilfstruppen uuter Johann Kasimir, Pfalzgraf bei Rhein herbeirief, sahen sich die südlichen Provinzen nach einem katholischen Beschützer um und luden den Herzog Franz von Anjou und Alençon, Heinrichs III. Bruder in die Niederlande ein. Der Herzog erschien mit 10000 Mann in Bergen und schloß im Einverständnis mit Oranien am 15. August 1578 einen Vertrag mit den Generalstaaten, wonach er zum „Verteidiger der Freiheit der Niederlande" wider die Spanier gewählt wurde. Doch die Unklarheit und das gegenseitige Mißtrauen der Parteien verhinderten größere Unternehmen wider den gemeinsamen Feind. Zwischen den katholischen Wallonen und den protestantischen Vlämen kam es zu blutigen Zerwürfnissen. Nur einige unbedeutende Festungen gewann der Herzog den Spaniern ab, und nachdem Don Johann gestorben war, kehrte er im Jänner 1579 mit seinen Truppen nach Frankreich zurück.

Auf diese Ereignisse bezieht sich die französische Flugschrift: Le vray Patriot aux bons Patriots 1579. Der ungenannte Verfasser — wahrscheinlich ein Genter — wendet sich vor allem gegen die südlichen Provinzen, welche die durch die Genter Pazification hergestellte Einmütigkeit wieder gebrochen haben. Er antwortet insbesonders auf ein verläumderisches Ausschreiben des hennegauischen Adels und verteidigt im einzelnen gegen weitere Anwürfe die freiheitliebenden protestantischen Landschaften und Stände, vor allen die Stadt Gent, die sich innerhalb der Wirren zu einer Art Republik entwickelt hatte. Er macht den Gegnern bittere Vorwürfe, daß sie wallonische Meuterer gegen die flandrischen Städte ausgeschickt und herbeigerufen haben. Er spottet über deren klägliche, ergebnislose Unternehmen und warnt auch in Zukunft vor diesem Schirmherrn der Freiheit, der sich im eignen Vaterlande durch Treubruch und Grausamkeit verhaßt gemacht habe. Er wirft den katholischen Landsleuten vor, daß sie den Spaniern in die Hände arbeiten, denn die römische Religion aufrichten hieße die Tyrannei zurückführen. Unter den heftigsten Ausfällen wider das Papsttum meint der Verfasser unter anderem, das Bilderstürmen der Genter gegen die unempfindlichen Götzen von Stein und Holz sei doch lange nicht so schlimm gewesen, wie das Martern von Tausenden lebender Ebenbilder Gottes durch

die Inquisition. In flammenden Worten ermahnt er seine Landsleute zu einmütigem kräftigen Widerstand gegen den spanischen Erzfeind.

Diese zu Bergen im Hennegau gedruckte politische Flugschrift hat Fischart noch im Jahr des Erscheinens 1579 verdeutscht: „Le vray Patriot &c. Das ist Getreues Ermanen vnd Außschreiben, deren inn den Niederlanden vmb das gemeyn Heyl des Vatterlands sorgtragenden Stände vnd sonderlich deren zu Gent in Flandern"... Die genaue schlichte Übersetzung zeigt viele Eigentümlichkeiten des Fischartischen Stils. So nennt er die französische Ratskammer eine „Verrahtkammer vnd Gifftkuchen," die wallonischen Adeligen „kleyne Halsherrlin, Tyrannlein und Landzwingerlin", schilt unabhängig von der Vorlage die „Bartholomeischen Henckersbuben" und „Parisischen Bartholomäusschinder". Er belebt den Stil durch Redensarten und setzt an den Rand Sprichwörter und Reimsprüche, die von den erzählten Begebenheiten ausgehend allgemeine Wahrheiten aussprechen.

Wie berechtigt die Warnungen des Vray Patriot waren, sollte die nächste Zeit erweisen. Der neue Oberstatthalter, der listige Alexander Farnese, Herzog von Parma zog bedeutenden Nutzen aus der Gegnerschaft der nördlichen und südlichen Provinzen, die sich in der Union zu Utrecht und in der Gegen-Union zu Arras 1579 gesondert hatten. Sein erster großer Erfolg war die Eroberung der Stadt Maastricht, die nach viermonatlicher Belagerung am 29. Juni 1579 unter entsetzlichem Blutvergießen eingenommen wurde. Über diese Belagerung berichtet Fischart in einer Veröffentlichung des gleichen Jahres: Neue Wunderzeitungen auß Franckreich und den Niderlanden I. Von dem schrecklichen hochschädlichen Gewässer zu Paris... II. Von der Ernsten Belägerung der Wehrhafften Stadt Mastricht... In der ersten Zeitung gibt Fischart nach dem Französischen einen Bericht über die Pariser Überschwemmung vom April 1579 mit bitteren Witzen über die Franziskanerinnen, die sich mit Hilfe eines Paternosters befreit hätten, in der zweiten Zeitung nach holländischen Quellen einen Bericht der Belagerung, der aber nur bis zum 9. Juni reicht und unter heftigen Ausfällen gegen die

„Spanischen Moranenköpff“, mit der Hoffnung auf baldigen Entsatz der bedrängten Stadt schließt. Die beiden untereinander verschiedenartigen Zeitungen bringt Fischart durch einige einleitende Worte in inneren Zusammenhang, indem er „die ungewönliche Wassergüß und die abscheuliche Krieg und Blutvergüß“ als Warnungen für „die wanwitzige Welt“ deutet.

Um sich zu retten, sahen sich nun die nördlichen Staaten genötigt, Alençon unter bestimmten Bedingungen zu ihrem Fürsten zu wählen. Doch Gent war damit nicht einverstanden. Hier erschien eine anonyme französische Flugschrift, die Fischart im gleichen Jahr verdeutschte: Treuwe Vorwarnung vnd... hoch zeitiger Raht an das Beträngte Volck im Niderland, 1580, mit seinem Anagramm „Jnn Forchten Gehts Mittel“ und mit einigen Versen versah, die Wortspiele und Reimhäufung zeigen. Hier wird der Herzog als ein Erbfeind der Freiheit benannt. Jhm und dem Prinzen von Oranien, der zu viel „hofiere“, wird vorgeworfen, daß sie nicht tatkräftig genug gegen den Feind vorrücken. Dann werden eine Reihe von Ratschlägen gegeben, zur endlichen Erreichung der lang entbehrten Freiheit.

Am 26. Juli 1581 erfolgte die Unabhängigkeitserklärung der Nordstaaten. Nachdem Erzherzog Matthias Ende Oktober 1581 seine wenig rühmliche Rolle aufgegeben hatte und heimgekehrt war, versuchte Alençon sich zum unbeschränkten Herrscher der Niederlande aufzuwerfen. Doch sein blutiger Handstreich vom 16. Jänner 1583 mißlang wegen der Tapferkeit der Antwerpener. Um alles Ansehen gebracht, zog er sich nach Frankreich zurück. Da am 10. Juli 1584 Wilhelm von Oranien meuchlings erschossen wurde, waren bis auf die vier Staaten Holland, Zeeland, Utrecht und Friesland, die Niederlande abermals den Spaniern ausgeliefert.

Inzwischen widmete Fischart seine Aufmerksamkeit wieder französischen Angelegenheiten. Heinrich III. stiftete als Mittel gegen die gefährlichen Unternehmen der Guisen den ordre du saint Esprit und weihte ihn dem heiligen Geiste dafür, daß ihm die beiden Kronen von Polen und von Frankreich an Pfingstfesten zugefallen waren. Die neuernannten Ritter übernahmen

die Verpflichtung, sich völlig dem Dienste ihres Großmeisters, des Königs, zu widmen. Heinrich hatte auch die Absicht, dem Orden große Vorrechte und Einkünfte zu sichern, um auf diesem Wege zahlreiche hervorragende Persönlichkeiten und auch Anhänger der Guisen an seine Person zu ketten. Die neue Schöpfung aber sollte die Hoffnungen, die der König auf sie gesetzt hatte, nicht erfüllen.

Die am 1. Jänner 1579 unter prunkvollen Zeremonien in der Augustinerkirche zu Paris abgehaltene Stiftungsfeier des Ordens wurde ausführlich in einer französischen Zeitung geschildert, die gleichzeitig ein Verzeichnis der ersten Ritter veröffentlichte und dem Könige zum Lohn für seine preiswürdige Gründung eine dritte Krone dereinst im Himmel verhieß. Diese Zeitung wurde alsbald ins Deutsche übersetzt (und zwar sicherlich nicht von Fischart) und zunächst ohne weitere Beigaben veröffentlicht. Da aber der neue Orden seine Ritter zum katholischen Bekenntnisse verpflichtete, zu gemeinsamen Religionsübungen heranzog und mittelbar auch zur Bekämpfung des Protestantismus in Frankreich dienen sollte, so waren für Fischart genug Gründe zu einer ablehnenden Haltung gegeben. Er hat darum einer neuen (noch im Jahre 1579) veröffentlichten Ausgabe eine Anleitung und ein Gedicht beigegeben, um darin seine Gesinnungsgenossen über die wahre Bedeutung des Ordens aufzuklären: „Merckliche Frantzösische Zeitung Von den herrlichen Solenniteten ... bei dem Orden vom H. Geyst ... Darzu eyne Notwendige Anleytung, den geheymnusen dises Vergeysteten Ordens nachzusinnen, ist vorgethan worden.“

Fischarts Verse, die den Text beschließen, bilden ein Spottgedicht wider die Geistritter und die Jesuiten. Wie die Jesuiten von den drei göttlichen Personen den Sohn ganz für sich in Anspruch genommen haben, so die neuen Geistritter („Geystiter“ und „Spirituiter“ nennt er sie entsprechend den „Suitern“) den heiligen Geist. Den übrigen Christen bleibe also nur Gott Vater. Aber wer ihn wahrhaft besitze, dem fehle auch der Sohn und der Geist nicht. Darum „Jr arm verfolgte Hugenoten,“ laßt euch nicht einschüchtern! Der einige Gott wird eure Feinde, die mit ihm Spott treiben, dereinst beschämen.

In der Vorrede aber verweist Fischart eindringlich auf die Gefahren, die aus der heiligen Liga, den Praktiken der Römlinge, namentlich der Jesuiten, und nun auch aus dem neuen Geistorden denen von der Religion, d. h. den Hugenotten erwachsen. Dieser Orden werde nur eine Leibwache zur Erhöhung der persönlichen Macht des Königs bilden, er werde nicht dem Gemeinwohl des Vaterlandes dienen, sondern den kaum gewonnenen Frieden in Frankreich wieder untergraben. Immer sei die Errichtung neuer Orden ein schlimmes Anzeichen. Wie allen übrigen heimlichen römischen Bündnissen, so müsse man auch dem so laut gepriesenen Geistorden mit Mißtrauen begegnen.

Scharf tadelt es hier Fischart, daß der einheimische hugenottische Adel vom neuen Orden ausgeschlossen sei, daß hingegen fast nur Italiener oder Italienisierte (d. h. Anhänger der ränkevollen Politik der Königinmutter) als Ritter aufgenommen würden. Das bringt er in Zusammenhang mit der „Land und Reichverterblichen übung der Heyllosen Machung fällischen Florentinischen böser Policei lehren", des Säens von Mißtrauen zum Zwecke der Erhaltung der tyrannischen Gewalt. Auch der Geistorden sei diesem „geheimen Machiavellischen Geist" entsprungen. Ähnliche Gedanken hat Fischart in dieser Zeit wiederholt ausgesprochen. Sie finden sich auch in den französischen Flugschriften, mit denen er sich damals beschäftigte, so namentlich im öffentlichen Ausschreiben. Allgemein, besonders im Kreise der Hugenotten wurde angenommen, daß die Königinmutter, die umgeben von italienischen Ratgebern eine eigensüchtige und rücksichtslose Politik verfolgte, ihre Kniffe, ihr hinterlistiges und grausames Vorgehen den Lehren ihres Landsmannes Machiavelli verdanke, der ja sein Hauptwerk dem Vater Katharinens, Lorenzo von Medici, gewidmet hatte. So erhob denn 1576 ein Hugenotte, der Advokat Innocenz Gentillet in seiner Schrift Discours sur les moyens de bien gouverner et maintenir en bonne paix ou Royaume ou autre Principauté. Contre Nicolas Machiavel Florentin eine überaus heftige Anklage wider Machiavelli und die in Frankreich lebenden italienischen Machiavellisten, deren Lehren er als die Quelle aller Übel, Unsitten, Mißstände und Bürgerkriege seines unglücklichen Vaterlandes bezeichnet. Die

Lehren, die Machiavelli in den Discorsi (1531) und im Principe (1532) den Fürsten und den republikanischen Machthabern seinerzeit zur Erlangung und Behauptung der unumschränkten Gewalt erteilte, widersprachen zweifellos der Menschlichkeit und der christlichen Moral, da er auch Verrat, Mord, Wortbruch usw., wenn sie politischen Zwecken dienlich waren, theoretisch verteidigte. Gentillet aber ging, wie viele andere literarische Bekämpfer des Florentiners ungerecht und gehässig vor, wenn er in den drei Teilen seiner Schrift (Rat, Religion, Regierung) 50 Grundsprüche Machiavellis aus dem Zusammenhange loslöst und mit entstelltem Wortlaut mitteilt. Überaus weitschweifig, mit Beispielen aus der französischen Geschichte, mit antiken Zitaten, mit Äußerungen von neueren Staatsmännern und Juristen, sowie mit weitausgreifenden allgemeinen Erörterungen bekämpft er nun die aufgestellten Leitsätze und Behauptungen.

Gentillets Werk erlebte eine lange literarische Nachgeschichte. Ein Zweig davon führt zu Fischart. Zunächst wurde es 1577 von einem ungenannten Hugenotten ins Lateinische übersetzt: Commentariorum de regno ... administrando libri tres. Diese etwas gekürzte Fassung übertrug Georg Nigrinus genau ins Deutsche: Regentenkunst oder Fürstenspiegel Gründtliche erklärung, welcher massen ein königreich ... könne verwaltet werden ... Wider Machiavellum Historicum. 1580. An dieser deutschen Ausgabe beteiligte sich Fischart. Er mußte sich für dieses vom calvinistischen Geist erfüllte, deutschfreundliche, seine Spitze gegen Katharina richtende Werk erwärmen. An der Verdeutschung selbst hat Fischart nicht mitgewirkt. Er hat aber zwei noch von Gentillet übernommene lateinischen Distichenpaare in deutsche Reime frei übertragen, worin er (mit wörtlichem Anschluß an sein letztes Sonett gegen Katharina) die freien Franken auffordert, die fremden Bräuche und das fremde Gesindel zu verjagen (denn kein Hahn dulde einen fremden in seinem Hause) und die Tyrannei abzuschütteln. Er hat ferner die Vorrede Gentillets aus der französischen Ausgabe übertragen und eine eigene mit den Anfangsbuchstaben seines Namens bezeichnete Vorrede hinzugefügt. Hier geht Fischart von Machiavellis Lobschrift auf Deutschland: Ritratti delle Cose dell' Allamagna aus,

wo nach Cäsar die Einführung römischer Namen und Bräuche als den Deutschen verderblich bezeichnet wird. Jedes Land müsse, so setzt Fischart die Betrachtung fort, gleich seinen besonderen Früchten, auch nur solche Gesetze und Gewohnheiten erzeugen, die seiner „Landsart" und dem Nationalcharakter seiner Bevölkerung entsprächen. Wenn sich der fremde Einfluß nicht nur auf Gegenstände der äußeren Kultur, sondern auch auf Anschauung und Sitte, auf Verwaltung und Gesetze, auf die gesamte innere Kultur beziehe, sei es um so gefährlicher. Aus einer derartigen Verwälschung müsse der Untergang des Volkes erfolgen. Das noch in „zimlich auffrechter Freyheit" lebende deutsche Reich möge sich das Beispiel des Nachbarlandes zur Warnung dienen lassen. Von diesem Gesichtspunkt aus wünscht er dem Buche, das dem Übersetzer und dem Drucker große Mühe bereitet habe, eine weite Verbreitung. Doch die nächsten Auflagen erschienen erst 1624 und 1646.

Inzwischen spannen sich in Frankreich die Bürgerkriege fort. Die neuen Waffenerhebungen des Königs von Navarra, des Prinzen von Condé und eines Teiles der Hugenotten, die sogenannte Guerre des Amoureux, hatte Heinrich III. im Herbst 1580 unterdrückt, trotzdem war er (aus Haß gegen die Guisen) zu einem billigen Frieden mit den protestantischen Gegnern geneigt. In seinem Auftrage schloß der Herzog von Anjou auf dem Schlosse zu Fleix en Perigord am 26. November 1580 die neuen (im wesentlichen auf älteren Artikeln beruhenden) Vereinbarungen ab. Dieser Friedensschluß gewährte den streitenden Parteien in Frankreich einen kurzen Waffenstillstand, während dem sich neue schlimmere Stürme vorbereiten sollten. Gleichwohl konnte er Fernerstehenden als ein zu längerer Nachwirkung berufener Abschluß der französischen Bürgerkriege erscheinen. Fischart hat darum auch die Fleixer Friedensartikel in einer schlichten (doch in Rechtschreibung, Stil und Anagramm seine Verfasserschaft beweisende) Übersetzung veröffentlicht: „Fridens Articul Angebracht, bewilligt vnd beschlossen inn der Versammlung vnd Thädigung zu Flex. 1581."

Nun tritt bei Fischart infolge neu übernommener Berufspflichten eine siebenjährige Pause ein, wie in der schriftstellerischen Tätigkeit überhaupt, so auch in der Verdeutschung und Redigie-

rung neuer Zeitungen, indessen Ereignisse von weittragender Bedeutung für die Sache des Protestantismus stattfanden. Der Tod des Herzogs von Anjou (10. Juni 1584) erhob den König von Navarra zum nächsten Thronerben nach dem kinderlosen König Heinrich III. Gegen diese Aussichten eines Hugenotten erhob sich die streng katholische Partei in Frankreich mit dem Herzog Heinrich von Guise an der Spitze und erneuerte mit Unterstützung Philipps II. die katholische Liga (Anfang 1585) zu dem ausgesprochenen Zwecke, die Thronfolge einem katholischen Bourbon zu sichern, sowie den Protestantismus in Frankreich und den Niederlanden völlig auszurotten. Heinrich III. ließ sich von dieser französischen Liga zum Edikt vom 18. Juli 1585 bestimmen, worin er alle in den letzten Jahren mit den Hugenotten abgeschlossenen Friedenserlässe wieder aufhob und die reformierte Religion in den Grenzen Frankreichs bedingslos verbot. Endlich am 21. September 1585 belegte Papst Sixtus V. Heinrich von Navarra und den Prinzen von Condé mit dem Banne und erklärte sie als Ketzer ihrer Besitztümer und ihrer Erbansprüche an die Krone Frankreichs für verlustig. Der König von Navarra erließ nun gegen dieses wortbrüchige Vorgehen Heinrichs III. einen kräftigen Protest, und der Jurist Franz Hotman, der lange in navarrischen Diensten gestanden hatte, veröffentlichte gegen den Bannfluch des Papstes eine ausführliche Entgegnung, den Brutum fulmen, worin er das Papsttum mit bitterster Satire bekämpfte. Die Verdeutschung dieser beiden Schriften aus dem Lateinischen, die Erklärung vnd Protestation des Königs von Navarra und Der Vnvernünfftige vnd Vnsinnige Bannstrahl des Bapsts Sixten des V., die beide im Jahre 1586 erschienen, rührt, wie die Vorrede, sicher nicht von Fischart her.

Fischart eröffnete seine publizistische Tätigkeit erst im ereignisreichen Jahre 1588 wieder mit einer Veröffentlichung über einen Einfall in die Landschaft Mümpelgard (Montbéliard). Der König von Navarra hatte sich mit der literarischen Abwehr nicht begnügt, sondern wandte sich auch an die deutschen protestantischen Reichsstände um Hilfe. Ihre Gesandtschaft, welche August 1586 Heinrich III. zur Wiederherstellung der Friedenserlässe bestimmen

wollte, wurde nicht vorgelassen. So kam es zum Krieg. Die zur Unterstützung für die Hugenotten bestimmten deutschen Truppen unter Führung des Burggrafen Fabian von Dohna blieben vom Ende Juni bis August 1587, auf ihre Bundesgenossen wartend, im Unterelsaß liegen und hausten hier übel in katholischen wie auch in protestantischen Ortschaften. Die Stadt Straßburg aber versorgte diese Truppen, statt sie abzuwehren. Gegen dieses Verhalten erschienen Klagelieder der ausgesogenen Bauern und eine Reihe Pasquille von katholischer Seite. Dadurch kam schon Leben und Leidenschaft in die elsässische Flugliteratur hinein, die durch Fischarts Eingreifen einen gewissen Höhepunkt erreichte. Dohnas Truppen zogen endlich mit den Schweizer Söldnern und einem Heer von Hugenotten nach Frankreich, mußten aber nach unsäglichen Mühen und großen Verlusten im Dezember 1587 den Rückzug antreten. Der Herzog von Guise verfolgte sie bis zur Grenze und überfiel außerdem, um die Deutschen wegen ihrer Frevel in Lothringen und den württembergischen Prinzen, Grafen und Statthalter von Mümpelgard für die Führung der Gesandtschaft an den König zu strafen, dessen unter französischer Oberhoheit stehende Landschaft und ließ die Bewohner durch seine Truppen und die Söldner der Liga in unmenschlicher Weise mißhandeln. Dann zog er plündernd durchs Elsaß und warf sein lüstern Augenmerk auch auf Straßburg. Der bedrohten Stadt kamen bald Berichte von ihren Amtleuten zu über die Verwüstung von Mümpelgard. Einen dieser Berichte hat nun Fischart ohne sachliche Änderungen oder Kürzungen veröffentlicht, und, da das Ereignis für die Stadt von bedeutender Wichtigkeit war, mit eindringlichen Mahnungen versehen in der Schrift: „K u r t z e B e s c h r e i b u n g des L o t t r i n g i s c h e n v n d G u i s i s c h e n F e i n d l i c h e n e i n f a l s i n d i e G r a u e s c h a f f t M û m p e l g a r t ... s a m p t e i n e r v o r g e h e n d e n e r m a n u n g a h n a l l e r e d l i c h e T e u t s c h e n. 1588.

Von klarer politischer Einsicht und glühender Vaterlandsliebe zeugt die Vorrede, die Fischart diesem unheilkündenden Berichte vorgesetzt hatte. Wie sonst, so rückt er auch hier das vereinzelte Ereignis in einen großen Zusammenhang, die Verwüstung Mümpelgards nur als Beispiel der überhaupt gegen Deutschland

gerichteten Pläne der Liga und gemahnt die deutschen Machthaber, die entsprechende Lehre daraus zu ziehen. Die Liga habe in Frankreich und den Niederlanden ein großes Feuer gelegt, darum bedürfe der deutsche Nachbar eines Wächters, zur Wahrung seines eignen Heimes. Die deutsche Mannheit in ihrer Kraft und Blüte müßte dem Papste mit all seinem Anhang in den wälschen Landen mit ihrem bloßen Namen Schrecken einjagen, wenn alle Deutschen einmütig zusammenstünden. Aber des deutschen Reiches Stärke und Zusammenhalt werde immer mehr erschüttert durch die Jesuiten, durch den Solddienst deutscher Krieger in fremden Landen, und durch die unzulängliche Opferwilligkeit der deutschen Stände, welche die Grenze unbeschirmt lassen. Diese Schwäche des Reiches sei dem Papste und seinen Gehilfen bekannt, darum konnten in seinem Auftrag 1584 die Spanier das Stift Köln und dessen Nachbargebiete, jetzt die Truppen der Liga die Grafschaft Mümpelgard ungestraft verwüsten. Bleiben solche Schandtaten auch weiterhin ungerochen, so werden mit der Zeit dem Reiche einzelne Glieder vollends entzogen werden, der altbewährte deutsche Ruf aber müßte empfindlichen Schaden leiden. Und noch auf dem letztem Blatte hinter dem Berichte ermahnt Fischart von neuem seine Landsleute Sorge zu tragen, daß „die von unseren Vorältern biß dahero erhaltene rhum und Ehre des Teutschen Namens nicht von uns verlohren, sondern auff unsere liebe Nachkommen fortgesetzt" werde. Den wirksamsten Abschluß aber bilden die markigen Trutzverse:

Ir Teutschen, wolt jhr haben rhu,
Ein Nachbaur tret dem andern zu,
Bedenckt Gottes; auch ewer Ehr
Unds Vatterland: greifft zu der Wehr!

Widerstrebt mit Kraft dem Verderber, dem Antichrist auf seinem hohen Throne zu Rom:

Den Bundt, so wirdt Heylig genent,
Mit Dapferkeit mänlich zertrent.
Erwacht einmal: die Augen auff,
Die Fäust thut zu, schlagt dapfer drauff!
So gfelt es Gott, habt's Ehr und nutz
Und legt also dem Bapst sein Trutz!

* *
*

Die Schwäche des deutschen Reiches, die bei diesem Ereignisse so jämmerlich zutage trat, bildete einen beschämenden Gegensatz zu der selbstbewußten Kraft der reformierten Schweizer Kantone. Der Mümpelgarder Bericht, durch dessen Herausgabe Fischart auch den Rat von Straßburg aus seiner Schläfrigkeit aufzurütteln wünschte, weist ausdrücklich darauf hin. Die Truppen der Liga begannen auch in Schweizer Dörfer plündernd und sengend einzubrechen, der Berner Mutz aber erhob nur seine Tatze, und der Guise zog sich alsbald über die Grenze zurück.

Hier bereiteten sich Ereignisse vor, die auch für die deutschen Protestanten bedrohlich waren. Fischart erkannte scharf blickend die Gefahr und bemühte sich durch öffentliche Warnungen und Ratschläge dem Übel rechtzeitig zu steuern. Wie mit den niederländischen Calvinisten fühlte sich Fischart auch mit den reformierten Schweizern durch Volksart und Bekenntnis verwandt und durch einen längeren Aufenthalt in Basel auch befreundet. In den siebziger Jahren hatte er schon Züricher Prediger und ihr Schiff mit dem Hirsebrei besungen. Da seine Vaterstadt 1584 arg in die Klemme geriet, trachtete sie sich zu stärken, wie dies schon früher der Fall war, durch ein Bündnis mit Schweizer Städten. Bereits während des Interregnums, 1261, schlossen Straßburg, Zürich und Basel einen Bund und wählten Rudolf von Habsburg zu ihrem Kriegsobersten. Im 14. und 15. Jahrhundert ging Straßburg wiederholt mit Bern, Zürich und anderen Schweizer Städten gegen den streitlustigen Adel und gegen gemeine Raubritter, 1474 gegen Karl den Kühnen von Burgund vor. Im Jahre 1530 vereinigten sich Straßburg, Basel, Bern und Zürich zu einem evangelischen Bund.

Große Wirrnisse erregte der 1583 anhebende Straßburger Kapitelstreit. Der Erzbischof Gebhard von Köln, der protestantisch geworden war und geheiratet hatte, wurde aus Land und Würde vertrieben und bemühte sich nun 1583, seine Nebenstellung als Dechant zu Straßburg und die damit verbundenen Einkünfte zu retten. Mehrere evangelisch gesinnte Domherren, sowie der Rat traten auf seine Seite und verfeindeten sich so vollends mit dem Straßburger Bischof Johann. Die Lage wurde bald so kritisch, daß die Stadt Hilfe von außen suchen mußte, um den Bischof

in Schach zu halten. Die Schweizer Nachbarn waren ihr natürlich am willkommensten, und darum versuchte es Straßburg in den Jahren 1584—1586 vollends Aufnahme in den eidgenössischen Bund zu finden. Kaiser Rudolf II., die vorderösterreichische Regierung, Papst Sixtus V. selbst bemühten sich, die Aufnahme zu verhindern. Und wirklich wurde der Antrag von den in der Mehrheit befindlichen katholischen Kantonen abgelehnt.

Aber gerade das Vorgehen der Schweizer Katholiken mußte mit der Zeit zur Förderung der Straßburger Wünsche beitragen. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts kam der neue Aufschwung des Katholizismus auch in der Schweiz kräftig zum Ausdruck. Die alte Unsitte der fremden Bündnisse wuchs jetzt zu einer Gefahr für die Freiheit der Eidgenossenschaft empor, weil nun beide Bekenntnisse in der äußeren Politik immer mehr getrennte Wege gingen und eigenmächtige Beziehungen mit auswärtigen Glaubensgenossen abschlossen. Jahrzehnte hindurch bemühten sich Rom und Spanien, das seit der Erwerbung Mailands, 1556, ein Nachbar der Schweizer geworden war, die katholischen Orte von den reformierten zu trennen. Vergebens warnten die evangelischen Orte, bei denen der eidgenössische Gedanke stärker wurzelte, ihre katholischen Landsleute vor den Sonderbündnissen mit fremden Fürsten, die den Bestand des gesamten Freistaates bedrohen mußten. Am 5. Oktober 1586 schlossen die sieben katholischen Orte den (später sogenannten) goldenen oder borromäischen Bund zur Festigung und Verbreitung des Katholizismus, der auf lange hinaus die Sonderung der Schweiz in eine katholische und eine evangelische Vereinigung anbahnte.

Wegen der Gefahr, welche durch die Gründung dieses „Christlichen Bündnisses" den reformierten Kantonen drohte, verfaßte ein Schweizer unter dem Decknamen Eberius Philadelphus eine sehr lebendig geschriebene, mit leidenschaftlichen Ausfällen gegen Spanien, den Papst und die Jesuiten gespickte Schrift, welche handschriftlich oder im Druck nach Straßburg gelangte und von Jobin in einer vielleicht von Fischart etwas umstilisierten und mit Randbemerkungen versehenen Fassung neuerdings veröffentlicht wurde, weil doch mittelbar das evangelische Elsaß in Mitleidenschaft gezogen wurde: Ein sehr Nothwendige vnd Ernstliche

Warnung vnnd Vermanungsschrift an die dreyzehn Ort der Eydgnoschafft ... Jetz vnd Newlich auß sonderlichen Vrsachen der gantzen Teutschen Nation sowol, als gemeiner Eydgnoschafft in Truck verfertigt 1586. Als getreuer Eidgenosse warnt der Verfasser seine Landsleute vor den Anschlägen der Gegner und vor Vereinbarungen mit „weitgesessenen Bundesgenossen," rät ihnen aber, wo Gelegenheit vorhanden, eine Vereinigung mit „wol gelegenen benachbarten Stätten". Denn die Eidgenossenschaft sei so „beschaffen, daß sie der ganzen Teutschen Nation, fürnemlich aber dem weit berümbten Rheinstrom wol für eine starke Maur und veste Vorburg mag gehalten werden".

Ein Jahr darnach gelang dem geistigen Haupte der katholischen Eidgenossenschaft, Ludwig Pfyffer in Luzern, ein neues Bündnis. Am 12. Mai 1587 kam ein Vertrag zwischen Luzern, Uri, Schweiz, Unterwalden und Zug mit Philipp II. zustande. Am 26. Februar 1588 trat Freiburg bei. Die feierliche Beschwörung des Bundes fand erst nach Jahresfrist am 16. Mai 1588 in der Domkirche zu Mailand statt. Gegen ansehnliche Pensionszahlungen bewilligten hier die genannten Kantone den Durchzug der spanischen Truppen, gestatteten dem Könige Werbungen gegen Sold in ihrem Gebiete und versicherten sich seiner ausgiebigen Mithilfe im Falle eines Religionskrieges mit den reformierten Kantonen. Der gesamten Eidgenossenschaft wurde in dem Vertrage überhaupt nicht gedacht.

Die großartigen Festlichkeiten, die hierbei gehaltenen freudigen Reden, die außerordentlichen Ehrungen und Geschenke, die den Schweizer Gesandten zuteil wurden, zeigen deutlich, wie willkommen den Wälschen diese Abmachungen waren. Und wie kräftig standen nun auch die katholischen Schweizer Orte da. In sich geeinigt, mit dem Papste, mit Spanien, mit der Liga verbunden! Welche Gefahr mußte aus der Einmischung Philipps II. und des Papstes in die Schweizer Verhältnisse der religiösen und politischen Freiheit der reformierten Städte erwachsen. Der allgemeinen Besorgnis und Entrüstung, die hier laut wurde lieh Fischart seine Feder, um in einer zweiten Veröffentlichung die bedenklichen Folgen dieses neuen spanisch-schweizerischen Bündnisses mit aller Schärfe zu beleuchten und mit seiner ganzen Begeisterungsfähigkeit die

alte ruhmreiche Eidgenossenschaft zu feiern: „Ein auß Meyland vberschribener Bericht, inn was gestalt ... die zwischen dem König auß Spanien vnnd gemelten Schweitzerischen Ortten angefangene Bündnisse vollzogen worden. Sampt ... einer Vorred von der Spanischweitzischen(!) Bündnuß 1589". Sie enthält zwei (schwerlich von Fischart selbst) aus dem Lateinischen übersetzten Stücke: die Festrede des Tiburtius, worin die Tugenden des um die Kirche so verdienten Königs Philipp II., der Kriegsruhm, die gesunde Kraft und die dem Papste entgegengebrachte Ergebenheit der katholischen Schweizerkantone, der Erzbischof, der Statthalter und endlich die Bürger Mailands in überschwenglichen Worten gefeiert werden und ferner den von einem Mailänder als Augenzeugen entworfenen Bericht über die Bundesschließung und die dabei abgehaltenen Festlichkeiten nebst dem Wortlaut des Vertrages und einer Besprechung der daraus zu erwartenden Vorteile, wobei die Bestechung der hervorragendsten Persönlichkeiten in den katholischen Kantonen harmlos zugestanden wird. Der Bericht schließt mit einer freundlichen Schilderung der Schweiz und der Schweizer, ihrer Sitten und Lebensverhältnisse, ihrer politischen Verfassung und ihrer Sagen.

In der Vorrede, die im Stil und der politischen Gesinnung für Fischart zeugt, nennt sich der Verfasser einen „treuen Eidgenossen zugewandten," was Fischart zeitlebens war. Diese „treuhertzige Erinnerung" eröffnet er mit dem wirksamen Hinweis auf Bruder Klaus (den seligen Niklaus von Flüe), der die Eidgenossenschaft durch seine Ermahnungen, namentlich auf dem Tage zu Stans 1481 vor der drohenden Zersplitterung bewahrt habe. Aber vergebens würden heute die verstockten und verblendeten „romanistischen Orte" von ihren reformierten Landsleuten gewarnt. Fischart gibt nun kurz den Inhalt des Fürtrags, den die vier protestierenden Städte: Zürich, Bern, Basel und Schaffhausen auf der Tagung zu Luzern (18. Dezember 1585) überreicht haben und worin als die eigentliche Wurzel des Zwiespaltes in der Eidgenossenschaft die fremden Bündnisse bezeichnet und mit dem naheliegenden Hinweis auf König Philipp von Mazedonien, den Besieger der freien griechischen Städte und auf die Fabel vom Streite zwischen dem Pferde und dem Hirschen zu

treuem einmütigen Zusammenstehen in der altbewährten Eidgenossenschaft aufgefordert wird. Aber „mit was bitterem Vneidgnosischem Gemüt und Hertzen" hatten die Katholiken geantwortet. (Fischart spielt hier auf die bissige von dem Luzerner Stadtschreiber Cysat verfaßte Antwort der sieben katholischen Orte von 1586 an). Die vorübergehenden Vorteile, die den Katholiken aus ihren Sonderbündnissen erwachsen, werden nicht andauern, „eine kurtze freud" werden sie „letzlich mit ewigem Leid beweinen". Durch die Bestechlichkeit Einzelner werde die Freiheit des Ganzen verkauft. Denn die Hasser der Freiheit werden sich nicht begnügen, den Baum zu stümmeln, sondern es versuchen, den ganzen Stamm zu fällen. Welchem ehrliebenden und für das Heil des Vaterlandes besorgten Schweizer sollte diese Gefahr nicht zu Herz und Gemüt gehen? Und sei es nicht besser sich in der Not auf die alterprobten Eidgenössischen Landsleute als auf die fremden auflauernden Fürsten zu stützen? Und doch haben jetzt die katholischen Kantone einen Bund geschlossen mit dem König von Spanien, dessen Endziel die Störung des religiösen Friedens und die Vernichtung der löblichen politischen Freiheit der Schweiz sei. Das ersehe man ja deutlich aus der Freude der Römlinge und Wälschen über das neue Bündnis. Gott bekehre die Verblendeten, strafe die „blutdürstigen Blindenleiter" und wecke die Schläfrigen und „Wahnsicheren" zum Segen der Eidgenossenschaft.

Wie aufrichtig Fischart dieses spanisch-schweizerische Bündnis beklagte, um so mehr freute er sich über die diesem Ereignisse unmittelbar folgende Erfüllung seines Herzenswunsches, über das Bündnis seiner Vaterstadt mit Zürich und Bern. Der drohenden katholischen Vereinigung gegenüber mußten sich die reformierten Schweizer Kantone auch eine feste Stellung zu erringen trachten. Zu einem förmlichen protestantischen Gegenbunde sollte es zwar nicht kommen, aber noch vor der feierlichen Beschwörung zu Mailand, Ende 1587 begannen Bern und Zürich mit Straßburg zu unterhandeln. Den Einwendungen des Kaisers gegenüber entschuldigte sich Straßburg damit, daß es vor dem lauernden Frankreich Schutz suchen müsse. Und als Anfang 1588 die Truppen der Liga das Elsaß überschwemmten, als von Lothringen und

vom Bischof Johann her neue Gefahr drohte, suchte die Stadt bei den Schweizer Freunden um Unterstützung an. Nach längeren Unterhandlungen kam es am 30. März zu einem Vertrage, der am 23. Mai in Kraft trat. Demnach sagte Straßburg hauptsächlich Geldleistungen und Lieferung von Lebensmitteln zu, während sich Zürich und Bern zur Beistellung von Truppen verpflichteten und den „ewigen Frieden" der Eidgenossen mit der Krone Frankreichs als Vorbehalt in die Urkunde aufnahmen. Der Abschluß dieses Bündnisses wurde in allen dreien Städten festlich begangen; mit ganz besonderem Jubel begrüßten ihn die Straßburger. Unerwarteten heftigen Widerspruch aber erhoben die lutherischen Prediger Straßburgs von den Kanzeln herab. Ihr Superintendent aber beruhigte sie mit der Versicherung des Rates, das durch dieses Bündnis mit reformierten Städten durchaus nicht der Calvinismus in Straßburg eingeführt werden sollte. Zur Erinnerung an die Festlichkeiten und zur Feier des Bundes erschien noch im September des Jahres 1588 in Straßburg die Festschrift: „Ordenliche Beschreibung, Welcher gestalt die Nachbarliche Bündnuß vnd Verain der dreyen Löblichen Freien Stätt Zürich, Bern vnd Straßburg dieses gegenwertigen 1588. Jars im Monat Maio ist ernevert, bestättigt vnd vollzogen worden." Für diese Schrift hat Fischart nicht nur fünf (mit seinem Anagramm bezeichnete) Gedichte beigesteuert, sondern laut der Vorrede Jobins auch die zwei größeren Prosastücke: „Erinnerung" und „Beschreibung," welche zur Volkstümlichkeit dieses Bündnisses viel beitrugen.

Die Straßburger Festschrift enthält also (nach der Vorrede): das Gedicht „Kurtze Erklerung vorgesetzter Figuren," welche die auf dem Titelblatte angebrachte Allegorie des Bündnisses ausdeutet: die Lilie mit ihren drei Blütenstengeln als ein Sinnbild der freien Städte Straßburg, Zürich und Bern, die außerdem durch ihre Wappenbilder und ihre Flüsse (Rhein, Limmat und Aar) bezeichnet sind; der aus Kornähren und Rebenlaub geflochtene Zaun deutet die Fruchtbarkeit des Elsasses, das mit Ölzweigen umwundene Schwert das treue Zusammenhalten der Bundesstädte in Kriegs- und Friedenszeiten an. Gleich im Eingang wird die Lilie mit der Freiheit verglichen. Beide sind lieblich

und erfrischend. Wie die Lilie weiß und rein ist, so dürfe auch die Freiheit nicht durch Blutvergießen und Knechtschaft besudelt werden. Und anschließend daran klingt das ganze Gedicht mit einem schönen Preise auf die Freiheit aus:

> Freiheitblum ist die schönst blüh.
> Gott lasse diese werde Blum
> In Teutschland blühen umb und umb,
> So wachßt dan Frid, Freud, Rhu und Rhum!

In Prosa folgt hierauf die „Wolmeinende Erinnerung von Ursachen, grund unnd zil aller Bündnussen, unnd bevorab der Dreyer Evangelischer Stätt, Zürich, Bern, vnd Straßburg, waher und wie langer zeit solche Stätt inn unabläßlichem Nachbarlichem verstand und offt erholter Bundseinigung gestanden, unnd daher nit befremdlich zuvernemmen, solche Bündnuß nun widerumb ernewert zusehen". Dieses Stück ist vor allem eine Widerlegung der von mißgünstiger Seite, namentlich von den katholischen Eidgenossen, gegen das Bündnis erhobenen Einwände. Fischart führt aus, daß zur Stärkung und Förderung der Gottesfurcht, des Friedens und einer wohlgeordneten Regierung Bündnisse notwendig seien. Jenen, die in „aberwitziger Tadelsucht" dieses Unternehmen als eine Neuerung bezeichnet haben, zählt er in langer Reihe die Freundschaftsbünde auf, die Straßburg seit 1261 mit eidgenössischen Städten geschlossen hat. Wohl sei es wahr, daß Bündnisse zuweilen übel ausschlagen, aber zumeist nur dort, wo man unvorsichtig oder gewissenlos zu verwerflichen Zwecken sich vereinigt habe. Wohl habe Gott die Könige der Juden bestraft wegen ihrer Bündnisse, aber nur, weil sie diese mit Götzendienern eingegangen seien, was die Straßburger (Fischart sagt wir) durchaus nicht getan hätten.

Diese „Wolmeinende Erinnerung" zeigt manche Beziehungen in Gedanken und Wendungen zu der kurz vorher geschriebenen „Warnung und Ermahnungsschrift" Fischarts und zur Vorrede zum Mailänder Bericht. Freilich liegt der Fall jetzt anders. Hatte er früher vom Standpunkte der reformierten Schweizer die katholischen Eidgenossen getadelt, daß sie sich mit fremden, wälschen, auf ihre Freiheit lauernden Fürsten verbanden, so konnte er jetzt Zürich und Bern beglückwünschen, daß sie den Bund mit

einer befreundeten freien deutschen Stadt schlossen, die nur zur Stärkung ihrer politischen und religiösen Freiheit beitragen konnte, und darum erinnert er jetzt nicht an Philipp von Mazedonien, sondern an den achäischen Städtebund, der den Resten der griechischen Freiheit einen neuen Halt verlieh. Deutlich spielt er jetzt auf die Liga und das Mailänder Bündnis an, wenn er ausruft, die Propheten hätten nur jene bündnisschließenden Könige der Juden gerügt, „so in ihren Verbindungen und Liga auf den fleischlichen fälschlichen Arm, und nicht in den Herrn ihr vertrawen, stärck und sicherheit stelten, auch mit solchen Wüterichen sich vereinbarten, welche sie offentliche feind und verfolger der kundlichen warheitt und des gebottenen Gottesdienstes sein wußten."

Je stärker die Angriffe, um so glücklicher werde das schöne Werk seinen Fortgang nehmen. Und nun folgt ein (wahrscheinlich von Fischart erfundenes) Zitat: „Dann (wie dort der Treu Eckart reimt) die spöttische Leichtfertigkeit, hafftet nicht an auffrichtiger standhafftigkeit, die Neidpfeil thun daran abglitzschen, als schöß man an den Gotthartsberg loß flitschen". Mit der Bitte um den Segen Gottes für den Bund schließt die „Erinnerung".

„Folget nun die umbständliche Beschreibung, welcher gestalt die Nachbarliche Verbündnuß zwischen den dreien ferberümten Stätten Zürich, Bern, und Straßburg sei aller theils diß gegenwertig 88. Jar verricht und bestättigt worden." Ein sehr ausführlicher Bericht über die Formalitäten, Reden und Festlichkeiten in den drei Städten beim Abschluß des Bündnisses. Am 11. Mai kamen die Gesandten von Zürich und Bern zur Beeidigung nach Straßburg. Sie wurden von zweihundert Reitern in Grafenstaden eingeholt und daselbst vom Stadtschreiber Paulus Hochfelder begrüßt. Vor den Toren empfingen sie zwei Regimenter Fußvolk mit „freudigem schießen", von den Wällen sandte das große Geschütz den Willkommengruß. Bei dem feierlichen Einzug in die Stadt schritt an der Spitze der Züricher deren Bürgermeister Kaspar Thomann, der als Anführer des glückhaften Schiffes den Straßburgern noch in guter Erinnerung stand. Am 13. Mai fand der feierliche Schwur statt, an den nächsten Tagen die Besichtigung der Stadt und manche Festlichkeit. Am 16. Mai verließen die Gäste samt den Straßburger Abgesandten die Stadt

und zogen (an allen Orten der Reise freundlichst begrüßt) nach Zürich, wo sie am 20. Mai ihren feierlichen Einzug hielten. Im Spalier befand sich noch „Herr Hans Jakob Wick, so bey oben angeregter verein der dreyen Stätt vor acht und fünfftzig Jaren gleichfals mitt in der rüstung gangen". Auch die Erinnerung an das glückhaffte Schiff wird wachgerufen: „Im einrücken hat man befunden, daß diejenige Bürger, welche der Straßburgischen Schießfahnen von Anno 76 gehabt, dieselben zu den fenstern hinausgesteckt, und die Seckel mit den Gaben daran gebunden, zu gedächtniß der Ehren und Freundschaft, so jhnen dermalen zu Straßburg widerfahren." Auch in Zürich fand ein gemeinsamer Gottesdienst und eine feierliche Bundesbeeidigung statt. Unter den zahlreichen Veranstaltungen gefielen den Gästen besonders die militärischen Übungen der Züricher Jugend und das große Seefest, an dem auch die Landleute der Umgebung teilnahmen. In ähnlicher Weise wurde an den nächsten Tagen das Bündnis in Bern gefeiert, wo auch goldene und silberne Denkmünzen zur Verteilung kamen. Der Erzähler betont, daß in Zürich und Bern, „nicht nur bei den Oberkeiten, sondern auch dem gemeinen Mann gespürt, daß sie sich dieses Wercks zum höchsten erfrewet ... Demnach aber ein alt sprüchwort sagt, daß diß sei zuhalten ein gemeinnützlich bestendig werck, welches der gemein wunsch vnd segen bekrefftigt und sterckt, als ist hieuon alles gutes zuhoffen."

Darnach folgen fünf lateinische und vier deutsche Gedichte, die auf das Bündnis „außkommen vnd publiciert" worden sind, von verschiedenen Verfassern, darunter Fischarts „Erlustigung". In dieser „rühmlichen Erhebung" des Bundes feiert der Dichter die Flüsse als Förderer des Verkehrs und der Freundschaft, als erste Urheber nachbarlicher Bündnisse. Aus dem Laufe der Flüsse Aar, Limmat und Rhein werden hübsch Beziehungen zu den an deren Ufern liegenden in mäßiger Entfernung ein „Dreiangel" bildenden Städte Zürich, Bern und Straßburg gewonnen. Limmat und Aar seien die Freundschaftsmacherinnen.

> Dises sind die zwo Schwestern trew,
> Welche der Rhein zeicht an sich frey,
> Und droben bei Waldshut empfengt,

Und mit denselben fort sich schwenckt,
Biß sie sich thun in das Teutsch Meer,
Weil sie vom Teutschen gbirg sind her.

Ihre Freundschaft rühre daher, daß sie alle am St. Gotthard entspringen. Darum gesellen sie sich auch wieder zusammen. „Der Rhein schleußt die drei in ein Treu." Und nun wird in (zum Teil wörtlicher) Übereinstimmung mit der „Wolmeinenden Erinnerung" das neue Bündnis als Fortsetzung und Ergebnis alter freundnachbarlicher Beziehungen dargestellt und gegenüber der Mißgunst neidischer Fürstenhöfe und nachbarlicher „freiheitlaurer" gefeiert und Gottes Segen herabgefleht für einen glücklichen Bestand dieses neuen Dreibundes, welcher Treue, Aufrichtigkeit, Freiheit und Frieden hochhalten werde.

Der Festschrift beigeheftet sind noch drei Folioblätter mit Holzschnitten der drei Städte und Lobgedichten von Fischart. Diese zeigen trotz gemeinsamen Zügen auch, nach dem künstlerischen Grundsatz der Abwechslung, manche Verschiedenheiten in Anlage und Durchführung. Die zwei Arten, welche sich bei den humanistischen Städte-Enkomien leicht scheiden lassen, von denen die eine das Schwergewicht auf die Beschreibung, die andere auf die Entwicklung der Kultur und politischen Größe legt, sind bei dem Gedicht auf Zürich verbunden, wo neben der Beschreibung der Stadt auch die blühende Kultur dieses stolzen und unabhängigen Gemeinwesens hervorgehoben wird. Bei Bern wiederum wird seine Geschichte in großen Zügen von der Gründung an erzählt. Bei allen drei Gedichten werden die Namen und Wappenbilder ausgedeutet und schmeichelhafte Vergleiche zwischen dem Löwen, dem Bären und der Lilie zu den Vorzügen der betreffenden Städte durchgeführt. Bei der Erwähnung von Straßburgs Gründung wird dieser Name in breiter und unsinniger Weise etymologisch behandelt. Den Kern dieses Gedichtes bildet ein schöner, aber zu langer Vergleich zwischen der Lilie und der Freiheit. Mit glühender Heimatsliebe wird zum Schluß der segensvolle Einfluß der Freiheit auf das Emporblühen der Stadt gepriesen. Die Geschmacklosigkeiten in diesen politischen Gelegenheitsdichtungen Fischarts wurden zu jener Zeit gewiß nicht empfunden. Die flammende Begeisterung aber, mit der der

Dichter immer von neuem die herrliche Freiheit der stolzen Gemeinden erhob, mußte eine hinreißende Wirkung ausüben.

Gott stärck die Lewen und den Bären,
Das sie sich jhrer Feind erwehren
Und jre Freund bei Freyheit schützen,
In sichrer Freyheit stäts zusitzen,
Und in Gottselgem Freien gwissen
Gotts Worts und segens zugeniessen.
Welchen aber diß thut verdriessen,
Der werd zertrettn von Lewenfüssen
Und von dem Bären gar zerrissen.

Die Echtheit des so hoch gepriesenen Freundschaftsbundes sollte, abgesehen davon, daß Bern und Zürich schon 1588 bei Straßburg größere Geldanleihen machten, nach wenigen Jahren auf die Probe gestellt werden. Als nach dem Tode des Straßburger Bischofs Johann von Manderscheid 1592 zwei Gegenbischöfe erwählt wurden: von protestantischer Seite der Brandenburger Markgraf Johann Georg, von katholischer Seite der Kardinal Karl von Lothringen, da brach ein Krieg zwischen den Anhängern beider Erwählten aus. Die Stadt Straßburg, die auf Seite der Protestanten stand, erbat sich und erhielt für diesen Kampf Hilfstruppen von Bern und Zürich. Ohne tiefere Wirkungen, mehr dem Namen nach, bestand das Bündnis weiter bis zum Jahre 1681, bis zur Eroberung Straßburgs durch Ludwig XIV.

Schon zur Zeit Karls V., dessen spanische Höflinge übermütig und verletzend auftraten und dessen spanische Söldner deutsche Landstrecken verheerten, wurden im Reiche öffentlich abfällige Urteile über die Spanier laut. Durch Philipps II. grausames Vorgehen gegen die Niederländer und sein listiges Umgarnen der katholischen Schweizer steigerte sich die Empörung der Deutschen, und es häuften sich Spottlieder und Schmähschriften gegen die Spanier. Auch Fischart fühlte sich bemüßigt, in politischen Schriften und Dichtungen gegen die Vormacht der Gegenreformation zu kämpfen. Ihn erfüllte der glühendste Haß gegen die Spanier und gegen ihr Land, das die Stifter des Dominikaner- und des Jesuitenordens hervorgebracht, und gegen Philipp II., der sich an die Spitze der Liga gestellt hatte. Wo er kann, weist er auf ihr

bedrohliches Vorgehen hin und bringt Aussprüche voll Haß und Verachtung gegen die Spanier an. Er beschimpft sie wegen ihrer Blutmischung mit den Mauren und ihrer dunkeln Hautfarbe als Mauraner, Moraner und Mohren, wegen ihrer Geilheit als Faune, Böcke, Affen und Hunde. Er verhöhnt sie wegen ihres Geizes, ihrer Geldgier, wegen ihres Blutdurstes gegen die Indianer und wegen der „spanischen Krankheit".

Die volle Lauge seines Spottes und Hasses aber konnte er über diese Gegner ausschütten in den zwei Schriften, die sich auf das größte Unglück Spaniens, auf den Untergang der Armada beziehen, in seinem „Verzeichnis der Armada" und in seinem „Gegenbadstüblein".

Ein Ereignis von der weltgeschichtlichen Tragweite des Unterganges der Armada invencible, womit Spaniens Weltmacht für immer vernichtet war, mußte auch auf die literarische Produktion der Zeit mächtig einwirken. Schon die Vorbereitungen Spaniens erfüllten die Welt mit ihrem Rufe. Über die Ausrüstungen der Armada erschienen bereits mehrere gedruckte Nachrichten und Verzeichnisse, dann über die ersten Zusammenstöße auf der See einzelne Berichte. Nach der vollständigen Katastrophe der Armada aber wurden in ganz Europa eine Unmasse von lateinischen, englischen, französischen, spanischen, italienischen Zeitungen mit genauen Mitteilungen über die Einzelheiten dieses außerordentlichen Ereignisses veröffentlicht. In Deutschland wurde das Zeitungswesen dadurch ganz besonders gefördert. Aus England kamen die Berichte, handschriftlich und gedruckt, Aussagen spanischer Gefangener und englischer Augenzeugen der Gefechte, in lateinischer Sprache oder auf dem Umwege durch französische Übersetzungen nach Deutschland, wo sie rührige Verleger übertragen und drucken ließen.

In die große Reihe dieser deutschen Zeitungen gehört auch, als die umfänglichste und literarisch bemerkenswerteste ihrer Art, Fischarts „Gantz gedenckwürdige vnd Eygentliche Verzeichnuß, wie die ... Spanische Armada vmb einnemmung des Königreichs Engelland abgefahren Vnnd aber auß sonderm Gottes Gericht ... zu grund gerichtet worden ... Auß gewissen Kundtschafften vnd vnderschiedenen Berichten zusammen-

getragen vnd beschrieben durch H. Engelprecht Mörewinder von Fredewart auß Seeland. Gedruckt zu Murbaden bei Sixto Sexto Ontrei in Anno achtzig acht, welchs ist das Jar, das man betracht." Diese Schrift besteht aus mehreren Teilen. Ihre tatsächlichen Mitteilungen entnahm sie fremden Berichten; in einzelnen Beigaben berührt sie sich wörtlich mit anderen deutschen Zeitungen der Zeit. Wie der „Schiffsstreit, Das ist kurtze Beschreibung der Armada. Nider Wesel 1588", bringt sie eine Einführung über die Politik Philipps II. und in wörtlicher Übereinstimmung eine (also nicht von Fischart verdeutschte, sondern allgemein verbreitete) Abschrift des gegen die Niederländer gefällten Urteils der spanischen Inquisition 1586; wie andere deutsche Zeitungen bringt sie lateinische Distichen über das Ereignis, Aussagen spanischer Gefangener über das Mißgeschick der spanischen Schiffe an der schottischen und irischen Küste, sowie ein Verzeichnis der in den Meeresstürmen und Kämpfen untergegangenen Schiffe und Leute.

Das Hauptstück der Zeitung Fischarts bildet die „Vil denckwürdige vnd eygentliche Beschreibung", ein umfänglicher Abschnitt, der eine Gesamtschilderung des Ereignisses liefert, der stattlichen, ja protzigen Ausrüstung der Armada, ihrer Schiffe, Matrosen, Krieger, ihrer adligen und fürstlichen Befehlshaber, andererseits der Gegenrüstungen zur See und der Verteidigungsmaßregeln zu Land von seiten der von Opfermut und Vaterlandsliebe beseelten Engländer, dann eine trockene Aufzählung der Zusammenstöße auf dem Meere und der Unglücksfälle der Armada Tag für Tag von Mitte Juli bis Anfang August. Die übermütige Prahlerei der Spanier wird verhöhnt, die Tapferkeit der Engländer gerühmt, zum Schluß werden die Religionsgenossen ermahnt, auf Gott, der nun so sichtbar dem Schwächeren seinen Schutz gewährt hat, noch festeres Vertrauen zu setzen.

Dieses Stück ist von Fischart oder doch unter seiner Mitwirkung aus einer lateinischen Beschreibung im allgemeinen genau übertragen worden. Lateinische Namensformen und Redewendungen sind noch beibehalten. Dem Grafen Maxovel gibt er den deutschen Namen Machtswellen, Drake verwendet er zu einem Wortspiel mit dem Drachen und im Eingang findet sich

die echt Fischartische Erweiterung: „wann aber wie man Sprüchwortsweiß sagt, die wahrheit ein Tochter der zeit heißt, das ist, daß mit der weil, wann die Famarumorisch zeitung fertig Lügenpost sich müd gerennet und geloffen, dermaleneins der lang auffgehalten und Arrestiert hinckend Warheitsbot hinden nachkommet."

Außerdem bringt die Zeitung noch selbständige Beiträge Fischarts (eine Vorrede und am Schluß zwei deutsche Gedichte), auf die im Titel ausdrücklich hingewiesen wird: „Hierzu seindt auch neben einer nötigen Vorred, etliche solchem Rhümlich erhaltenen Sieg zu danck vnd Ehren gemachte Carmina kommen." In der Vorrede trägt Fischart seine politischen Ansichten mit glühenden Worten vor. Er beginnt mit einem ihm geläufigen Bilde. Wie es ein tüchtiger Hausvater kaum glauben werde, daß es widersinnige Hausherren gebe, die unter ihrem Gesinde Uneinigkeit pflanzen, so erscheine es treuen und redlichen Obrigkeiten seltsam, wenn gewissenlose Machthaber unter ihren Landschaften und Untertanen Unfrieden und Bürgerkriege anzetteln. Heutzutage aber haben vornehme christliche und überkatholische Monarchen — auf Frankreich wird nur leise angespielt — nach Machiavellis Tyrannenlehre eine unaufrichtige und arglistige Form des Regierens im Brauche, so namentlich Philipp II. seit dem Jahre 1564 gegen die Niederländer. Er habe diesen ihre alten Freiheiten und den Religionsfrieden verwehrt, die französischen Zerwürfnisse zu ihnen verpflanzt, ihr Land überzogen mit seinen „Maranischen Spaniern, so des Massacrierens, Blutgeudens und Statt- und Landaußmetzigens in den Newen Inseln gegen unbewehrten Leuten bewohnt"; er habe viele Befehlshaber gegen sie ausgesandt, den „Hertzog von Alba mit seiner Türckischen Tyranney, den Ludwig von Reguisentza mit seiner füchsischen arglistigkeit, den Johann von Austria mit seiner Meineidigen betrieglichkeit und den Hertzog von Parma mit seinen unverdrossenen Waaffen", er habe zuletzt ein Urteil der heiligen Inquisition zu Madrid vom 16. Februar 1586 wider sie fällen lassen, wonach alle von der katholischen Religion Abgefallenen unnachsichtlich zu vertilgen seien. Da aber trotz aller dieser Bedrückungen die Niederländer nur noch beherzter und widerstands-

kräftiger geworden seien, und sich mit England zur Gegenwehr verbunden hätten, sei nun von Philipp die große Schiffsmacht zur gänzlichen Eroberung der evangelischen Lande ausgerüstet worden.

Den Berichten über die Armada folgt ein von dem Genfer Reformator Theodor Beza gedichtetes Carmen triumphale an die Königin Elisabeth. Diese lateinischen Distichen hat Fischart in seinem „Siegdanck oder Triumpfsspruch zu Ehren der vortrefflichen Königin inn Engellandt“ verbreitert und mit einigen Zusätzen in deutschen Reimpaaren wiedergegeben. Der Spanier, so ruft er aus, hat das Meer förmlich überbrückt mit seinen Schiffen, um die englische Krone zu erringen. Ehrbegier und Geiz hat ihn dazu getrieben, aber ein Sturm hat den Aufgeblasenen verweht. Die unersättlichen Räuber hat das unersättlich raubende Meer verschlungen.

Also wirt Gotts Gericht recht kund,
Daß der Hochmut doch muß zu grund.

Aber du heldenkühne Königin, Zierde der Welt, den Fürsten ein Vorbild, fahr fort nach Gottes Willen zu seiner Ehre zu herrschen.

Ohn Ehrsucht, sonder sein Ehr such,
Ohn Geltsucht, sonder das Gelt pruch.

Brauche es für die Braven und Bedrängten. Lange mögen die Engländer dein genießen!

Diesem Gedicht folgt eine kurze lateinische Parodie auf den englischen Gruß an Maria, ein engelländischer Gruß an das Meer, Ave mare anglicum, das Fischarten anregte zu einem übrigens ganz selbständigen umfänglichen deutschen Gedicht: „Satyrischer oder Freyhartischer Engelländischer (aber nicht Englischer) Gruß an die Lieben Spanier.“ Dieser Gruß ist in der Tat frei und hart. Der für eine Satire so dankbare Gegenstand wurde mit allen Mitteln der Empörung bis auf den Grund ausgeschöpft. Die leidenschaftlichsten Anwürfe, die kräftigsten Worte schöpft der Dichter aus der Tiefe des Herzens, — die schlagendsten Bilder, die schärfsten Gründe, die beißendsten Witze strömen ihm aus dem Stoffe selbst in Menge zu. Die Kraft des rhetorischen Aufbaues, der Schwung der Verse, die Fülle des

Stoffes machen diesen engelländischen Gruß zu einem der wirksamsten Gedichte Fischarts. Lebendig mit dringenden Fragen und Ausrufen setzt es ein. Was bewegt die Spanier dazu, das Meer mit Schiffen förmlich zu bedecken, Kriegsgalleonen zu bauen, wie wandelnde Schlösser, fremde Völker zu unterdrücken und sich an dem neuen Land nicht satt zu essen, wie die Kröte, die Erde frißt. Warum muß diese „halb Mohrisch Art" nicht nur den Nachbar verdrängen, auch Niederlande und England bekriegen, immer von neuem Blut vergießen? Weil sie dem Wahne nachstreben, neben einer alleinherrschenden Religion auch ein einziges weltliches Regiment für die ganze Erde aufzurichten.

> Kurtzumb ein Haupt im Geistlichen
> Vnd nur ein Haupt im Fleischlichen ...
> In diesem ein Spanischer NimBrot
> In jenem ein Römischer NimGott.

Dazu wollen ihnen helfen die Spanisierten in Frankreich (die Partei der Liga) und auch im deutschen Reiche

> Ja die Ehrwirden on Ehrwirten,
> Die uns gern mit Römischen bürden
> Wider auffs new wolten beschweren,
> Damit das schinden folgt auffs scheren.

Den Spanier treiben vier Dinge an: der durchs Glück gestärkte Hochmut, die Geldgier, die Ehrsucht und der Neid.

> Der Geitz die schiff außrüst und picht,
> Der stoltz den Mastbaum drin aufricht,
> Die Ehrgir ziecht die Segel an,
> Vergonst, die stecket auff den Fahn.

Der Papst Sixtus hat die Fahrt gesegnet, Pfaffen haben die Schiffe und Segel geweihet, wie sollte es da fehl gehen. Die Spanier waren auch schon des Sieges sicher. Haben wir Amerika, so dachten sie, dann wird uns auch England nicht entgehen. Von dort aus setzen wir den Fuß auf die anderen Länder.

> Demmen die Niderland on müh,
> Trennen die Teutschen, biß wir sie
> Also getrennt gantz untertrucken
> Vnd prauchen den Rhein für ein rucken,
> Wir haben doch dem Schweitzerbund
> Zu Mailand gehawen schon ein Wund,
> Auch thut schon etlich Teutsche fürsten
> Nach spanischer hülff sehnlich dürsten.

In Frankreich haben wir viel spanischen Pfeffer gesäet, der bald aufgehen und uns die Lilienkrone verschaffen soll. Portugal haben wir gewonnen, die Türken mußten unserm Juan von Austria weichen. Nun wollen wir in England unseren Blut- und Golddurst kühlen. So sprachen sie. Gott aber hat es anders bestimmt. Tretet ans Gestade, Spanier, und seht, wie eure Gesellen das Gold suchen am Grunde des Meeres! So geschieht es den Kannibalen recht, daß sie sich mit den Fischen des Meeres herumbeißen müssen. Dieses Schicksal hat ihnen schon der vielberufene Hering mit den Wunderbuchstaben geweissagt, der vor Jahresfrist in diesen Meeren gefunden worden ist. Man hat euch in England böse begrüßt, aber doch milder, als ihr als Sieger verfahren wäret. Wendet euch nun gegen die Türken und laßt die Christenheit in Ruhe!

Dann heißt erobern diß frembd Land,
Wann man gewinnt den Bauch voll sand,
Theilt ihr das Land hie also auß,
Daß ihr kein Obdach habt im Hauß?
Werdt jhr also des Meeres Herren,
Daß euch der Meersandt muß verschärren?
Thut dergstalt jhr ein Land erlangen,
Wann man euch darein fürt gefangen?

Eure Freunde werden über diese Botschaft sehr erschrecken und der Papst wird glauben, „Es sei auch Gott nun Ketzrisch worden". König Philipp aber möge in diesem Unglück Gottes Hand erkennen. Gott wollte es, daß nun ein Weib Philipps Weltherrschaft breche, daß eine Insel seinen Siegeslauf hemme. Der himmlische Weltherrscher hat dem übermütigen Weltfürsten einen Ring in die Nase gelegt. Vielleicht werden es auch die Deutschen aus diesem Ereignis lernen, sich nicht wie Maultiere zu benehmen, wenn man sie befreien will, sondern gegen die Spanier ihren Vorteil zu gebrauchen. Der englische Gruß ist zu Ende, vielleicht wird den Spaniern noch ein Johannessegen, wie den Sterbenden, gesprochen werden.

Der willkom ist schon eingeschenckt,
Wer ihnen auch die letz einträncket.
Der erst Trunck war versaltzen sehr,
Der ander sei gepülvert mehr.

So wirdt es sie, wie die Artz lehren,
Von der Canibaln sucht abkehren,
Daß mit der weil sie frey vergessen
Das Spinnespanisch Landleutfressen.

Fischart hat das erste dieser Gedichte mit Bap. Guisart, der romanisierten Form seines Namens, das zweite mit B. G. bezeichnet. Bap. gibt seinen Taufnamen Johann der Täufer wieder.

Hat Fischart in dieser, Ende 1588 veröffentlichten, Schrift die Spanier mit erbarmungslosem Hohn bedeckt, so verwertete er ihr großes Unglück, das Jahr danach, nachdem er von katholischer Seite gereizt worden war, noch einmal zu einer noch grausameren und schärferen Satire. Die unmittelbare Veranlassung dazu bot ihm die Schmähschrift eines dem Namen nach unbekannter Schweizer Jesuiten, die zu München 1588 noch vor dem Bekanntwerden des Schicksals der Armada erschienen war: „Calvinisch Badstübl, Das ist: ein kurtzer ... Bericht, was massen die Casimirsche, Schweizerische vnd Navarrische, Teutsche vnd frantzösische Calvinisten den grossen Schandfleck, welchen sie im frantzösischen Krieg Anno 87 darvon getragen, gern wolten abwaschen ... durch M. Joh. Bapt. Badweyler." Diese Schrift bezieht sich auf den schon erwähnteu Zug der Deutschen evangelischen Truppen, die im Herbst 1587 in Frankreich eingedrungen waren, um dem König von Navarra zu Hilfe zu kommen, aber von ihm im Stich gelassen und vom Herzog von Guise zum großen Teil aufgerieben wurden. An diesem Mißerfolge trug der tapfere und edelmütige Marschall der deutschen Truppen, Fabian von Dohna, weit weniger die Schuld, als die mit ihm verbündeten Führer der Schweizer Söldner und der Hugenotten. Der klägliche Ausgang dieses evangelischen Hilfszuges mußte natürlich bei den deutschen Parteigängern der Liga große Schadenfreude erwecken. Deutlich kam sie zum Ausdruck in dem „Calvinisch Badstübl". Hier druckt der Verfasser zunächst das Gebet, das die Schweizer vor dem Abzug ihrer Söldner ausgehen ließen, ab, und versieht es mit boshaften Glossen. Als zweiter Teil folgt der Abdruck des „Kurtzen vnd warhafftigen Berichtes", worin sich Fabian von Dohna gegen die Schriften und Spottlieder

verteidigt, die ihn bitter und auch verleumderisch angegriffen hatten. Als dritter Teil die „Antwort auff Herr Fabian von Donaw (!) Außschreiben" von Jacques Bongars, dem navarrischen Gesandten in Deutschland, der wiederum die von Dohna gegen den König von Navarra vorgebrachten Anklagen sich zu widerlegen beeilte. Auch diese Berichte versieht Badweiler mit den hämischsten Randbemerkungen, freut sich, daß das Gottvertrauen der Calvinisten zu Wasser geworden sei, lacht darüber, daß „die Hugenotten selbst einander spotten", singt Spottlieder auf ihr Unglück, nennt Fabian einen Fabelhahn und wünscht, daß er mit einem alten Topfe gekrönt werde, dessen er sich würdig erwiesen habe.

Weil die Calvinisten sich hier reinzuwaschen suchen, indem sie sich gegenseitig krauen und einseifen, nennt der Anonymus seine Schmähschrift Calvinisch Badstübl, ohne daß er dieses Motiv weiter ausgenützt hätte. Wie er denn überhaupt in seiner Schrift nicht den nötigen Humor und die nötige schriftstellerische Begabung zu einer dem Gegenstande entsprechenden Satire erweist. Das dankbare Motiv von der Badstube hat hingegen Fischart auf das ausgiebigste und wirksamste ausgeschöpft in seiner Erwiderung in dem „Vncalvinisch Gegen Bastüblein (!) oder Außeckung des vngeformten dreieckigten Calvinischen Badstübels, so newlich ein badbedörfftiger Papist ... hat außsprengen dörffen. Darinnen ein Vorspiegelung von vnerhörter Badenfart der Spanischen Armada ... Durch Georg Goldrich Saltzwasser von Badborn 1589".

Gleich die Art der Anknüpfung an die Witze des Gegners ist humorvoll und von unmittelbarer Wirkung. Der Anonymus hatte in Anbetracht der drei Abschnitte seines Buches sein Badstübl als dreieckig bezeichnet. Die vierte Ecke fehle, weil es den Calvinisten bei dem besagten Hilfszuge nicht vergönnt gewesen sei, das Te Deum laudamus zu singen. Das war für Fischart ein willkommener Handel, nun konnte er hier unmittelbar anschließen und in seinem Gegenbadstübl die vierte Ecke ausfüllen. Inzwischen war ja der katholischen Weltmacht, die Badweyler vertrat, durch den Untergang der Armada wirklich das Bad gesegnet worden, inzwischen hatten die verhaßten Spanier in den

englischen Wässern ihr todbringendes Bad gefunden, nun konnten die Calvinisten in der Tat Te Deum anstimmen. Hatte Badweyler aus dem Mißlingen des Dohnaschen Zuges den Schluß gezogen, daß die Deutschen für eine schlechte Sache kämpften, die Gott nicht beschützen wollte, so konnte ihm Fischart diese Auffassung nach dem Untergange der Armada mit Zinsen heimzahlen. Jetzt, nachdem ihm der Gegner das neue Motiv vom Badstübl und neue Angriffspunkte dargeboten hatte, konnte Fischart den bereits in den Gedichten auf die Armada behandelten Stoff noch einmal mit neuen Mitteln, und wenn auch mit gelegentlich fast wörtlicher Wiederholung der alten Motive, noch entschiedener zur Verhöhnung der Feinde verwerten. Indem Fischart in den Versen seines Gegenbadstübleins von Anfang bis zu Ende auf die Ausführungen seines Gegners im einzelnen eingeht, um sie abzuführen, erdrückt er ihn förmlich durch die ihm aus dem Stoffe selbst zuströmende Kraft seiner Ironie.

Den Hauptinhalt des Gegenbadstübleins bildet die ziemlich umfängliche Reimdichtung „Badkurtzweil Auff des Joh. Baptiste Badweiler dreieckecht kalt Badstüblein". Sie ist mit B. G. gezeichnet, wie die Gedichte über die Armada. Mit dem Zusatz Mercurianus, wahrscheinlich nach dem damaligen Jesuitengeneral Eberhard Mercurianus.

Fischart spricht hier seinen Gegner selbst an:

> Hieher, du Badweiler Papist
> Mit deim Badstüblein kalt vnd wüst,
> Welches gezimmert hast im Schweitzerland
> Und darnach erst gehn München gsandt.

Du Lästermaul, höre jetzt in diesem „Tractat" das Nähere von dem spanischen Wasserbad. Die Spanier haben sich einen Schandfleck geholt, den die schärffste Lauge nicht abwaschen kann. Da solltest du wohl der deutschen Badstube in Frankreich vergessen. Für eine schlechte Sache sollen da die evangelischen Truppen gekämpft haben, weil ihnen ihr Gebet nicht geholfen hat? Weißt du nicht, daß Gott zuweilen sein auserwähltes Volk selbst schlägt? Nach deiner Meinung müßten dann die unterlegenen Spanier rechte Ketzer gewesen sein.

Ja selbst zu Rom der groß Caplon
Gab ihn die Benediction.
Waren nicht auch die Fahnen geweihet
Und die Segel gebenedeiet
Und hatten Altär in Galleen,
Darauff vol Heiligthumb zu sehen? . . .
Wie kompts denn, daß es ihnen fehlet
Und wirdt ihn so grob abgestrelet?

Und nun folgt ein packender Vergleich zwischen dem Dohnaschen Zuge und der spanischen Armada, die einander ähneln wie Immen dem Raubgeier. Dort habe ein Herzog eine mit geringen Mitteln eiligst gesammelte kleine Schaar geführt, hier der mächtigste König vieler Reiche in vieljährigem Eifer und mit einem Aufwand von Millionen die herrlichsten und gewaltigsten Schiffe ausgerüstet. Jene wollten nur die Gewissensfreiheit ihrer Glaubensgenossen schützen, diese wollten fremde Länder „in einer suppen fressen, aber speien ward ihn zu lohn". Jene wollten einem rechtmäßigen Könige die Krone behüten, diese einer Königin die Krone vom Haupte reißen, welche der Papst ihnen unbefugt geschenkt hat. Ja, ihr versteht das Töten, Brennen und Verdammen im Namen des Statthalters Gottes. Ihr haltet an diesem Antichrist fest und schmäht den Namen Gottes, den wir ehren,

Aber solch Sünden seind euch leicht,
Weil ihrs nur abwäscht mit der beicht,
Die man eim Pfaffen blaßt in d'Ohren,
Darnach seit ir wie gwäschte Moren.

Badweiler hatte in seiner Schmähschrift ein Spottlied auf die Truppen Dohnas angestimmt. Fischart erwidert ihm, indem er das gleiche Lied auf die Armada umändert:

Die Dauchenten, die sungen
Lustig in einem Bach,
Weil es so wol ist glungen
Dem Spanier in der Lach.
Gar lieblich sie da sungen,
Wie Meerkrebs Spanier fungen,
Ey, daß ich deß nicht lach,
Badweiler sing mir nach:
Juha wi da wa.
Die man da schwimmen sah 2c.

Und er fügt dem Gegner zu Gefallen ein zweites durch seine Reimhäufung auf u tonmalendes Lied auf die Niederlage der Liga hinzu:

> Gott hat den Sieg uns gunt,
> Wer uns auch den vergunt,
> Zu Grund geht ewer Bund
> Die Liga hat ein Wund,
> Die Spanier gehn zu grund,
> Deß gibt das Mör urkund
> Mit seinem tieffen schlund,
> Der die Bluthund verschlundt.
> O Nicolae in undis
> Helff ihnen in profundis,
> O lang Christoffs schenckel,
> Helff ihn auß disem Tränckel.

Billig müssen wir Gott danken, daß ein Weib mit ihren tapferen Admirälen „Hofwart, Frowfischer und Trach" den Welteroberer besiegt hat. „Des Königs Seemacht und des Papstes Seelmacht" sind zu schanden geworden. Das Gold, das die Spanier in England rauben wollten, müssen sie nun am Grunde des Meeres suchen.

Wie Badweiler spöttlich Dohna mit einem Topfe krönen will, so wünscht Fischart seinem Gegner wieder mit wörtlicher Anspielung auf diesen Ausfall, daß er zum Papst gemacht, „mit eim Hafen und drei Stollen" gekrönt werde. Du hast mich herausgefordert, darum ist dir hier Bescheid gegeben worden.

Diesem Gedichte folgt ein kurzes mit A. Z. L. (wahrscheinlich Argentinensis Zetzner Lazarus) gezeichnetes, gereimtes, der genannten Calvinisten Te Deum laudamus. Die vierte Ecke der Badstube sei nun gemacht. Steigt heraus ihr Calvinisten und laßt jetzt die Jesuiten baden, denn Gott hat sie in die Badestube gestürzt, die sie uns zugerichtet haben! Den Beschluß der Schrift bildet ein Abdruck des Schweizer Gebetes, das Badweiler so hämisch glossiert hatte.

* * *

Auch an den späteren politischen Ereignissen Frankreichs beteiligte sich Fischart als Journalist. Nach der Journée des Barricades, am 12. Mai 1588, wo sich die vom Herzog von

Guise angezettelte Verschwörung der Pariser gegen den König selbst wandte, verließ Heinrich III. die undankbare Stadt und zog sich nach Chartres zurück, wo er sich zu neuen Zugeständnissen der Liga gegenüber nötigen ließ. Die über den Aufstand berichtende „Warhafftige Newe Zeittung von dem Auffrührischen Tumult vnd Empörung der Bürgerschafft zu Pariß" 1588 wurde vielleicht von Fischart verdeutscht. Im Juni oder Juli dieses Jahres veröffentlichte ein ungenannter Hugenotte (vielleicht Michel Hurault du Fay) den Excellent et libre Discours sur l'Etat present de la France. Nach einem in der Art der parallelen Lebensbeschreibungen Plutarchs gehaltenen Vergleich zwischen dem Herzog von Guise und dem König von Navarra, nach einer scharfen Charakterisierung der Umgebung des Königs, endlich nach der Aufdeckung der gefährlichen Absichten Philipps II. fordert der Verfasser Heinrich III. unmittelbar auf, sich von der Liga loszusagen und im Verein mit dem König von Navarra dem Lande den Segen des Friedens und religiöser Duldung zu gewähren.

Diese Flugschrift befand sich (in einem mit seiner Namenseintragung versehenen Exemplar) in Fischarts Besitz. Von ihm rührt auch zweifellos die schlichte Verdeutschung her: Discours. Ein fürtreffliches frey rundes vnd vngescheuchtes Bedencken vnd allerseits wol erwogenes Vrtheil von heutigem zustand Franckreichs ... seines Nutzes halben durch verdolmetschung auch den Teutschen gemeyn gemacht. Getruckt durch Halcyonium Windstill zur Kleinen Rhuwart. 1589. Der scherzhaft angegebene Druckort ist derselbe, in den Fischart die Abtei Theleme seiner Geschichtklitterung versetzt.

Die unheilvollen Ereignisse in Frankreich nahmen nun auch einen raschen Fortgang. Der König mußte jetzt in der Tat glauben, daß der Herzog von Guise (wie es in der eben genannten Flugschrift offen ausgesprochen wurde) nach der Krone strebe. Die seit September in Blois versammelten ligistischen Stände trieben Heinrich so in die Enge, daß er befürchtete, zu ihrem politischen Werkzeug herabgedrückt zu werden. Da entschloß er sich, ihr Parteihaupt, den Herzog, am 23. Dezember 1588 und gleich darauf dessen Bruder, den Kardinal von Lothringen,

ermorden zu lassen. Diese meuchlerische Gewalttat trieb die Liga zu offenem Abfall vom Könige. In Paris wurde eine neue streng katholische Regierung unter dem Herzog von Mayenne errichtet. Heinrich III., durch den am 5. Januar 1589 erfolgten Tod seiner Mutter völlig ratlos geworden, warf sich seinem ehemaligen Gegner Heinrich von Navarra in die Arme. Beide Herrscher zogen mit dem vereinigten Heere der Royalisten und der Hugenotten vor Paris und brachten die Hauptstadt der Übergabe nahe, als Heinrich durch den fanatisierten Dominikaner Jacques Clement am 1. August 1589 tödlich verletzt wurde und tags darauf starb.

Dieser Mord wurde natürlich in der Literatur beider Parteien leidenschaftlich erörtert. Zunächst erschien im Lager der Liga die (dem Jakobiner-Prior Bourgoing zugeschriebene) Flugschrift: Discours de l'étrange et subite mort de Henri de Valois advenue par permission divine. Paris 1589, worin Heinrich von Valois — so nannten die Abtrünnigen den König — der Grausamkeit und Ungerechtigkeit gegen die streng katholischen Franzosen beschuldigt, seine (ausführlich geschilderte) Ermordung als eine gerechte, von Gott verhängte Strafe bezeichnet und der Mörder als ein verklärter Märtyrer gefeiert wird.

Jobin hatte es begreiflicherweise sehr eilig, diese Aufsehen erregende Mordtat den deutschen Lesern zu vermitteln. Da er eine Darstellung vom Standpunkt der Hugenotten nicht rasch genug erhalten konnte, begnügte er sich vorläufig mit dem ligistischen Berichte. So gab er noch 1589 die Schrift: „Wohlbedenckliche Beschreibung des, an dem König in Frankreich ... begangenen Meuchelmords ... Inmassen solchen die Rebellischen Parysser selbst haben an Tag gegeben ... verteutschet vnd mit Nötigen Erinnerungen ersetzt." Sie enthält eine (gelegentlich mit Erläuterungen versehene) Verdeutschung des eben genannten Discours und mehrere Beigaben, die (sowie die Verdeutschung) zweifellos aus der Hand Fischarts stammen. Zunächst eine Vorbemerkung, worin der Herausgeber erklärt, daß er nur vorläufig diesen parteiisch gefärbten Bericht übersetzt habe, aus dem aber allerdings jeder billig denkende Leser deutlich ersehen könne „was für ein auffrhürische Rasigkeit vnd Rebellische

Furia dise Parisische Ligisten oder Bundbäpstler treibe". Dem Berichte folgt ferner eine Erinnerung, worin einzelne Mitteilungen daraus verspottet werden. Z. B. die „Lügendisch Erzehlung von dem Englischen Gesicht". Clemens sei gewiß von einem Jesuiten überredet worden. Und es bleibe eine Schmach für das Papsttum „solche öde verzweiffelte Buben für Martyrer außzuruffen". Den Schluß dieser Schrift bildet Fischarts „Ermanung an die Bund Bäpstler", in Reimpaaren, eine scharfe Zurückweisung des Königsmordes und der beschönigenden Darstellung dieses Verbrechens durch die Ligisten. Fahrt nur so fort, ihr Papisten, ruft er den Gegnern zu. Wann hätte man je von einem Hugenotten ein solches Schelmenstück vernommen. Euch ist es freilich ein Leichtes, Könige zu morden, weil euch der Papst von solchen Sünden wieder lösen kann. (Der gleiche Gedanke findet sich auch im Gegenbadstüblein). — Fürwahr man sieht, wie ihr die Obrigkeit ehrt! Nur so lange sie das tut, was ihr wünscht. Weigert sie sich aber, die Gewissen zu fesseln und in eurem Auftrag Christenblut zu vergießen, dann ist es euch eine fromme Tat, einen Kaiser im Sakrament zu vergiften. Die Predigermönche, die Ketzermeister, werden von der Kirche als Mörder verwendet, die Jesuiten als Verräter. Kein Teufel wagt soviel, wie ein Mönch. Fahrt nur so fort,

So wird dest ehe ewr Maß erfüllt,
Daß man euch doppel dran vergilt,
Gleich wie ihr andern habt gespielt.

Auch in den Versen, die Fischart dem Titelbilde (ein Dominikanermönch, in der rechten Hand eine Hostie und die deutsche Kaiserkrone, in der linken einen Dolch und die französische Lilienkrone haltend) hinzugefügt hat, spielt er auf die Fabel von der Vergiftung Kaiser Heinrichs VII. durch einen Dominikanermönch an.

Die am Schlusse der Wolbedenklichen Beschreibung in Aussicht gestellte umfänglichere und minder parteiische Darstellung des Königsmordes erschien wirklich ein Jahr später unter dem Titel: „Antimartyrion, Das ist Gegenzeugnuß, ... daß Jakob Clemens vorsätzlicher weise König Heinrichen ermördet... Sampt einer treuhertzigen vermanung an alle ware

Frantzosen... Alles trewlich auß dem Frantzösischen in gut Teutsch bracht. 1590." Das Original dieser Schrift ist die Antwort auf ein in Paris gedrucktes Buch Martyrion, das den ermordeten König als einen Tyrannen schmäht. Demgegenüber sucht das Antimartyrion umständlich mit theologischen und juristischen Auseinandersetzungen und vom Gesichtspunkt der „Politiker" (der königstreuen französischen Katholiken) zu beweisen, daß Heinrich III. kein Tyrann gewesen sei — sogar die Ermordung der Guisen wird hierbei beschönigt —, daß ihn Clemens als Meuchelmörder erstochen habe und darum als Rebell und Kind der Verdammnis zu betrachten sei. Zum Schluß werden die wahren Franzosen aufgefordert, die Liga, die mit den stärksten Ausdrücken verflucht wird, im Stiche zu lassen und sich um den rechtmäßigen König Heinrich IV. zu scharen. Die Verdeutschung dieses Antimartyrion ist schlicht durchgeführt, ohne Erweiterungen, wahrscheinlich von Fischart beaufsichtigt, aber, nach dem Stil zu urteilen, nicht von ihm selbst besorgt.

Nach der Ermordung Heinrichs III., mit dem das Haus Valois erlosch, ging dem salischen Gesetz gemäß die französische Königskrone auf den Bourbonen Heinrich von Navarra über. Heinrich IV. aber mußte sich sein Reich erst erobern gegen die Liga, die den Kardinal Karl von Bourbon zum König ausgerufen und von Paris aus ein Heer unter dem Herzog von Mayenne gegen Heinrich entsendet hatte. Im Laufe des Novembers 1589 nahm Heinrich IV. die Loire-Städte in Besitz. In Tours versprach er den Ständen die baldige Einberufung des Parlaments, zog dann vor Le Mans und gab hier im Lager eine sehr mild und fromm gehaltene Declaration heraus, worin seine ersten Regierungshandlungen und Kriegszüge beschrieben, die Unruhen als der Grund für die Verschiebung der Generalversammlung bis zum Mai angegeben und die Untertanen aufgefordert werden, ihrem rechtmäßigen König zu huldigen.

Erobernd zog Heinrich IV. nach dem nördlichen Frankreich vor; endlich am 14. März 1590 stellte sich ihm der Herzog von Mayenne in offener Feldschlacht entgegen. Heinrich errang in der Ebene von Jvry über das bedeutend stärkere ligistische Heer dank seiner persönlichen Tapferkeit und der Begeisterung des

königstreuen Adels nach einem kurzen aber furchtbaren Kampfe einen vollständigen Sieg, der nun von seiner Partei in Liedern und Schilderungen aufs höchste gefeiert wurde. Noch im März erschien die Flugschrift Le Discours véritable sur la victoire obtenue par le roy.

Die Declaration wie der Discours wurden 1590 bei Jobin in deutschen Übersetzungen veröffentlicht: „Declaration oder Erklärung Kön. May. zu Franckreich. Auß was Vrsachen jhr K. M. die Generalversammlung auff den 15. May verschoben hat.“ und „Warhafftiger Discours vnd eigentlicher Bericht von der Herrlichen Victori, so die Königl. May. bei Jury erhalten.“ Diese beiden Übersetzungen zeigen weder eingestreute Verse, noch Randbemerkungen oder Zusätze, auch im Stil und Wortschatz keine Anzeichen für Fischart.

Im Herbst 1590 erschien der Anti-Espagnol autrement les Philippiques d'un Demosthenes français von Antoine Arnauld, einem vaterländisch gesinnten Katholiken, der aber ein Verehrer und späterer Staatsrat Heinrichs IV. und ein abgesagter Feind des Spanier und Jesuiten war. Seine Schrift, in der das Vaterland mit gewichtigen Gründen vor diesen Feinden gewarnt wird, wurde im gleichen Jahre in zwei verschiedenen Verdeutschungen, wahrscheinlich bei Jobin verlegt. Die eine: „L'Antiespagnol. Das ist Ein kurtz, doch genug außführliches Tractetlin,“ wurde vielleicht von Fischart übertragen, obwohl abgesehen von einer kurzen belanglosen Vorrede, keine selbständigen Zusätze vorkommen und keine besonderen Stileigenheiten für ihn sprechen.

Ein königstreuer Katholik ist auch der unbekannte Verfasser einer Flugschrift, worin die Zustände des belagerten Paris bis zum 29. August 1590 grauenhaft geschildert werden. Die hungernde Bevölkerung wollte sich sogar nach dem am 8. Mai erfolgten Tod des Gegenkönigs Karl X. ganz den Spaniern unterwerfen. Darum warnt der Verfasser die Pariser vor den „hitzigen, hoffärtigen, geizigen, grausamen, neidigen, argwöhnigen, übermütigen, ruhmsüchtigen“ Helfern und fordert sie auf, wenn sie die Hauptstadt nicht untergehen lassen wollen, sich dem rechtmäßigen König zu unterwerfen. Die Verdeutschung dieser Zeitung: Gründliche Entdeckung Der

Kron Franckreich gegen ihren Inwohnern und besonders den Parisern (1590) wurde wahrscheinlich von Fischart umstilisiert.

Trotz dem entscheidenden Siege bei Jvry konnte Heinrich IV. doch nicht in Paris einziehen und mußte sich zunächst damit begnügen, die Hauptstadt zu belagern, ihr die Zufuhr abzuschneiden und in die Vorstädte einzudringen, wo einige seiner Anhänger sich zu regen begannen. Doch Mitte August 1590 zog auf Befehl Philipps II. der Herzog von Parma von den Niederlanden nach Frankreich, zwang den König — bei Vermeidung einer entscheidenden Schlacht — von der Belagerung abzustehen und versorgte Anfang September Paris mit Lebensmitteln, wurde aber vom König wieder hart bedrängt. Über diese Ereignisse erschienen bei Jobin einige Berichte, darunter der Nachdruck oder letzte Zeittung: Alles was sich im September vor Parys zwischen dem König von Franckreich und dem Hertzogen von Parma zugetragen 1590. Die kurze Einführung dazu wurde bestimmt von Fischart verfaßt. Wie er es sonst zu tun pflegt, führt er auch hier ein eigenes Werk an, mit den scherzhaften Worten, „wie der Affentewerliche Scribent in seinem Pantagruel saget". Dies war seine letzte Arbeit!

Es ist möglich, daß Fischart noch bei anderen Flugschriften irgendwie mitwirkte. Wenn aber diese nicht von ihm selbst übersetzt, mit Vorreden, Gedichten oder sonstigen wichtigen Beigaben versehen sind, kommen sie nicht in Betracht für die Vervollständigung des Bildes von seinem Wirken als Journalist und politischer Dichter.

Siebentes Buch.

Im Dienste des protestantischen Bekenntnisses.

Auch auf dem begrenzten Gebiete der religiösen und konfessionell-polemischen Dichtung war Fischart überaus vielseitig in Form und Auffassung; nicht nur ein haßerfüllter Satiriker und leidenschaftlicher Verfasser von Schmähschriften, der sich nicht mit der Abwehr begnügte, sondern sich auch in maßlosen Angriffen erging; er verfaßte auch zur Hebung und Stärkung religiöser Gefühle zahlreiche rein erbauliche Gedichte. Gleichzeitig und kurz nach dem Erscheinen seiner konfessionell-polemischen Jugenddichtungen, Nacht Rab, Barfüßerstreit, Dominici Leben, wo er sich als Lutheraner bekannte, entstanden drei Bildergedichte auf gelehrte Theologen, die stark von Luthers Glaubenslehre abweichen. Später folgten die für weite Kreise berechneten Biblischen Historien und das anmutige, in Luthers Kleinen Katechismus eingelegte Gedicht Anmahnung zu christlicher Kinderzucht, sowie die Bildergedichte Evangelische Wahrheit und Christus als Sieger über Tod und Teufel. Hingegen verfaßte er gehässige Gedichte unmittelbar gegen den Papst, Gorgonisch Medusekopf und Malchopapa, sowie gegen die römische Kirche in zweien gereimten Ausdeutungen allegorischer Bilder, der Grille Krotestischen Mühle und den Straßburger Tierbildern. Mit dem stärksten Geschütz rückte er gegen den Feind im Jesuiterhütlein, seiner lebendigsten und wirksamsten, doch auch unflätigsten Reimdichtung.

Zum Wortführer der Reformierten wurde er durch seine Bearbeitung und Erweiterung des Biencorf vom holländischen

Calvinisten Marnix und durch ein Gedicht vor einer Verdeutschung des Traité des reliques von Calvin. Das bedeutet kein Schwanken in seinem religiösem Bekenntnis, noch weniger einen plötzlichen Gesinnungswechsel, sondern erweist seine von jedem Sektengeist freie innerliche christliche Frömmigkeit. Er schrieb ja auch eine lateinische Vorrede zu der Disputatio von Celsus, wo die Duldung Andersgläubiger in nachdrücklicher Weise empfohlen wird, auch verband und erweiterte er zwei freichristliche Reimdichtungen Sebastian Francks. Wie in den Jugenddichtungen, so bekämpfte und verhöhnte Fischart auch in einigen seiner späteren konfessionellen Schriften den Franziskaner Nas, der nun die Antwort mit schlagfertiger Grobheit nicht schuldig blieb. Mit wenigen Ausnahmen rühren die Bilder zu diesem meist von Jobin gedruckten Dichtungen von Tobias Stimmer her.

1. Bildergedichte auf Reformatoren.

Wohl das älteste von den 1571 erschienenen Bildergedichten sind die Reime auf das: „Ware Bildnüs des Ehrwürdigen Herrn Mathie Flaccij Jllyrici“. Denn Fischart konnte den damals in Straßburg weilenden „treuen Diener Christi“ als Verfechter „der wahren Lehre“ nur zu einer Zeit feiern, als Flacius noch nicht mit dem Straßburger Kirchenkonvent wegen seiner „manichäischen“ Lehre von der Erbsünde zerfallen war, was erst im August 1571 geschah. Fischart erwähnt auch vorsichtigerweise die Erbsünde nicht, er bedauert nur iu seinen Reimen, daß dieser eifrige Bekämpfer des Irrtums in Schrift und Wort 30 Jahre lang in seinem Vaterland verfolgt werde. Im übrigen ergeht er sich in allgemeinen Betrachtungen über die göttliche Wahrheit und erfleht schließlich von Gott Einigkeit und Frieden, die aber Flacius durch Starrsinn und Leidenschaft überall störte. Nach dessen Tode (11. März 1575) gab sein treuer Schüler Heldelin einen Nachruf heraus mit dem Bilde Stimmers und mit den Worten aus dem Evangelium Johannis 15, die auch unter den Reimen Fischarts stehen: „So euch die Welt hasset, so wisset, daß sie mich vor euch gehasset hat.“

Die weiteren zwei Bildergedichte haben mit diesem in Auffassung und Durchführung eines ähnlichen Stoffes viel gemeinsam;

Gedichte auf Bullinger und Gwalther, welche deutlich (wahrscheinlich gleichzeitig herausgegebene) Seitenstücke sind. Die Bildnisse zeigen den gleichen figurenreichen Rahmen wie schon bei Flacius. Beide Männer wirkten gleichzeitig, das Werk Zwinglis fortsetzend, in Zürich; beide waren über die Grenzen der Schweiz hinaus angesehen.

Der am 18. Juli 1504 in Bremgarten geborene Heinrich Bullinger kehrte 1522 als Kölner Magister heim, lehrte dann an der Klosterschule zu Kappel, trat während der Reformierung dieses Ortes zum Protestantismus über, wurde 1529 Pfarrer in seiner Heimat und am 9. Dezember 1531 als Zwinglis Nachfolger Pfarrer am Großmünster in Zürich. Als Antistes und Schulherr daselbst sorgte er für das Gedeihen von Kirche und Schule, durch sein bedeutendstes Werk Confessio helvetica posterior 1566 schuf er ein alle Reformierten der Schweiz einigendes Bekenntnis. Durch seine zahlreichen, meist lateinischen Schriften und Predigten, durch sein besonnenes, vermittelndes Auftreten in den vielen dogmatischen Streitigkeiten der Protestanten stieg sein Ruf in der Zeit der Abfassung von Fischarts Gedicht über die heimatlichen Berge hinaus. Unlange danach, am 17. September 1575, ist er gestorben.

Ein lateinisches Bildergedicht auf Bullinger wurde schon 1570, auch von Jobin verlegt. Vielleicht ist es auch von Fischart verfaßt. Jedenfalls ging er davon aus, erweist aber im deutschen Gedicht eine genauere Kenntnis vom Leben und Wirken Bullingers. Dieses Gedicht wurde durch eine Doppelfeier veranlaßt. Ende 1571 waren eben 40 Jahre seit dem Antritt des Züricher Amtes und 50 Jahre seit dem Beginn von Bullingers Wirken als Lehrer und Priester verstrichen. Diesem feierlichen Anlaß entsprechend, eröffnet Fischart seine Reime zu dem Bildnis „Eigentliche Conterfehtung Bullingers" mit einem schönen Preise des Alters:

Wiemol groß Alter und grau Haar
Sind an ihm selbs ansehnlich zwar,
Ist doch fürnemlich hoch zu halten
Das Alter in denselben Alten,
Die ihr grau Haar also erlangen,
Das sie mit Ehren damit prangen
Und solche gräue han bekommen
In Gottes Dienst mit nutz und frommen
Des Vatterlands und Christi gmein.

Mit möglichster Knappheit wird dann das Wesentlichste aus Bullingers Lebenslauf und seiner Wirksamkeit vorgeführt. Sein Ruhm sei auch zu fremden Völkern über das Schweizer Gebirge hinaus gedrungen.

Denn wo ist ein wahr Christlich Ort,
In dem allein laut Gottes Wort,
Da man nicht von sein Büchern wißt,
Dieselbig auch mit freuden liest,
Weil sie Gottswort treulich erklären
Und Christi Macht und Ehr bewären?

In diesen rhetorischen Fragen liegt ein persönliches Bekenntnis des Dichters vor. Denn Fischart hat selbst eines der beliebtesten und verbreitetsten Werke Bullingers besessen: das von Haller verdeutschte „Haußbuch. Darinn begriffen werden fünfzig Predigten Bullingers" 1558. Er hat es auch „mit freuden gelesen", denn er versah es mit Randbemerkungen, verglich es mit dem lateinischen Original und unterstrich Bullingers wichtigste Aussprüche dogmatischer Natur.

Fischarts Gedicht auf Bullinger, das 1597 und 1602 samt dem Bildnis mit unwesentlichen Änderungen und einigen neuen Versen in Zürich nachgedruckt wurde, schließt mit dem Dank und der Bitte an Gott für solche treue Lehrer. Diese Gedanken, die schon in den Reimen auf Flacius erscheinen, setzte das Seitenstück „Ware Bildnüs des Ehrwürdigen Herrn Rudolph Gwalthers" unmittelbar fort:

In dem wird noch Gotts Lieb gespürt,
Das er uns heut begabt und ziert
Mit treuen Lehrern an vil enden.

Auch hier wird das Alter, die fruchtbare Tätigkeit, die allgegemeine Würdigung der Predigten und Schriften des Gefeierten erwähnt. Da aber Fischart augenscheinlich vom Leben und Wirken des minderberühmten Rudolph Gwalther des Ältern (1519—1586) weniger wußte als von Bullinger, mußte er sich zur Erreichung des (wahrscheinlich vorgeschriebenen gleichen Umfangs) zu helfen suchen durch allgemeine Erwägung des Nutzens frommer Lehrer und durch eine von ihm auch sonst gern im Hinblick auf das nahe drohende himmlische Straf-

gericht vorgebrachte Mahnung an die böse Welt zu Einkehr und Buße:

> Und ligt die Axt schon an dem Baum,
> Daß wir derselb entfliehen kaum,
> Wo wir uns nicht zun Lehrern ziehen,
> Zu Noa in die Archen fliehen,
> Vom bösen Weg bey zeyten keren
> Und Gottes Diener fleyßig hören,
> Und bessern uns nach ihren lehren,
> Darzu uns Gott wöll Gnad bescheren.

2. Geistliche Lieder und „Anmahnung zu christlicher Kinderzucht".

Mit den Arbeiten, die Fischart in den nächsten Jahren im Dienste seines Bekenntnisses unternahm, bewegte er sich durchaus auf den Bahnen langjähriger und reicher Überlieferungen. Gereimte kurze biblische Historien, meist im Anschluß an entsprechende Bilder, Psalmenverdeutschungen und geistliche Lieder, Reimstücke zu Katechismen verfaßten eine große Zahl protestantischer Schriftsteller, indem sie Luthers Anregungen befolgten, bis zum Ende des Jahrhunderts. Mitten in langen Reihen verwandter literarischer Veröffentlichungen erscheint Fischart mit seinen Werken, nicht ohne Beziehungen zu Vorgängern und Nachfolgern, aber durch seine eigenartigen Leistungen auf einem gesonderten emporragenden Platze stehend.

Sei den zwanziger Jahren folgten einige gereimte Bearbeitungen biblischer Stücke zu dem Zweck, die heiligen Geschichten dem Gedächtnis faßlicher zu machen. Seit der Mitte des Jahrhunderts wurden solche Werke nun auch für leseunkundige Leute mit Bildern hergestellt, die von den vielen deutschen Meistern der aufblühenden Holzschneidekunst im Auftrag von Verlegern gern gezeichnet wurden. Zu „wolgerißnen und geschnidten Figuren. Auß der Bibel" (fast nur aus der Genesis und dem Exodus) des Hans Tornesius in Lyon (1554) dichtete Kaspar Scheit deutsche Reimpaare, denen in der vermehrten Ausgabe von 1564 weitere Vierreime zum Alten Testament, wieder von Scheit und Sechsreime zum Neuen Testament von unbekannter und ungeschickter Hand folgten. Scheits Sprüche fanden später zum großen Teile

Aufnahme in die „Biblischen Figuren des Alten und Neuen Testaments. Durch Vergilium Solis" (1560). Die Distichen Rudolph Gwalthers „Argumentorum in sacra biblia tomus duo", mit „schönen Figuren geziert", wurden von Burkard Waldis 1556 in zwei- bis achtzeiligen Reimversen verdeutscht. Zu den „Biblischen Figuren künstlich gerissen durch Jobst Amman 1561" dichtete Heinrich Petri Rebenstock je vier Reimpaare, wo nur „einer jeden Figur inhalt kürtzlich begriffen". Dann folgen „Newwe biblische Figuren des Alten und Neuwen Testamentes... gestellt durch den kunstreichen Johann Bockspergern von Saltzburg und nachgerissen durch Joß Amman 1564". Bocksperger setzte unter die Bilder meist lateinische Distichen und deutsche Vierzeiler, manchmal, namentlich zur Apokalypse, lateinische und deutsche Prosa. Die vier letzten Sammlungen sind in Frankfurt am Main erschienen. Von allen diesen Vorgängern ist Fischart unabhängig.

Nach längerer Pause wurden zu Basel bei Thomas Gwarin gedruckt „Neue Künstliche Figuren Biblischer Historien grüntlich von Tobia Stimmer gerissen. Vnd zu Gottförchtiger ergetzung andächtiger Hertzen mit artigen Reimen begriffen durch J. F. G. M. 1576". Dieses Werk enthält 170 Holzschnitte in prächtigen, mit allegorischen Figuren versehenen Rahmen, acht Variationen in ziemlich regelmäßiger Folge, und zu jedem Bilde einen Spruch. Aus der Vorrede geht hervor, daß der Drucker Gwarin und der Verleger Jobin, „so solche Figuren zum schneiden und trucken helfen fertigen", Fischart gebeten hatten, Verse dazu zu dichten, „so die geschicht samt der lehr, die drauß zu nehmen, einhielten", damit das Werk nicht nur den Reichen zur Ergötzlichkeit, sondern auch den Frommen zur Nutzbarkeit diene. Es handelte sich also um einen Auftrag, den aber Fischart nicht ohne inneren Anteil und mit Geschick ausgeführt hat. Neue Gedanken und poetische Schönheiten wird man bei dieser fast handwerksmäßigen Arbeit nicht finden, aber die Schwierigkeit, in knappster Form die Vorgänge jedes Bildes zu schildern, und deren religiöse Bedeutung oder die sich ergebende allgemeine ethische Lehre entsprechend wiederzugeben, hat er trefflich bewältigt, so daß seine gedanklich abgerundeten Sprüche meist auch für sich allein wirksam sind. Darin zeigt er vor

seinen Vorgängern einen entschiedenen Vorzug, die größtenteils über gereimte Beschreibungen der Bilder nicht hinauskamen.

Die Anordnung dieses Werkes beginnt mit der Genesis, die mit 26 Bildern weitaus am reichsten vertreten ist, es folgen die übrigen Bücher Mosis, dann Josua, Ruth, die Bücher der Könige, die Propheten usw.; von den Büchern Salomonis ist nur ein Bild zum Hohen Liede (1,8) gewählt, von den Apokryphen sehr wenig, vom Neuen Testament nur sechs Bilder zu den Evangelien, je eines zur Apostelgeschichte und den Briefen Pauli, hingegen 26 Bilder zur Apokalypse, die dem Zeichner reicheren Stoff zu Allegorien bot. Auch hier wie in den älteren Sammlungen dieser Art, wird das Alte Testament besonders bevorzugt und vom Neuen Testament wiederum die Offenbarung Johannis. Auch die Auswahl der einzelnen Bilder entspricht im allgemeinen dem damaligen Gebrauch.

Die Sprüche Fischarts sind in der Mehrheit Fünfzeiler; erst mit den Büchern der Könige beginnen einzelne Sechszeiler. In der Apokalypse, wo der Dichter mehr zur Erläuterung der Bilder sagen mußte, finden sich nur sechszeilige und gegen Schluß mehrere siebenzeilige Sprüche. Der Aufbau aber ist bei allen Sprüchen gleich. Dem eröffnenden Reimpaare folgen drei bis fünf Zeilen, die untereinander reimen. Fischart bedurfte also vieler Reimworte, was ihm aber so wenig Schwierigkeiten bereitete, daß er im letzten Vers gerne noch Binnenreim anbringt. Weil der Dichter hier zu gedrängtester Ausdrucksweise genötigt war, zeigen die Verse starke Zusammenziehungen und Kürzungen der Wortformen, sowie schwere und überfüllte Senkungen: „Daher komt Not, Sünd, Höll und Tod.“ „Die aufgblosen Gotts wort nicht fassen.“

Der erste Spruch gibt für alle andern ein Beispiel des Äußerlichen.

Genesis I. Capitel.

Der gschöpf zirlichait zeugt des schöpfers herlichait
(Holzschnitt).

Am anfang schuf Gott inn sechs Tagen
Luft, Himel, Erd und was sie tragen,
All Thir und Vögel, Fisch und Wild,
Lezlich den Menschen nach seim Bild,
Von seiner milt ist alls erfüllt.

Die dem Bibelzitate folgende Überschrift ist häufig ein auch oft gereimter Spruch oder ein Hinweis auf die Bedeutung des Bildes, „Ains frommen genisen vil" oder auf die Vordeutung Christi: „Andeutung des unschuldigen Opfers Christi", Ausspruch der Bibel oder endlich einfache Inhaltsangaben: „Salomons gebett zur Tempelweihe". Die unter den Holzschnitten stehenden Verse Fischarts geben auf das knappste und treffend den wesentlichen Inhalt der Bilder, während der letzte Vers (seltener und nur bei den umfänglicheren Gedichten das letzte Verspaar) einen Spruch, eine allgemeine ethische oder religiöse Sentenz, die Lehre, die sich aus dem vorgeführten Ereignis ergibt, die vorbildliche Bedeutung für Christi Erlöserwerk, doch immer abschließenden Gedanken bringt. Der Schlußvers berührt sich darum häufig mit der Überschrift. Zum zweiten Bilde z. B. lautet die Überschrift: „Ehlich Pflicht aufgericht", der Schlußvers: „Hierauß entsprißt die Ehlich lib"; zum Buch der Könige 1, 25 Überschrift: „Des Weibs verstand erstat des Mans Unverstand". Schlußvers: „Ain klug weib wendt jhrs ehmans schmach". Anderseits ergänzen sie sich auch, indem z. B. die Überschrift auf Christus hinweist, der Schlußvers aber die allgemeine Lehre ausspricht. z. B. Richter 16: „Also eröffnet Christus die Gefängnus". — „Des glaubens gwalt nichts aufenthalt". Oder umgekehrt. Zuweilen gibt der Schlußvers auch die Lehre lebendiger in Form einer Aufforderung: „Drumb tag und nacht nüchtern gewacht!"

Im übrigen sind diese Bildergedichte, die ja einem Auftrag nachkommen, trocken und nüchtern, nur die Verse zur Apokalypse zeigen einen lebhafteren Ton mit Fragen und Ausrufen.

> „Wo ist dein macht, du schrecklichs Thir,
> Dein König, welche halfen dir?"

oder:

> „Sie ist gefallen, Sie ist gefallen,
> Babylon, die größte ob allen!"

Der konfessionelle Standpunkt tritt gar nicht hervor. Die Gedichte könnten ebensogut von einem Katholiken herrühren, einzelne leise Andeutungen ausgenommen. Persönliches tritt hier natürlich nicht zutage.

Das letzte Bildergedicht, das als einziges acht Zeilen enthält, läßt Fischart, wie er es auch sonst am Schlusse geistlicher Dichtungen zu tun pflegt, mit einem Gebet zu Christus um Verleihung der Gnade ausklingen.

Weil wir hir hant kain pleibend statt,
So tracht nach der, die Gott gbaut hat,
Dem Jerusalem neu zugerüst,
Da Gotts Lamm der wahr Tempel ist,
Von dem flüßt lebend Wasser frisch,
Das unser tränen all abwischt,
Da er in dir, du in ihm bist:
O Jesu Christ, dahin uns rüst!

Fischarts gereimte Biblische Historien erschienen schon 1579 in einer zweiten Auflage, der bis 1693 noch fünf weitere Ausgaben folgten. Seit 1590 sind den deutschen Versen auch „nachmaln" angefertigte Übersetzungen in lateinischen Hexametern von dem Dekan bei S. Wilhelm in Straßburg, Paulus Crusius, beigegeben. Der Verleger Christoff von der Heyden wollte diese Sammlung verdrängen durch die Novae Sacrorum Bibliorum figurae versibus Latinis et Germanicis expositae: Das ist, Neue biblische Figuren ... Straßburg 1625, welche mit Erwähnung Fischarts den größten Teil seiner Vorreden übernommen hat und nichtssagende Zeichnungen von Christoph Maurer mit epigrammatisch knappen lateinischen Distichen und nüchternen und geschmacklosen deutschen Reimpaaren von Samuel Gloner, Professor der Poesie und der lateinischen Sprache am Straßburger Gymnasium, enthält.

Ein viel größeres, reicher bebautes Feld der kirchlichen Dichtung betritt Fischart mit seinen geistlichen Liedern und Psalmen. In der ungeheuren Menge der evangelischen Lieder des 16. Jahrhunderts nehmen sie keine überragende Stelle ein. Ihre Zahl (36) wird von vielen fruchtbareren Dichtern der Zeit weit übertroffen, Fischarts Lieder behandeln dieselben Stoffe in ähnlicher Form wie hundert und mehr Vorgänger, sie bringen weder eine neue Gattung, noch eine besondere Art der Ausführung, sie halten sich an allbekannte Vorbilder und verwenden Quellen, die allen zugänglich waren. Ihr Fortleben, das gleichwohl einige Jahrzehnte nachweislich ist, läßt sich nicht im Ent-

fernteſten vergleichen mit der dauernden Nachwirkung der Lieder Luthers und ſeiner Genoſſen oder Michael Weißes oder einiger ſpäterer Dichter (etwa Nik. Hermanns, Barth. Ringwaldts, Nik Selneckers), die noch heute in den kirchlichen Geſangbüchern leben. Trotz alledem verſchwinden Fiſcharts geiſtliche Lieder nicht in der Maſſe der übrigen. Auch in dieſen typiſchen, für beſtimmte kirchliche Bräuche berechneten Poeſien bricht des Dichters Perſönlichkeit und Geſinnung wenigſtens in Einzelheiten, in Zuſätzen, in dem beſonderen Verhältnis zu den allgemeinen Vorlagen, in der Darſtellungsart und Auffaſſung durch. Mehrere ſeiner geiſtlichen Lieder zeigen eine echt lyriſche Auffaſſung und Form und zeichnen ſich ſo aus vor den lehrhaft-nüchternen, das rein Theologiſche bevorzugenden, in wortreiche Künſteleien ſich verirrenden Erſcheinungen dieſer Gattung. In dem begrenzten Zeitraum ſeiner Wirkſamkeit, im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts gehört Fiſchart zu den erſten Sängern auf dem Gebiete des evangeliſchen Gemeindegeſanges; für Straßburg iſt er ſein vornehmſter Vertreter. Gleichzeitig mit Helmbold und Leon in Thüringen, mit Selnecker in Sachſen, mit Ringwaldt in der Mark, mit Moyſe und Wepſe im hohen Norden ſpendete er dem zucht- und friedloſen Volk der Zeit durch ſänftigende reinigende Lieder Segen, Troſt und Waffen zur Erhaltung der Kirche, nicht ſo wirkſam wie die anderen, „aber daß ſein vernichtender Humor, mit dem er aus der Vollmacht ſeines umfaſſenden Geiſtes dieſelben Feinde bekämpfte, auf dem Goldgrunde eines gläubigen Herzens ruhte, das machte ihn zu einem ebenbürtigen Waffengefährten."

Seit dem „Geburtsjahr des deutſchen evangeliſchen Kirchenliedes" 1523 auf 1524, wo Luther die meiſten ſeiner ſchönen wirkſamen geiſtlichen Lieder gedichtet und die erſten Sammlungen herausgegeben hatte, ſtanden alle folgenden evangeliſchen Liederſänger und Sammlungen im Banne dieſes beſtimmenden Vorbildes. Ton und Auffaſſung, Stoffkreis und Form bleiben ihnen vorgezeichnet. Dieſelben Gattungen kehren immer wieder, die ſchon Luther geſchaffen hatte: Pſalmen, Lieder bibliſchen Inhalts, Umarbeitungen alter Kirchenhymnen und Sequenzen, ſowie deutſcher Lieder des Mittelalters, Gedächtnisreime auf die Haupt-

lehren des Katechismus und Gebetlieder. Die Lieder Luthers und seiner Genossen in den von ihm veranlaßten Sammlungen blieben auch die Grundlage für alle die zahllosen evangelischen Gesangbücher der Folgezeit. Zwar traten im 16. Jahrhundert in jedem Jahre viele neue Sänger hinzu und wurden der Aufnahme in die Gesangbücher (vielfach nur vorübergehend) gewürdigt, doch ohne den alten Bestand verdrängen zu können.

Neben den allgemeinen Gesangbüchern tauchten früh solche für einzelne Gemeinden auf: Augsburg, Leipzig, Nürnberg u. a. In der ersten Reihe steht Straßburg. Von Luther bis Fischart bricht hier die Folge der neuen Erscheinungen nicht ab. Schon 1524 beginnt die Reihe der Gesangbücher des Druckers Wolf Köppel in Straßburg, die bis zur Mitte des Jahrhunderts immer neu aufgelegt werden. In den sechziger Jahren folgen die Sammlungen von Thiebold Berger, das große Kirchengesangbuch von Georg Messerschmid und andere. Weil die Buchdrucker nach ihrem Gutdünken geistliche Lieder auswählten und ihre Ausgaben ein konfessionell buntes Bild zeigten, so stellte Martin Butzer, um eine gewisse Ordnung zu schaffen, 1545 ein Gesangbuch zusammen, das alle geistlichen Lieder Luthers und zehn von Straßburger Dichtern enthielt. Diese Sammlung wurde in späteren Ausgaben immer wieder vermehrt durch Lieder, welche den betreffenden Druckern gerade gefielen und zum Teil dem Vierstädtebekenntnis entsprachen. Die Ausgabe von 1554 enthielt bereits 94 Lieder und die letzte von Theodosius Rihel (1569) wurde abermals um 35 Lieder vermehrt. Der Kirchenvorstand Johann Marbach, dem es nicht gelang, ein für alle Straßburger Kirchen gemeinsames Gesangbuch durchzusetzen, beschwerte sich noch 1567 darüber, daß in die heimischen Gesangbücher viele Psalmen und Lieder hineingebracht wurden „so Schwenkfeldisch, Wiedertäuferisch oder sonst nicht rein seind". Das paßt auch für die Jobinschen Gesangsbücher, für welche die älteren Straßburger Sammlungen in Auswahl und Anordnung der Lieder und im Titel Vorbilder waren.

Es ist begreiflich, daß sich der junge, rührige Verleger auch an diesem Zweige beteiligte. Das erste Gesangbüchlein Jobins erschien 1573: „Psalmen, geistliche Lieder und Kirchengesänge.

D. Mar. Luthers. Auch Viler anderer Gotseligen Mäner." An dieser Sammlung war Fischart bereits beteiligt. Wahrscheinlich traf er die Auswahl und füllte dann die Lücken in den verschiedenen Gruppen mit eigenen Gedichten aus. Neben 16 Liedern (zum Katechismus, zu den Evangelien und Gebeten) steuerte er hier auch schon die gereimte Vorrede bei.

Bald danach gab Jobin eine zweite vielfach geänderte und gemehrte Ausgabe heraus: „Gesangbüchlin von Psalmen, Kirchengesängen und Gaistlichen Liedern." Straßburg 1576 mit stärkerem Anteil Fischarts. Zwar fehlen hier fünf seiner Lieder aus der ersten Ausgabe (das Trostlied zum Begräbnis, der 54., 134. und 148. Psalm und das Abendmahlslied), zwanzig hingegen kommen neu hinzu: Psalmen, biblische und Erbauungslieder.

Das Jobinsche Gesangbüchlein zerfällt in drei Teile: Festlieder (von Advent bis Pfingsten), Symbola (Litaneien), Psalmen und Kirchenlieder (zum Katechismus, Gebete, Reise- und Begräbnislieder), das Gloria bildet den Schluß. Im ganzen (nach der zweiten Ausgabe) 177 meist mit Noten versehene deutsche Lieder. Nur Fischarts Beiträge bedurften keiner Noten, weil er seine Lieder allgemein bekannten Weisen anpaßte. Altem Brauche gemäß ist in der Sammlung Luther mit fast allen Liedern vertreten, nebenbei erscheinen in großer Zahl seine Sangesgenossen der ersten Zeit, ferner von Älteren: Alberus, Gramann, Heyden, Hermann, Mathesius und Psalmen von Waldis, die alle auch in anderen Sammlungen häufig zu finden sind. Reichlich berücksichtigt sind wie begreiflich die Straßburger Dichter (Oeler, Greiter, Hubert, Dachstetn, Capito, Englisch, Vogther u. a.), und wie auch in den anderen Straßburger Sammlungen die benachbarten Schweizer Sänger: Joh. Zwick, Hegenwalt, Meuslin, Leo Jud, Thomas Blaurer u. a.

Mitten unter diesen zumeist seit Jahrzehnten berühmten und beliebten Liederdichtern erscheint namentlich in der Ausgabe 1576 der Raum für Fischart sehr reichlich bemessen. Er kommt mit der Zahl seiner Beiträge Luthern fast gleich und übertrifft weit den nächst berücksichtigten Michael Weiße.

Der größte und selbständigste Beitrag Fischarts ist die „Vorrede an das Gläubige Christenvölklein". Sie ist gereimt wie die

Vorrede zu Lobwassers Psalter 1573 und erörtert den Gedanken von der Gottgefälligkeit und Heilsamkeit der geistlichen Gesänge, wie die meisten Vorreden (seit Luthers Wittenberger Gesangbuch 1524) zu verschiedenen, auch zu den älteren Straßburger Sammlungen. Aber Fischart spinnt diesen Gedanken hier selbstständig aus. Den besonderen Zweck, das Jobinsche Gesangbüchlein der Lesewelt zu empfehlen, verbindet er wie sonst mit allgemeinen seiner Gesinnung entsprechenden Ausführungen. Die Tatsache, daß die Protestanten von jeher durch ihre Lieder in ihrer Widerstandskraft und in ihrem Glaubensmute gestählt wurden, wird hier den Zeitgenossen, namentlich denen, die noch Verfolgungen zu erdulden haben, aufs neue vor Augen geführt. Des Dichters felsenfestes Vertrauen auf die durch Christi Erlösungswerk zu erwerbende Gnade Gottes verleiht seiner „trewen Vermahnung vom nutz der Psalmen" einen hohen Schwung.

Die Einführung zerfällt dem Inhalt nach in drei Teile. Im ersten Absatz (bis V. 96) wird in verschiedenen Wendungen der Gedanke erörtert, daß grausame Unterdrückung die wahre Gemeinde nur stärke. Druck erzeuge Gegendruck. Nur den Leib könne der Tyrann töten, nicht die Seele, nur irdische Güter rauben, nicht das ewige Heil. Auf Pharao und Herodes wird hingewiesen mit Luthers Worten („Ain feste Burg pleibt unser Gott") wird Gottvertrauen gelehrt. Ganze Reihen von Antithesen folgen einander:

Du, Welt magst töden unser glider,
Aber die Seel truckst du nicht nider.
Was schadst uns also mit dem Tod,
Ohn das uns flugs abhilfst der not?
Du mainst uns zu thun vil zu leid
Und förderst uns doch nur zur fräud.

Darum können die Gläubigen — und nun lenkt der Dichter in den zweiten Abschnitt ein — des Tyrannen spotten, ja vor ihm singen.

Nachdrücklichst wird auf David hingewiesen, der als Hirt wie als König durch „Gsangdicht" sein Herz erfrischte. Darum möge auch der Leser dieses Büchleins durch Psalmen und Lieder den Herrn preisen.

Der dritte Abschnitt, der mitten im Reimpaare mit V. 252 beginnt, hat die Überschrift „Lob des Psalmengesangs aus S. Basilio in der vorred vber den Psalter verteutscht“. Seinen Lieblingsgedanken, daß man nützliche Lehren durch ergötzliche Dichtungen verbreiten müsse, führt hier Fischart mit neuen Motiven aus, die er der Vorrede zum Psalmenkommentar des griechischen Kirchenvaters Basilios des Großen, Bischofs von Cäsarea (330—379) zum Teil wörtlich entnahm. Wie Basilios beginnt er mit der Erwägung, daß der heilige Geist der Schwachheit der Menschen, die „gmeinlich trachten nach lustbarkeit“, entgegengekommen sei:

Und unterm lust schöner Gsangweisen
Wöllen hoch lehren unterweisen,
Auf das durch des Gsangs liblichkeit
Auch eingang der lehr nuzbarkeit.

Herzen, hart wie Stein, bringen die Psalmen zum Weinen, sie verjagen die Teufel und locken die Engel herbei. Das Psalmsingen sei ein „englisch Amt“, ein „geistlich Opfer“. Die Psalmen verkünden den Erlöser und das letzte Gericht, sie geben die Summe „vom ganzen wahren Christentum“.

Die selbständigen Schlußzeilen Fischarts, die sich an die Gemeinde wenden, erheben sich zu religiöser Begeisterung.

Sing, Tochter Sion, jeder stund
Und wenn man schon verbind den mund,
So sing im herzen frölich noch,
Den es mus sein gesungen doch.

Singe den Sieg Christi und mag die Welt darüber zergehen,

Da du doch ewig wirst bestehen,
Zusingen die Sigreiche zeit,
Dadurch du hast die ewig fräud.

Neben dieser Vorrede hat Fischart für die beiden Gesangbüchlein Jobins im ganzen 36 geistliche Gedichte beigesteuert. Er beteiligte sich damit an allen Gattungen, die seit Luthers Zeit in den protestantischen Gesangbüchern üblich waren. Er dichtete Hymnen und Festlieder zu Advent, Weihnachten, Ostern, Pfingsten, ferner zweiundzwanzig Psalmen, einige Katechismuslieder, Tischgebete, ein Begräbnislied und ein geistliches Wander-

lied. Er hält sich auch in den meisten einzelnen Liedern an bestimmte altbeliebte Vorlagen. Er dichtete ältere lateinische Hymnen um, er bearbeitete ältere deutsche Lieder von Michael Weiße und Thomas Müntzer, er verdeutschte in ähnlicher Weise wie Michael Beckringer das alte deutsch-lateinische Weihnachtslied „In dulci jubilo“. In mehreren biblischen Liedern kommt er seinen Vorgängern, welche dieselben Quellen in gleicher Art verwerteten, sehr nahe. Er schließt sich in allen Psalmenliedern, im Symbolum, im Abendmahlsliede und in den Tischgebeten enge an Luthers Wortlaut an. Er ahmt in mehreren Anfangsstrophen die Eingänge von Liedern Luthers, Hans Sachs', Dachsers, Waldis und Müntzers nach. Er verwendet fast durchwegs bekannte Singweisen und Strophenformen. Trotz diesen verschiedenartigen Anregungen, die Fischart zumeist älteren Straßburger Gesangbüchern, besonders dem Psalter von Wolf Köppel (1538 und 1548) verdankt, zeigen seine geistlichen Lieder genug des Persönlichen und Eigenartigen in Inhalt und Form, in Auffassung und Durchführung des Überlieferten.

Gleich der erste Beitrag Fischarts zum Gesangbüchlein „Ein neu Trostlied zu der Begräbnus“ ist eine freie erweiterte Bearbeitung der oft verdeutschten Hymne Jam moesta quiesce querela des Aurelius Prudentius. Mehrere Strophen davon gibt er genau, auch mit Benutzung älterer Verdeutschungen, wieder, außerdem fügte er mehrere Gesätze hinzu, worin der Gedanke von der Auferstehung und dem ewigen Leben in poetischen Wendungen voll gläubiger Inbrunst vorgetragen wird. Die Erde möge dem Leibe ein lindes Bette zum Ausruhen bereiten, doch nicht lange wird der Mensch da ausharren, denn er erhofft sich das Paradies. Nur als Pfand kann die Erde den Leib behalten. Nahe ist die Zeit, wo die Seele trotz Tod und Teufeln den ewigen Frieden genießen werde. Der Leib ist nur ein enges Herberg-Hüttlein der Seele, woraus sie Gott in den ewigen Palast der Freuden führen werde. In dieser Zuversicht soll der Mensch seine Seele auch auf Erden Gott zur Wohnung anweisen, nur auf den Herrn, nicht auf seine eigenen Kräfte bauen, nicht an Zeitlichem, sondern an dem himmlischen Vaterlande hangen, das uns Jesus durch seinen Tod zugerüstet hat.

Melodie und Strophenform dieses Liedes entnahm Fischart dem bekannten Liede Weißes: „Nun laßt uns den Leib begraben", das vielleicht auch auf die Stimmung und den Abschluß des „Trostliedes" eingewirkt hat.

Eine andere Art der Verwertung fremden Gutes tritt bei der „Histori der Himelfart vnd des Pfingstags" ein. Seinem kurzen Lied auf die Himmelfahrt, das den Vorgang schlicht auf Grund der Apostelgeschichte berichtet, fügte Fischart ein Lied auf das Pfingstfest von Michael Weiße an und besserte es hierbei.

Bei anderen Liedern hinwiederum folgt Fischart Vorgängern im Wortlaute, aber nur für einzelne Stücke, meist für die Eingangsstrophe. So schloß er sich für seinen 54. Psalm an die erste und zweite Strophe von Jakob Dachsers Bitt- und Klagpsalm und an dessen Ton („König Laßles(!) lied") an. Während aber Dachser die zweite Hälfte des Psalms zu drei inhaltsarmen ungelenken Strophen zerdehnt, bringt Fischart hierfür im engeren Anschluß an die Bibel zwei wirksame, hoch über Dachser stehende Strophen mit kräftigem Abschluß:

So wil ich dein nam dancken gern,
Weil tröstlich ist der nam des Herrn
Und hilft aus not und grauen,
Das ich mein licht von nah und fern
Mag an mein Feinden schauen.

In den Eingangsstrophen berührt sich ferner Fischart noch im 30. Psalm mit Hans Sachs, im 49. Psalm mit Burkard Waldis, im 145. Psalm mit dem Köppelschen Psalter, doch kann hier nur von einem unwillkürlichen Nachklingen oft gehörter und gelesener Texte die Rede sein.

So ist es auch beim Lied auf „Die Vnschultigen Kindlein" der Fall, wo Fischart das auch im Jobinschen Gesangbüchlein befindliche Lied Luthers „Was förchstu feind Herodes seer?" im Eingangsvers „Was bsorgst dich, Feind Herodes, sehr?" und in der Strophenform nachahmt. Fischart übersetzt auch in seiner ersten Strophe Luthers Vorlage, die Hymne Hostis Herodes. Während aber Luther diese kurze Hymne des Sedulius genau übersetzt und nur am Schluß ein Lob der Dreifaltigkeit anschließt, besingt Fischart in einer umfänglichen Erweiterung die Bedeu-

tung des Mordes der unschuldigen Kinder. Wie einen persönlichen Gegner, so unmittelbar und erregt ruft er Herodes an. Große Ehre erwirbst du dir durch dieses blutige Morden. Deine Opfer sind preisenswert. Sie deuten an, daß der unschuldige Erlöser für die Sünde der Menschen sterben muß, sie sind Christi erste Märtyrer und haben nun das ewige Leben. Der Drache aber, der sie verfolgt hat, ist auf ewig gestorben.

Hie seh Herodes, wie dis Kind
Sein Reich aufricht, wodurch er's gründt:
Das Leben richt er auf durch Tod,
Sein macht durch schwachhait, Kreuz und Not.

In allen seinen zweiundzwanzig Psalmen ist Fischart vom französischen Psalter Marots und Bezas, sowie von deren Verdeutschungen durch Paul Melissus Schede (1572) und Lobwasser (1573) ganz unabhängig, vielmehr schließt er sich eng an Luther an. Während dieser in seinen Psalmenliedern nur im allgemeinen dem Gedankengange des betreffenden Psalms folgt und den Wortlaut seiner eigenen Bibelübersetzung geradezu vermeidet, während andere Sänger die Vorlage kürzen, umstellen, ändern, läßt Fischart nichts weg und ändert nichts, ergeht sich aber darüber hinaus in freien Zusätzen. Die Reimfüllsel oder stilistischen Erweiterungen sind Schilderungen und Vergleiche, besonders wo es sich um Naturbilder handelte, oder wenn heimische Schwächen dargelegt werden konnten.

So beim 148. Psalm mit der Aufzählung der Geschöpfe und Naturerscheinungen, die aufgerufen werden, den Herrn zu preisen.

Auch darmit Ost, West, Süd vnd Nord,
Welche verrichten sein wort,
Ihr sturmwind, die im luft hersaußt,
Jitzund zu ehren Gottes braußt. . . .

Ihr wald gezir, ihr Cederbäum
Ihr bäum, die man erbaut daheim,
Erhebt des Herrn macht und krafft,
Der euch zu gut den Menschen schafft.

Du zahmes vieh, du scheues wild,
Was lufft und erden hie erfüllt,
Ihr Vögel, so am höchsten fleucht,
Ihr würm, so am understen kräucht.

Und in der ziemlich freien Umdichtung des 29. Psalms, die Fischart durch die Überschrift „Zu ungewitters zeit" als ein erbauliches bei Gewittern zu singendes Gebetlied aufgefaßt wissen will, malt er die Kraft und Wirkung der Stimme des Herrn in der Natur viel stärker aus als in der Vorlage. Er fügt manches frei hinzu, „wie schallt es in dem Thale, daß sie erschrecken alle" und: „die Berg sich vor ihm biegen, das sie im Thal da liegen" u. a. Er belebt die Naturvorgänge:

Das Meer verwickelt sich in Wellen,
Wais for angst nicht, wie sichs soll stellen,
Fliegt hin und her mit bolgen.

Im 49. Psalm hinwiederum kann er auf die Wertlosigkeit der irdischen Güter der Gottlosen nachdrücklicher hinweisen:

Warum solt ängsten ich mein Seel
Inn disen kurzen tagen
Um gut, welches verschwindet schnell,
Pflegt sein Bsitzer zu nagen? . . .
Lös ainer mit seim Geld und gut
Seinen Freund aus der Höllen!
Kauf den Tod, das er ihm nichts thut,
Las ihms Alter abstellen!

Die ethischen und religiösen Überzeugungen Fischarts kommen natürlich in seinen geistlichen Liedern kräftig zur Geltung. In den Psalmen wird Israel zur evangelischen Kirche der Gegenwart. Schon in den Überschriften wird diese Beziehung und Nutzanwendung angedeutet. So zum 145. Psalm „in Namen der gantzen gläubigen gemeind, für das reich Christi". Die Worte der Propheten im „Trostreich Lied auff die zukunfft des Herrn Christi" (nach Zacharias) und in dem „Neu Lid in der Marterwochen" (nach Jesaias) werden ausgedeutet auf die Leiden, Kämpfe und Siege der Protestanten. Und in seinem 144. Psalm versteht er unter den „fremden Kindern" der Vorlage die Katholiken.

Vor frembder kinder hand und macht,
Die ich nicht für dein kinder acht,
Dieweil ihr Mund nichts nutzlichs lehrt
Und ihre werck sind falsch verkehrt.

Ihr zung vergifftet und ihr wort,
Ihr händ nur trachten list vnd Mord.
Vor den erret mich, lieber Herr,
Das ich nicht folg ihr werck und lehr.

Erlöse mich von dem Joche dieser Kinder,

Die ihr werck fälschlich mutzen auf,
Gleich wie ein krämer auff den kauff.

Unablässig ermahnt der Dichter seine Religionsgenossen zur Frömmigkeit, immer von neuem verkündet er die Zuversicht auf Christi Erlösungswerk; und der trostreiche Ausblick ins ewige Vaterland ertönt in vielen Liedern in wirksamen Schlußstrophen. Z. B. im Jesaiasliede:

Christus inn seines Vaters schos
Rechtfärtigt uns und spricht uns los,
Wer will uns dann verdammen?
Niman! O liber Jesu Christ,
Dan du deim Vater Lib ja bist
Und wir inn deinem Namen!

In mehreren Liedern ist er übrigens auch stofflich sehr selbständig. Abgesehen davon, daß er in altüberlieferten Gruppen neue Typen geschaffen hat, wie z. B. in seinen strophischen Tischgebeten Benedicite und Gratias, wo er sich auch an den Kleinen Katechismus Luthers und mit diesem an den 145. und 147. Psalm anschließt, aber hier von der irdischen auf die Seelenspeise, vom irdischen auf das himmlische Brot, das Wort Gottes verweist, um die Gabe der Mäßigkeit, um Stärkung im Glauben und um die ewige Seligkeit betet. Auch sein „Neu Osterlied" nimmt unter den zahllosen evangelischen Oster- und Auferstehungsliedern eine Sonderstellung ein durch seinen zum Teil abweichenden Inhalt, seinen großen Umfang, seine Vergleiche, allegorische Ausdeutung und den Ausbruch persönlicher Empfindung. Ganz eigenartig verwendet er hier auch das Motiv mit den Wächtern am Grabe Christi. Wie diese erschrocken sind über das leere Grab, so werden am jüngsten Tage diejenigen verzagen, die an Christi Wort und Bund nicht glauben.

Was wacht jr Todenwächter lang?
Wolt halten jr im Grab mit zwang
Das lebenmachend leben?

Ihr seid tote Wächter, weil ihr den rechten Wächter der Gläubigen nicht im Grabe zurückhalten konntet. Ihr seid „gliedschläfrige Leut", die Gott zum Trotze im Tode verbleiben wollen.

Ganz Fischarts geistiges Eigentum aber ist das letzte, eins der schönsten, wenn auch das umfänglichste seiner geistlichen Lieder, sein „Wanderlid für Raisende Leut". Nur im Eingangsvers und in dem grundlegenden Vergleich zwischen der einzelnen Fahrt und der Lebensweise überhaupt folgt er älteren Wanderliedern und einzelne Anregungen scheint er insbesonders dreien stimmungsverwandten Liedern von Nikolaus Hermann zu verdanken. In Gottes Namen hebt der Sänger die Reise an:

> Inn deim Namen, O Hoher Gott,
> Geb ich mich auf die Straßen;
> Ich wag es auf dein Güt vnd Gnod,
> Du wirst mich nun nicht lassen.

Er fleht zu dem um Schutz, der die heilige Familie auf der Flucht nach Ägypten, der die Apostel, das Volk Israel, Tobias und andere Fromme auf ihren Wanderungen behütet hat.

> „Was soll mir dan nit gbüren?
> Dieweil ich je auch bin dein Kind,
> Der dir durch dein Sohn bin versühnt."

Auf Christus vertraut er, daß er ihn aus diesem Jammertale in des Vaters Saal bringen werde. Seine Gnade werde ihn erquicken wie Morgentau und Abendregen und vor Grausen bewahren im finsteren Tale.

> Dein Stab mich vor dem Fall wohl stützt,
> Dein ausgestreckter Schilt mich schützt.

Aber bei diesen frommen Vergleichen vergißt er auch nicht die irdischen Gefahren der Reise, die ja dem vielgewanderten Dichter wohl bekannt sein mußten. Bewahre mich, betet er, vor der Wassersnot und dem jähen Tode des Schwertes, vor Gift und gefährlicher Krankheit, vor Ungewitter, Hagel, Feuer und wilden Tieren, vor unnützen Gefährten und argen Menschen. Erhalte mich nüchtern auf der Fahrt, denn Fülle bringt Mutwillen, bewahre mein Herz und meine Zunge vor Trug, schaffe mir die Kraft, meine Geschäfte nützlich auszurichten. — Lob und

Dank erklingt dann laut in der letzten, zwölften Strophe, die Meusebach als Jean Paulisch bezeichnet hat:

> Um solche deine Güt, O Gott,
> Wollen wir dir Lobsingen,
> So bald die liebe Sonn aufgoht,
> Mit dem Feldvöglin klingen.
> Und abends, wann die Nacht einpricht,
> Dir danken für dein Ewigs Licht,
> Welchs in uns pflanzt dein Geiste.
> O Gott, schließ in dein Hand mein Seel,
> Mich und das mein ich dir befehl,
> Dein Hülf zur Reis' mir leiste!

Wie dieses Reiselied, so sind auch die meisten der übrigen geistlichen Lieder Fischarts mit den erhebenden Gedanken und der anschaulichen kraftvollen Sprache echte Dichtungen. Einzelne müssen natürlich ausgenommen werden, die schon der spröde Stoff von poetischer Wirkung ausschließt und die mehr als Gedächtnisverse zu gelten haben. „Das Symbolum S. Athanasii", wo Fischart „zu nutz der Jugend" diese Glaubenssätze der Dreieinigkeit „fast von wort zu wort" nach der deutschen Fassung Luthers in Vierzeilern vorträgt, ist mit seinen Flickwörtern, seinen metrischen und sprachlichen Härten, eines der hölzernsten Lieder Fischarts, das auch durch die für die zweite Ausgabe vorgenommene Umarbeitung nicht sonderlich gewonnen hat.

Die Nachwirkung und das Fortleben dieser Lieder ist gering. Möglich, daß Fischart als Laie in der Menge der Theologen nicht als vollwertig betrachtet und darum auch nicht der Aufnahme in die offiziellen Gesangbücher für würdig erachtet wurde. Zunächst hat Jobin selbst, dem aus ähnlichen Bedenken der Anteil seines Schwagers an der zweiten Ausgabe seines Gesangbüchleins zu groß erscheinen mochte, für die dritte stark gekürzte Ausgabe „Das Gemainst, Wolbekömmlichst Psalmenbüchlin von den gebräuchlichsten Kirchengesängen". Straßburg 1577, alle Lieder Fischarts ausgeschieden, bis auf das einzigartige Wanderlied, das eben nicht leicht ersetzt werden konnte. Dieser Ausgabe geht eine Prosavorrede voraus, die zweifellos von Fischart herrührt, und welche die Gedanken der nun auch fallen gelassenen gereimten Vorrede im Auszug, aber gelegentlich mit

wörtlicher Anlehnung und mit einem Zitate wiedergibt. Die ältere gereimte Vorrede Fischarts aber findet sich in zwei späteren, von anderen Druckern verlegten Straßburger Gesangbüchern von 1600 und 1616, während einzelne der geistlichen Lieder in verschiedene Zürcher und Nürnberger Sammlungen von 1599 bis 1665 mit und ohne Fischarts Namen aufgenommen wurden. Nach der Mitte des 17. Jahrhunderts schwinden Fischarts Beiträge völlig aus den deutschen evangelischen Gesangbüchern. Er selbst erwähnt in der Geschichtklitterung seine geistlichen Lieder und schiebt einige Bruchstücke seiner Bearbeitung des 29. Psalms in die Dämonomanie ein.

An einem weiteren stark vertriebenen und Gewinn verheißenden Verlagsartikel beteiligte sich Jobin mit dem „Catechismus, Christliche unterrichtung oder Lehrtafel" 1578.

Luthers Kleiner Katechismus wurde seit seinem Erscheinen 1529 zahllose Male und allerorten neu aufgelegt und namentlich nach seinem Tode mit verschiedenen Zusätzen, auch mit Liedern und gereimten Sprüchen versehen. In Straßburg waren noch lange nach der Reformierung der Stadt verschiedene Katechismen von Butzer, Zell, Hedio und anderen in Gebrauch. Nach einer Kirchenvisitation (1555) beschwerte sich Marbach beim Rat, daß fast jede Kirche einen anderen Katechismus verwende. Der Rat ging auf die Beschwerde ein, und seit 1556 wurde Luthers Kleiner Katechismus fast überall eingeführt. Natürlich erschienen auch hier vor und nach Jobins Veröffentlichung mehrere Ausgaben dieses Katechismus mit Abweichungen im einzelnen, mit Beigaben von Liedern und Bildern. Jobins „Catechismus" enthält neben dem alten Bestand des lutherischen Katechismus in mehreren Abschnitten gottselige Sprüche und Hausgebete, ferner zwei Lieder von Johannes Zwick, Luthers Lied: „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort", dann einen (im Titel als neu hinzugekommen bezeichneten) Abschnitt „schöne lehrhafte Fragstück von den fürnemsten Festen durchs Jar für die Jugend und Eynfaltige" und zu diesem Abschnitt eine besondere Einführung ein längeres Gedicht Fischarts: „Anmanung zu Christlicher Kinderzucht und Nutzung folgender Festfragen".

Mit dem hier behandelten Gegenstande hatte sich Fischart schon wiederholt beschäftigt. In dem schönen Ehelob der Geschichtklitterung benennt er die Kinder mit ähnlichen zärtlichen Kosenamen, Wintermaien, Leidvergeß, Spiegel der vergangenen Jugend, auch in Anspielung auf den 128. Psalm als Zier und Schutz des Hauses, Rebenhalter des Tisches und erörtert schon hier die Wichtigkeit, diese schönen „Sprößlin aufzuzilen". In seiner freien Verdeutschung von Plutarchs Kinderzucht, die freilich auf griechische Verhältnisse gemünzt ihr Schwergewicht auf die Pflege der Redekunst, der Philosophie und der Leibesübungen legt, wird auch schon ein Vergleich zwischen der Kindererziehung mit der sorgsamen Wartung der Pflanzen durch einen braven Gärtner kurz durchgeführt.

In der Anmahnung sind die Fragen der Erziehung zwar auch rein menschlich aufgefaßt, werden aber zu religiösen, ja ausgesprochen protestantischen Zwecken verwertet. Die Einführung geht schließlich auf das Ziel los, den Jobinschen Katechismus zu empfehlen, indem die Fragstücke als das beste Mittel, die Kinder im christlichen Geiste zu erziehen, gerühmt werden. Diesen geschäftlichen Auftrag hat aber Fischart auch hier zu allgemeinen ethischen Ausführungen benutzt.

Die Anmahnung ist ein ungemein zartes, freundliches, ethisch hochstehendes Lehrgedicht. In den liebevollsten Verkleinerungen, in den anmutigsten Bildern wird die Kinderwelt dargestellt, auf das Eindringlichste werden die Eltern an ihre „süße" Pflicht gemahnt, diese Himmelspflänzlein und Ehrenkränzlein sorgsam und zu gutem Ende zu ziehen. Wie der Gärtner mit Lust und Fleiß seiner Pflanzen wartet, ihnen am Morgen Sonne, mittags Schatten gewährt, sie vor Frost behütet und ihr Aufsprießen unablässig beobachtet, mit noch größerer Lust sollen Eltern und Lehrer zum Preise Gottes und zum Nutzen des Nächsten ihre Kinder aufziehen. Denn das sind (wieder Anspielungen auf den 128. und den ersten Psalm) die Ölzweige und Reben um den Tisch, des Hauses Segen, des Alters Mai, die Palmen neben den Wasserbächen des Landes, denen Hitze und Frost nichts anhaben, und die zuletzt Gott ins Paradies versetzt.

Und wer sollte diesen freundlichen Geschöpfen nicht aufrichtig zugetan sein:

Dann was ist lieblichers zuhören,
Als wann die Kinder reden lehren?
Wanns herauß lispeln halb die Red
Und rufen Abba, Vater, Ett,
Rufen der Mutter Memm und Ammen,
Geben nach ihrer notturft Namen,
Brauchen den ererbt Adams gwalt,
Der jedem Gschöpf eyn Nam gab bald?
Wie ist ihn zuzusehen wol,
Wanns wackeln wie yn Wasserpfol?
Und so halblämig ungwiß tasten
Und wie eyn Engelchen erglasten?
Solch freundlichkeyt und lieblich sitten
Solten die Eltern und eyn jeden
Reytzen, das sie deß lieber mehr
Mit Kinderzucht umgingen sehr.

Selbst die Tiere sind ihnen hold, die Engel nehmen sich ihrer Pflege an. Christus hat verheißen, was man einem Kinde Gutes beweise, wolle er ansehen, als sei es ihm selbst geschehen. Die fruchtbarste, segenvollste Arbeit ist es, die Kinder gottesfürchtig zu machen, vor losem Geschwätz, böser Gesellschaft, Unzucht und Füllerei zu behüten. Der aber wird vor Gott Rechenschaft geben müssen, der den Kleinen Ärgernis bereitet und seine Kinder nicht vor der „Weltlichkeit“ bewahrt. Denn Gott will auch, wie der Prophet sagt, aus Kindermund sein Lob hören. Dies wird aber nur dadurch möglich, daß er sein Wort durch Lehrer auch den Kindern mitteilen läßt, „wie diß Büchlin zeuget“. Diese kurzen Fragen möge man nicht mißachten. Denn wir alle müssen demütig und einfältig mit Kindern sein, um an die Geheimnisse von Gottes Wort zu glauben.

Hierumb so brauch, mein liebe Jugend,
Diß Büchlein zur Lehr rechter Tugend,
Die dann in Gotts erkanntnuß stehet,
Das man nach seinen Gbotten gehet.
Darzu wöll Gott sein gdeihen geben.
Und nach disem das Ewig Leben.

Zu der religiös-erbaulichen Poesie Fischarts gehören noch zwei Bildergedichte. In einem ungefähr 1576 als Einblattdruck

erschienenen Gedicht: „Ins Hailand Jesu Christi Namen Bigen sich die knig allesamen“ wird der im Bild als Sieger über „Tod, Teufel, Welt“, auf einem Regenbogen thronende Christus mit inniger Frömmigkeit angerufen und als „der recht Held“ gerühmt, der mit eisernem Szepter seine Widersacher zerschmettert und die Gläubigen mit einem friedlichen Ölzweig tröstet.

Das zweite Gedicht beschreibt ein Bild, Die evangelische Wahrheit am Schluß des Bienenkorbes von 1579. Der Dichter ruft am Beginn:

Alhie besecht, ihr liebe Christen,
Die vier Römisch Evangelisten,
Welche die Wahrheyt fechten an,
Und wie Liechtmucken doch bestahn.
Dann die Wahrheyt mit ihrer Klarheyt
Blend all Beschirmer der Unwahrheyt.

Ja, schände alle Widersprecher der heiligen Schrift, bis sie vergehn! Die Wahrheit stützt sich auf das Kreuz, verachtet die Laster, hält sich nur an die heilige Schrift, die sie aufgeschlagen auf dem Schoß liegen hat.

Solchs macht dann, das sie überwind
Den Teuffel, Tod, Welt und die Sünd.

Darum erreicht sie die Siegeskrone, während die finsteren Geister, welche die Schrift meistern wollen, der ewigen Finsternis verfallen.

3. Papstfeindliche Bildergedichte.

Mit einigen rasch aufeinanderfolgenden Schmähgedichten gegen den Papst und die katholische Kirche folgt Fischart dem Beispiel vieler älterer konfessionell-polemischer Bildergedichte. In Zeitungen mit Abbildungen und Beschreibungen von Mißgeburten, Meerwundern und Ungeheuern wurden diese seit den zwanziger Jahren, besonders auf protestantischer Seite, nach dem Vorbild Luthers konfessionell ausgedeutet und forderten damit Antworten der Katholiken heraus. In Wittenberg erschien 1523 die „Deutung der zwo greulichen Figuren, Bapstesel zu Rom und Mönchkalb zu Freiberg in Meissen funden“ mit Abbildungen und Ausdeutungen in Prosa (von Melanchthon für die erste und von Luther für die zweite Mißgeburt), welche eine große Verbreitung und Nachwirkung erzielten. Noch in demselben Jahr

antwortete Hieronymus Emser mit einer Ausdeutung des Mönchskalbes auf den Wittenberger Mönch, „den Erzketzer Luther“. Der Papst insbesonders erscheint noch oft auf satirischen Bilderbogen als wilder Mann, als Drache, Vogelungeheuer, Schwein, als die siebenköpfige Bestie der Apokalypse, als Mißgestalt, zusammengestellt aus Leibern verschiedener Tiere, alle versehen mit allegorischen Erklärungen. Auch Hans Sachs beteiligte sich mit seiner „Pronostikation vom Pabsttum oder die 124 fisch und meerwunder“ daran.

Fischart hat, vielleicht angeregt durch einen in Genf 1545 gedruckten Pasquillus ecstaticus, anfangs der siebziger Jahre sein Reimgedicht „Gorgoneum caput. Ein new seltzam Meerwunder“ verfaßt. Es ist die Erläuterung eines Holzschnitts, das ein nach rechts gewendetes und aus allerlei Heiltum zusammengesetztes Brustbild des Papstes darstellt. Auf dem Haupte hat der Papst statt der Tiara eine Glocke, mit Kerzen und Rauchnäpfchen. Ein Heringskopf bildet die Nase, ein Kelch mit Hostie das Auge, ein Ablaßbrief mit Siegel das Ohr, ein Teller die Wange, eine Kanne den Mund, ein Sakramentshäuschen die Brust, ein Meßbuch mit dem päpstlichen Wappen den Rücken. In der reichen Umrahmung befinden sich satirische Tierbilder: ein Esel mit Brille und Buch, ein Wolf mit Bischofsmütze und einem Schaf im Rachen, eine Gans mit Rosenkranz, ein Schwein mit dem Jesuitenhut, ein übelriechendes Rauchfaß schwingend.

Dieses Papstbild nun, dieses Meerwunder, das angeblich von den Jesuiten aus den neu entdeckten Inseln herübergeschickt wurde, vergleicht nun Fischart mit dem schreckhaften Haupt der Gorgo, mit der babylonischen Dirne, die auch die Großen äffe, die Armen schrecke, die Fürnehmsten vergifte. Jedermann will dieses Bild erheben, weil es scheinbar mit Heiligkeit bekleidet ist, aber wehe dem Lande, wo dieses Teufelsgespenst die Oberhand gewinne. Woher es komme, sehe man sofort, denn es gleiche dem berüchtigten Schalk von Rom. Aus vielen Stücken ist es zusammengezettelt. Ein solches Flickwerk könne keinen Bestand haben. Der hier Abgebildete ist ein Gaukler, der marktschreierisch seltsame Waren zum Verkaufe anbiete: Gesegnetes Wasser, Brot und Wein, Öl, Wachs, Totenbeine, in der Fastenzeit Eier, Butter, Fische, ja er zwinge auch die Leute, Dinge zu kaufen,

die es nicht gibt: Glockenton, Fegefeuer und Rauch. O, weg mit diesem Krämer und wohl dem, der sich an dieses Flickwerk nicht halte!

Dieses (87 Verse umfassende) Reimgedicht wurde alsbald nachgedruckt, vom Dichter in der Praktik und in der Geschichtklitterung, ebenso von Nas in der Widereinwarnung erwähnt und wenige Jahre später von Fischart völlig umgearbeitet in dem Gedichte „Der Gorgonisch Meduse Kopf, Ain fremd Römisch Mörwunder" 1577. Inzwischen wurde durch einen neuen Papst, Gregor XIII., seit 1575 die schärfere Tonart der Gegenreformation angeschlagen und Fischart ging jetzt darum mit verdoppelter Leidenschaft und gesteigerter Heftigkeit hier und in weiteren Schmähgedichten, die Schlag auf Schlag folgen, gegen das Papsttum vor. In der fast ums Doppelte erweiterten Umarbeitung des Gorgo ist der alte Stoff beibehalten, aber im einzelnen und im Wortlaut fast ganz umgestaltet. Zahllose neue Zusammensetzungen, vom „Meerwunder" beeinflußt, werden eingereiht: „Meerteufel, Meerabgott, Meerbischof, Meermönche." Die babylonische Hure wird hier auch wie in den Tierbildern mit Circe verglichen. In langen Aufzählungen werden die römischen Bräuche und Mißbräuche, namentlich Ablaß und Seelenmesse, verhöhnt.

Das sint gar selsam Kirchengpräng,
Fremd Ceremoni und Gesäng,
Ain Sacristei voll Mummerklaidung,
Gulden Kelch, Paten, Meßberaitung,
Kirchenpalläst, Gemalt gemäur,
Umhäng und Altartafeln theur,
Die Kirch voll Poppenkrämerei,
Monstranz, Orgeln, Vogelgschrai,
Gros Infuln, gulden Hirtenstab,
Pluthut, Feldstock, hailgen Grab . . .
Jubeljar, Walfart, Leibfäll, Seelmeß,
Die Rumpelmet gut zu der Stillmeß,
Wachs Kerzen, Ampeln, Glockentauf,
Butterprif, Ornbeicht, Kreuzgänglauf,
Beschwören, Kirchweih, Todenölen
Und die Fegfeurig Polterseelen,
Drauf die Meßpfrundner vnd Meßfechter
Gestift sind als recht Todenwächter,
Zuschicken kaine Seel Sant Petern,
Sie zoll dan vor den Seelverrätern.

Diese langen Listen bereiten schon Fischarts Erweiterungen zum Bienenkorbe vor, wo ja auch wiederholt der „Medusische Zauberkopf“ erwähnt wird.

Ähnlich verhält es sich mit einem weiteren Schmähgedichte Fischarts, der römischen Mühle. Auf alten volkstümlichen Vorstellungen beruhen die vielen Bilder und Gedichte des 16. Jahrhunderts von wunderbaren Mühlen, welche alte Weiber zu jungen Mädchen wandeln, die Runzeln alter Leute abreiben, von Mühlen, die Gottes Reich versinnbildlichen und anderes mehr. In der Mitte des Jahrhunderts erschienen Holzschnitte von Narrenmühlen, so von Balthasar Jenichen 1569 und von Hieronymus Resch, wo Narren mit den Abzeichen des Papstes und römischer Geistlicher zu Fratzen mit Tierköpfen ausgemahlen werden, auch ein Schweizer Glasbild von 1556, worauf zwei Teufel den Papst und hohe Geistliche in eine Mühle werfen, während unten Schlangen, Drachen und allerlei Gewürm herauskriechen, und das wie Jenichens Holzschnitt den Spruch enthält: „Gleich wie das Korn, also gibts auch Mehl.“ Diesem Bilde ähnlich und mit demselben Spruche versehen ist ein Holzschnitt, der wahrscheinlich von Tobias Stimmer herrührt und zu dem Fischart Anfang der siebziger Jahre ein kurzes (nur in einem Folioblatt ohne Überschrift erhaltenes) Reimgedicht von 53 Versen verfaßte. Das an grotesken Gestalten und satirischen Einzelheiten überaus reiche Bild stellt in der Hauptsache eine Mühle dar, in der teufelartige Knechte den Inhalt mehrerer vom Tode herbeigeschafften Säcke ausleeren: den Papst, Bischöfe, Mönche, während aus dem Mühlenkasten phantastische Gestalten, zusammengesetzt aus tierischen und menschlichen Körperteilen und geistlichen Kleidungsstücken herausstieben: ein Eselshaupt mit einem Schulsack und Reptilienschwanz, eine Eidechse mit Jesuitenmütze und anderes. Über dem Bilde steht der Spruch:

Gleich wie das Korn ist, so gibts Mehl,
Am Korn ist hier der größte fehl,
Wie es bezeugt hie diese Prob,
Die dann zwar nit ist wenig grob.

Fischarts Reimgedicht ist nun hauptsächlich eine Umschreibung dieses Spruches: Korn, Mehl und Müller gehören zusammen.

Nur über das Korn, das aufgeschüttet wird, müssen wir uns wundern, nicht über das Mehl. Das ziemlich abgelegene Korn komme noch zeitlich genug auf die Mühle, um seine böse Art zu offenbaren. Gemischt und ungleichmäßig wie das Korn, sei auch das Mehl. Aus schädlichem Korn könne nur Malum gemalen werden. Solch böses Korn, wie Pfaffen und Mönche, sei nicht mehr zu verbessern. Wo der Teufel nicht mehr hinkönne, da dringen diese reißenden Wölfe vor, die sich mit dem Schein der Heiligkeit bekleiden, die aber Christus als Otterngezücht bezeichnet habe.

Dieses Gedicht unterzog nun Fischart noch vor 1575 einer Umarbeitung, die nur in einem Druck des Jahres 1577 erhalten ist, mit dem gleichen Holzschnitt und mit der Überschrift „Die Grille Krottestisch Mül zu Römischer frucht". Zu den alten Versen sind hier fast eben so viele neue hinzugekommen, alles ist ergänzt und die Einzelheiten ausgemalt; jetzt wird erst die eigentliche Beschreibung der grotesken Bildsatire gegeben. Jetzt werden erst die Schildkrothütlein der Jesuiten erwähnt und der (von Fischart auch in der „Wohlbedenklichen Beschreibung 1589" in deutsche Verse gebrachte) Pius II. zugeschriebene Ausspruch, daß kein Teufel wage, was alte Weiber und Mönche anstellen. Die scheinheiligen Mahlerzeugnisse werden als Wölfe, Füchse, Schlangensamen, als siebenhäuptiger Drache der Apokalypse entlarvt. Zum Schluß wendet sich Fischart wieder gegen Nas, identifiziert ihn seiner Centonovella (der Centurien) wegen mit der unanständigsten Fratze des Bildes und verspricht ihm zu seiner weiteren Erquickung eine noch heftigere Satire, einen „römischen Beutelsack", womit wohl das Jesuiterhütlein gemeint ist.

Bald folgte das heftige und wirksame Streitgedicht Malchopapa 1578. In Anlehnung an ältere, in Bild und Wort dargestellte Gegenüberstellungen von Christus und dem Papste, die durch das „Passional Christi und Antichristi" von Lukas Cranach (mit Text von Melanchthon) 1521 eingeleitet wurden, stellt das von Fischart mit Reimen versehene Bild den Apostel Petrus dem Papste gegenüber, der nach dem Gegner Petri als Malchus bezeichnet wird. Der Papst will dem Apostelfürsten den Schlüssel des Himmels entreißen. Dieser aber hält ihn mit der Linken

fest, während er gleichzeitig die Rechte erhebt, um dem Gegner einen Faustschlag ins Gesicht zu versetzen. Hinter dem Papst steht ein Teufelchen mit einem großen „Haken", einem Dietrich. In dem lebhaftesten Ton spricht hier Fischart Petrus persönlich an: Halt ein und vergreife dich nicht an seiner Heiligkeit. Es mag wohl sein, daß du ihn nicht als Statthalter erkennst, weil er dir so ungleich ist. Und nun folgen Schlag auf Schlag die kräftigsten, durch Wortspiele gewürzten Antithesen:

Du bist ain Fischer, er ain Fürst,
Nach Gott dich dürst, nach Gold ihn dürst;
Du hast nach Gottes ehr getracht,
So sucht der sein selbs ehr und macht;
Du lehrst das Volk aus Gottes Wort,
Der zwingt das Volk mit brand und Mord;
Du hast die Schäflin Christi gewaidet,
Der tracht nur, wie er sie auswaidet;
Du hast Christum bekant den Felsen,
Er will dich zu sein Felsen fälschen;
Du lehrst uns halten Christi gebot,
Der dringt uns zu seim Menschenspott;
Du steckest ein dein Schwert, gehaißen,
Der zuckt das Schwert, erst ungehaißen.

Und so geht es weiter: Du verachtest Geld und Gut, sein hingegen sind die Schätze der Welt. Du nennst dich der Kirche Diener, er nennt sich ihr Haupt. Mit Recht hassest du ihn, denn er ist auch ein Malchus, der den Mördern Christi vorangeht, er will noch heute sein Wort stürzen, er will sich den Schlüssel und die Gewalt allein anmaßen. Darum überführe ihn der falschen Lehre, schlag ihn tapfer auf das Lügenmaul, daß er uns den Schlüssel zur Himmelspforte lassen muß: die Vergebung der Sünde durch Gottes Gnade und die Predigt aus Gottes Wort. Zum Ersatz gibt ihm der Teufel den Dietrich zum Aufsperren der Geldkästen und zur Verwirrung der heutigen Dinge. Das ist seine einzige Waffe, darum brauchen wir dieses finstere Eulengesicht nicht zu fürchten.

Vor der Umarbeitung der gegen den Papst gerichteten Bilderreime hat Fischart eine antikatholische Auslegung einer alten Tierskulptur im Straßburger Münster verfaßt. Wie es im ausgehenden Mittelalter allgemein üblich war, in goti=

schen Kirchen satirische Bildwerke mit Tiergestalten anzubringen, so wurden auch in Straßburg während der Errichtung des Triforiums, also um die Mitte des 13. Jahrhunderts, in das Kapitell einer Säule gegenüber der Kanzel Tiere eingemeißelt, welche das Totenamt und das Begräbnis für den scheintoten Fuchs besorgen. Der unbekannte Baumeister dürfte sich ohne Auftrag in Anlehnung an die ihm geläufige Tiersage einen gewagten Scherz erlaubt haben, womit die kirchlichen Zeremonien und die Priester verspottet werden sollten. Dieses Bildwerk aber erregte damals keinen Anstoß, weil die kleinen Tiere an einer hohen, den Laien kaum zugänglichen Stelle angebracht waren. Erst nach der Reformierung Straßburgs konnte diesen Tierbildern irrtümlicherweise eine antikatholische Auffassung zugeschrieben werden. Vor 1550 verfaßte ein unbekannter Protestant in deutscher Prosa eine Ausdeutung der Bilder in konfessionell-polemischem Sinn. Der lutherische Theologe Jakob Heerbrand besuchte 1551 Straßburg und betrachtete hierbei diese „weniger kunst- als geistvolle" Skulptur und beschrieb sie in seiner 1577 erschienenen Refutatio defensionis assertionum Jesuiticarum in lateinischer Prosa, in engem Anschluß an jene deutsche Beschreibung, wobei er manche Kürzungen und Streichungen vornahm, eine kurze Stelle gegen die Jesuiten einschob und die Schlußbetrachtungen erweiterte.

Die Auffassung und die Auslegung der einzelnen Tiere hat auch Fischart aus dieser Beschreibung zur Richtschnur für seine viel umfänglichere Dichtung genommen: „A b z e i c h n u s e t l i c h e r w o l b e d e n k l i c h e r B i l d e r v o m R ö m i s c h e n A b g o t s d i e n s t", die 1576 auf einem Doppelfolioblatt erschien, mit einem wahrscheinlich von Christoph Stimmer, dem Bruder von Tobias, gezeichneten Bild, das von der Abbildung der deutschen Prosabeschreibung in Einzelheiten abweicht. Besonders zeigt bei Stimmer das Messe lesende Tier Hörner und eine gespaltene Klaue, weshalb Fischart im Gegensatz zu seiner Vorlage und zu Heerbrand, die es als Esel bezeichnen, auch die Möglichkeit einräumt, daß es ein Hirsch sein könne. Mit dieser Vorlage berührt sich Fischarts Gedicht vielfach wörtlich, doch wird es durch die Zusätze und die selbständigen Betrachtungen zu einer neuen

Schöpfung. Aus der kurzen Einführung und den abschließenden Worten der Vorlage gewinnt er die Anregung zu einer umfänglichen Einleitung, während der Abschnitt über das Messe lesende Tier und der Schluß seiner Dichtung völlig unabhängig davon sind.

Lebendig setzt der Dichter mit Frage und Gegenfrage ein:

> Es fragen allzeit die Papisten,
> Wo da waren die wahre Christen,
> Vor drei oder vier hundert Jahren,
> Da allsamt unterm Babstum waren.
> So frag ich sie hinwiderum,
> Wo war Gotts Volk und heiligtum,
> Da Elias sich klaget sehr,
> Wie er allein sei, der Gott ehr?

Gottes wahre gläubige Gemeinde habe immer nur aus einer kleinen Schar von Schäflein bestanden, die von den Wölfen, den scheinheiligen, prachtliebenden Vertretern der großen falschen Kirche, bedrängt wurden. Zu den von Gott Erleuchteten gehörten in der Zeit des Papsttums auch die Bildhauer, welche die Tiere im Straßburger Münster zur Abspiegelung römischer Mißbräuche in Stein gehauen haben. Nun folgt die Ausdeutung: der auf der Bahre schlafende Fuchs sei der listige Papst, seine Träger, die Sau und der Bock, seien die üppig lebenden Pfaffen und die hohe Geistlichkeit mit der zweihörnigen Kopfbedeckung, die Hündin zwischen ihnen bedeute die Pfaffendirne. Voran gehen der Bär mit dem Weihwedel, ein Bild des Grimms, mit dem die Kirche alle verfolgt, die sich ihrem Willen nicht beugten, und der Wolf mit dem Kreuze, die falschen Hirten, die ihre Herde schädigten, statt sie zu schirmen. Der Hase trägt das Licht voran, ein Vorbild jener Gelehrten,

> Die wol das Licht etwas erkanten,
> Aber aus blödem Hasenherzen
> Ließen die Finsternus sie herschen

(ein Seitenhieb auf die älteren deutschen Humanisten, die der Reformation nicht beigetreten sind). Das Messe lesende Tier (Esel oder Hirsch) weise auf die groben Esel, die das Latein nicht verstehen, das sie in der Messe vor sich hin murmeln, auf die „Opferknechte", die Christum täglich von neuem aufopfern wollen

und mit dem Kelch, den sie den Laien entziehen, Zauberei treiben. Zuletzt der aus dem Buche lesende Esel und die ihm als Pultbrett dienende Katze seien Abbilder der heulenden Chorherren und der schleckhaften, schmeichelnden Bettelmönche. Die Abspiegelung der falschen Kirche durch Tiere könne nicht befremden, da ihr Haupt selbst in Johannis Offenbarung als Bestie bezeichnet werde. Zum Schlusse erfolgt im Anschluß an den 32. Psalm eine Mahnung an die Glaubensgenossen: Seid nicht unverständige Rosse und Maultiere, daß ihr nicht mit der Herde in den Pfuhl gestürzt werdet,

Dafür uns Got wöll stäts bewaren
Und sammeln zu seins Lämmlins scharen.

Diese Dichtung hatte ziemlichen Erfolg, denn zwei Drucke folgten dem ersten wahrscheinlich bald nach. Mit Rücksicht darauf, daß der Rat in dieser Zeit Dichtungen von so heftiger konfessionellen Polemik mißbilligte, fehlen überall die Angaben von Verfasser, Verlag und Jahr. Die vierte, auch unveränderte Ausgabe erschien 1608 bei Johann Carolus. Abgedruckt wurde dieses Gedicht von O. Schadaeus in seiner Beschreibung des Münsters, Summum Argentoratensium Templum 1617, und als „helle, lautere und klare Auslegung" gerühmt. Inzwischen wurde es zweimal von unbekannten Verfassern übertragen, in französische Prosa 1585, in engem Anschluß mit wenigen Einschüben, freien Übertragungen und einigen Kürzungen und in lateinische Prosa vor 1600 in ziemlich genauer, aber kürzender Fassung.

Durch die große Verbreitung und Nachwirkung von Fischarts Gedicht wurden erst katholische Kreise auf die Tierbilder aufmerksam. Da Fischart seine Reime „dem F. Nasen zu lieb" ausführte, blieb dieser die Antwort nicht schuldig. Gleich im Jahre 1577 in seiner „Widereinwarnung" erwähnte Nas Fischarts Tierreime, die ihm zugeschickt worden waren, tadelte sie als „gar übel gereimte notgezwängte Außlegung", die ohne Mühe umgewendet werden könnte und entwarf auch gleich die Skizze einer Erwiderung. Aber erst 1588 kam er wirklich dazu, durch ein längeres, auf einem Bildbogen dem Praeludium in centurias beigeheftetes Gedicht: „Abcontrafeyhung vnd Außlegung etlicher seltsamer Figuren zu Straßburg", auf Fischarts

Dichtung, die er in Form, Ausführung, Umfang und in Einzelheiten nachahmt, unmittelbar und ausführlich zu antworten.

Wie sein Bildergedicht Anatomia Lutheranismi, so eröffnet Nas auch diese Reime mit einem Traum, wo ein Geist ihm die Bilder im Münster ausdeutet. Natürlich in ganz anderer Auffassung, als „Prophezei auf die Antichristische viehische Religion", auf die bösen Neuerungen und Irrtümer der Protestanten. Der Fuchs auf der Bahre ist für ihn „Allein der Glaub", die von Nas auch sonst so heftig bekämpfte lutherische Rechtfertigungslehre, welche hier von den Boten des Antichrist getragen wird. Die Hündin bedeutet eine entlaufene Nonne, der lesende Esel die neuen Bibelausleger, „die Eselspredigcautzen". Auch er schließt mit einer frommen Betrachtung. Ebenso heftig und leidenschaftlich wie Fischart, bleibt Nas in seiner Entgegnung doch hinter der satirischen Kraft, dem Witz und dem Fluß von Fischarts Versen zurück und verdirbt sich seine Wirkung selbst durch die eingeflochtenen langatmigen und gelehrt-theologischen Vergleiche zwischen den Glaubensmeinungen der protestantischen Sekten und den Ketzerlehren früherer Jahrhunderte.

Kurz nach der Eroberung Straßburgs durch Ludwig XIV., wonach das Straßburger Münster den Katholiken dauernd eingeräumt wurde und deren Zahl und Ansehen langsam anwuchs, mutzten diese die Herstellung der Tierbilder den Protestanten auf; so kam es zu einer gehässigen Polemik. Ein katholischer Steinmetz hat 1685, wahrscheinlich in höherem Auftrag, diese Figuren so abgemeißelt, daß sie von nun an unkenntlich wurden. Ihretwegen entstand später ein großer Lärm, indem der evangelische Pedell und Buchhändler Johann Peter Tscherning 1728 Stimmers Holzschnitt in einigen Drucken abziehen ließ und auch einem katholischen Schüler verkaufte. Tscherning wurde auf erhobene Anklage hin wegen böswilliger Lästerung des katholischen Glaubens überaus strenge bestraft, aus der Stadt gewiesen und seine Abzüge verbrannt.

Diese Bilderreime waren nur Geplänkel, bis Fischart mit wuchtigen Hieben losschlug, mit zwei antikatholischen, von rücksichtsloser Satire und Ironie gesättigten Werken, dem Bienenkorb und dem Jesuiterhütlein.

4. Der Bienenkorb.

Der Bienenkorb ist eine genaue, ohne Streichungen und Änderungen durchgeführte, aber mit zahlreichen kleinen und großen Zusätzen versehene Übertragung des niederländischen Bienkorf von Philipp von Marnix, Herrn von St. Adelgonde. Dieser bedeutende Gelehrte, Staatsmann, Redner und Dichter, geboren in Brüssel 1538, studierte in Genf unter Calvin und Beza, wo er die geistige Richtung für seine nachhaltige Mitwirkung an den Freiheitskämpfen der Niederländer empfing. Lange die rechte Hand Wilhelms von Oranien, fiel er nach dessen Tode wegen der notgedrungenen Übergabe der Stadt Antwerpen an die Spanier (1585) bei den niederländischen Generalstaaten in Ungnade, zog sich auf sein Gut West-Souburg zurück und siedelte 1594 nach Leiden über, wo er 1598 starb. Auch auf literarischem Gebiete war er hervorragend tätig. Neben einigen Gedichten und Sonetten verfaßte er wahrscheinlich das rasch volkstümlich gewordene Geusenlied Wilhelmus van Nassouwe. Als erster übertrug er die Psalmen aus dem Hebräischen in niederländische Reimverse, welche die Neuerung der Übereinstimmung der Hebungen mit dem Wortton aufweisen. Mit der Kraft, Frische und Klarheit seiner Prosa, an die kein Zeitgenosse heranreicht, wurde er der Mitschöpfer der niederländischen Schriftsprache.

Unter seinen konfessionell-polemischen Schriften ist das bedeutendste das vor 1566 verfaßte, aber in erweiterter Gestalt erst nach seinem Tode herausgekommene Werk: Tableau des différens de la religion (I. Leiden 1599, II. 1605 und spätere Drucke). Doch lange vorher veröffentlichte Marnix eine gekürzte, volkstümlicher gehaltene niederländische Bearbeitung der französischen Fassung: „De Bienkorf Der H. Roomsche Kercke. Welck is een . . . utlegginghe des Sendbriefs M. Geneiani Heruet“ . . . mit dem Hehlnamen Isaac Rabbotenu van Louen 1569. Der Bienkorf ist auf einer ausgebreiteten und gründlichen theologischen und geschichtlichen Gelehrsamkeit aufgebaut; in der konfessionellen Gesinnung angeregt durch Calvin, in der Geistesart und Weltanschauung von Erasmus Roterodamus, im Stil von Rabelais.

In der blutigsten Zeit der spanischen Tyrannei sandte Marnix seine aufreizende Kampfschrift aus. Seit dem Regierungsantritt Philipps II. (1555) wurden die Niederländer immer mehr bedrückt. Durch die neuen Bistümer und die Einführung der Inquisition wuchs die allgemeine Gärung. Das Eindringen des glaubensstarken, streitbaren Calvinismus stählte den religiösen Widerstand. Im Jahre 1566 erstand der trotzige Geusenbund und brach der Bildersturm los. Die Antwort darauf war die Entsendung des Herzogs Alba nach den Niederlanden, mit dessen Einzug, Sommer 1567, für ein Jahrfünft die Schreckensherrschaft begann. Ein Schrei der Entrüstung gegen diese grausame Bedrückung der Glaubensfreiheit seiner Landsleute war das Buch von Marnix. Ein Schreckgespenst für die Feinde, fand es im Lager der Freunde lauten Zuruf und weite Verbreitung. In seiner Heimat soll es stärker gewirkt haben als die Werke Calvins. Nicht nur eine grausame Verhöhnung, nein, eine Vernichtung der damals im Lande so mächtigen katholischen Kirche war sein Ziel. Und ein Wagemut sondergleichen war es, daß Marnix seinen Bienkorf dem Bischof von Herzogenbusch, Franz Sonnius, mit einer ironischen Anrede widmete, worin er dem Haupt des Ketzergerichts versprach, daß er dessen Bemühungen zur Ausrottung des Irrglaubens mit seinem Werke stützen wolle. Veranlaßt wurde es unmittelbar durch den 1561 erlassenen „Seyndbrief aende verdoolde van den Christen gheloove" von dem Rheimser Domherrn und Teilnehmer am Trienter Konzil Gentian Hervet, der die Prädikanten der neuen Kirche auffordert, ihm die in sechs Abschnitten dargelegten Fragen zu beantworten. Diese Aufforderung benutzte Marnix zu einer wuchtigen Abwehr. Er nimmt sich vor, wie er in der Vorrede ironisch fortfährt, die gar zu knappen und darum auch zu dunklen Ausführungen Hervets über die Grundlagen der römischen Kirche eingehender zu erörtern und mit Belegen der heiligen Schrift, der Kirchenväter, der Konzilsbeschlüsse und der päpstlichen Dekrete so zu befestigen, daß kein Widerspruch dagegen laut werden könnte.

Mit beißender Ironie geht Marnix nun in seinen sechs umfänglichen, in mehrere Kapitel zerfallenden, Hauptstücken des

Bienkorfs vor. In dem ersten Stück wird die unbedingte Autorität der römischen Kirche erwiesen. Sie brauche sich nicht an die Worte der heiligen Schrift zu halten, sie könne davon abzwacken und hinzuflicken, ganz nach ihrem Belieben, sie könne willkürlich über die Aussprüche der Kirchenväter, die Beschlüsse der Konzilien, die Erlässe des kanonischen Rechts, über die päpstlichen Dekrete verfügen, auch sich mit den Lehren und Bräuchen der altchristlichen Sekten, der Heiden und Juden behelfen. Dieses aus allen Winkeln zusammengeraspelte Zeug ergebe dann die Traditiones Ecclesiae. Hier finden sich auch hahnebüchene Angriffe gegen Mönchsorden, arg besonders gegen die Jesuiten. Das zweite Stück zeigt, daß die Kirche das Recht habe, mit bestimmten Schlüsseln Gottes Wort nach ihrem Sinn zu drehen und zu deuteln. Von diesem Standpunkt aus werden die Messe, die guten Werke, das Fegefeuer, die Volksbräuche an den Kirchenfesten, die oberste Gewalt des Papstes — mit einer langen Reihe mittelalterlicher Geschichten von der Tyrannei und Lasterhaftigkeit der Päpste und ihrem Hochmut den Kaisern gegenüber —, weiter im dritten Stück die fünf katholischen Sakramentlein (Ohrenbeichte, Firmung, Trauung, Priesterweihe und Letzte Ölung), im vierten Stück die Anbetung des Altarssakramentes, des Agnus Dei, des Kreuzes und die Verehrung der Heiligen, ihrer Namenstage, Schutzämter, wundertätigen Bilder und Wallfahrtsorte betrachtet. Das fünfte und sechste Stück handelt von der Freiheit des Fleisches der Evangelischen, sowie von der Ungelehrtheit und dem Anstoß erregenden Leben ihrer Prädikanten im Gegensatz zu der Frömmigkeit und Ehrbarkeit des Papstes und seiner Priester. Hierbei aber werden die abscheulichsten Beispiele von der Sittenlosigkeit Roms, von der Simonie, Geldgier und Üppigkeit der Päpste und der Klerisei im rühmenden Tone wiedergegeben.

Im siebenten Stück, das dem Schlußkapitel des Tableau genau entspricht, wird der Bienenstaat, die Lebensweise, Nahrung Leiden und der Tod der Bienen durchweg als Abbild der römischen Kirche geschildert.

Mit der Maske eines überzeugten Katholiken, scheinbar mit Feuereifer, tritt Marnix für „unsere liebe Mutter, die heilige

römische-Kirche" ein, verteidigt ihre Lehren und Bräuche durch eine Fülle theologischer Belege, doch auch durch mönchische Legenden und Geschichten, sowie durch Ereignisse der mittelalterlichen Kirche, die er vielfach protestantischen Geschichtswerken entnimmt. Er verdammt die Lehren der „Lutheraner und Hugenotten" als ketzerisch, er verdreht aber die katholischen Aussprüche und löst sie aus dem Zusammenhange los, so daß er dadurch gerade die Meinungen der Protestanten erhärtet. Im Tone der Zustimmung werden alle Mißbräuche und Laster, jede Unvernunft und Grausamkeit, die je der katholischen Kirche vorgerückt wurden, an den Pranger gestellt ohne Kritik, ohne die Spur einer gerechten oder sachlichen Betrachtung. Marnix mißdeutet absichtlich die Lehren und Vorschriften der römischen Kirche, verhöhnt ihre Zeremonien und entstellt ihre Geschichte. Er zeichnet ein erbärmliches Zerrbild des Gegners. Aber gerade mit dieser haßerfüllten Kampfesweise war Marnix seines Erfolges gewiß.

Die Wirkung dieser grausamen Satire wurde erhöht durch die Vorzüge ihrer inneren und äußeren Form. Der weitschichtige und vielseitige Stoff ist übersichtlich gegliedert. Trotz der gelehrten Grundlage ist die Darstellung verständlich und volkstümlich, in einem spruch- und bilderreichen, kraftstrotzenden, kernigen und auch geistig belebten Stil gehalten. Allerdings verfällt Marnix mitten in seinen vornehmen, geistvollen, polemischen Erörterungen in einen niedrigen Ton mit Worten und Wendungen, Zoten und Witzen aus der Hefe des Volkes, Zwischenbemerkungen, in denen er die Maske des Scheinheiligen lüftet und durch welche sein Stil eine unausgeglichene, bunte Färbung erhält. Wenn auch diese Einschübe einen empfindlichen Geschmack verletzen, so hatte der adelige Gelehrte das Bestreben, sich gerade dadurch dem gemeinen Mann zu verbünden und der Schärfe seiner Satire noch die Wucht hinzuzufügen.

Der Bienkorf erlebte 25 Auflagen bis 1866, eine englische Übersetzung und mehrere Verdeutschungen. Die erste: „Bienkorb Der Heilig Römischer Kirchen", ist 1576 erschienen. Der unbekannte Verfasser war seiner Sprachform nach ein Nieder-

deutscher. Er bietet eine wortgetreue, ungelenke Übertragung, die Johann Nas sehr bald zu Gesicht gekommen war, weil seine Antwort darauf bereits anfangs 1577 erschien: „Widereinwarnung an alle fromme Teutschen, ... Auff daß sie sich vor Abgöttereyen hüten". In der Vorrede erklärt Nas, daß diese Entgegnung „an den Tag gehetzt" sei, auch durch den „newlich außgangnen Bienkorb voller stinckendes Hönigs, voller Rotwelscher Unteutscher Heyden Lehr". Neben anderen Anspielungen auf dieses Werk ruft er aus: „Da gib Antwort auff, du Autor, verteutscher, Verleger, defensor deß Bienkorbs, da allzeyt Lutherisch, Hugenotisch oder Calvinisch für eins vnd einerley genennt werden".

Zweifellos wurde Fischart durch diese Angriffe zu einer Bearbeitung des Bienkorf aufgestachelt; das besagen deutlich die Reime auf dem Titelblatt seines Bienenkorbs:

Unlangst hat klagt mein Frater Naß
Im offenem Truck, wie ich selbs las,
Es sei ein Römischer Binkorb truckt,
(Deß honig er sonst vil het geschluckt,)
Aber der sei ihm nicht bekantlich,
Weil das Teutsch ist so unverständlich ...
Deßhalb, damit er führ keyn klag,
Will ichs ihm zu lieb teutschen thun
Auff gut, breit, Fränckisch hoch Teutsch nun ...

Auch finden sich über das ganze Buch verstreut Witze und Anwürfe gegen diesen „Klostersperling". Fischart gemahnt hier Nas auch an seine älteren gegen ihn gerichteten Schriften und verspricht ihm neue.

Fischarts Bearbeitung erschien 1579 mit dem Titel: „Binenkorb Des Heyl. Römischen Imenschwarms, seiner Hummelszellen (oder Himmelszellen) ... Sampt Läuterung der H. Römischen Kirchen Honigwaben: Einweihung und Beräuchung oder Fegfeurung der Imenstöck ... mit Mentzerkletten durchzirt." (Holzschnitt: Bienenkorb, Reime). Christlingen (Straßburg).

Die letzten Worte deuten des Bearbeiters Zusätze an, der hier genau so vorging, wie beim Gargantua. Fischart übertrug den Bienkorf, und zwar nach der Ausgabe von 1574, die einige von ihm übernommene Neuerungen bringt, im ganzen genau,

gewissenhaft, ja trefflich, ohne Benutzung der ihm unbekannten älteren Verdeutschung, ohne Streichungen und Änderungen und fügte zahlreiche kleine und umfängliche (in den späteren Fassungen noch stark vermehrte) Zusätze ein.

Er gibt die Vorlage so genau wieder, daß er oft aus Bequemlichkeit und mit Absicht niederländische Ausdrücke und Redewendungen beibehält, die niemals im Deutschen üblich waren, so „schlechts“ (nur), „Hulke“ (Lastschiff), „bellen“ (läuten); macht aus „tonen“ (sich zeigen) die Form „ertonet“, aus „verscheppet“ (verwandelt): „vergschöpfet“, bildet verdeutschende Wortanklänge so aus „paddebloemen“ (Hundskamille): „Pfatenblumen“, aus „bondelos“ (bundbrüchig): „bundlos“, aus „peertsvliege“ (Pferd-) „Petersfliege“, aus „treckplaester“ (Zieh-) „Trekpflaster“; übernimmt niederländische Verkleinerungen wie „Seelcken“ und Redewendungen wie „Want as ist sake dat“ zu „Dann ob schon sach, daß“ oder „Paust dat niet wel?“ zu „Papstet sich das nicht wol?“

Er konnte sich auch darum enger an die Vorlage anschließen, weil sie seiner eigenen Art gemäß reich an packenden Redensarten, schlagenden Vergleichen, Anreden, Ausrufen und Flüchen ist. Darum verdeutscht er auch Marnix geistesverwandter als die übrigen Übersetzer. Doch hielt er sich, mit wenigen Ausnahmen, nicht sklavisch an den Wortlaut, sondern erweiterte den Ausdruck nicht nur, sondern verstärkte und belebte ihn auch. Er wählt für leere oder verblaßte Worte kräftige, anschauliche Ausdrücke, auch schafft er für den Augenblick treffende Wortbildungen, so für das in der Vorlage so oft auftauchende „crackeel“ verschiedene Wiedergaben „Armadei im Bauren Lager“ u. a., für „duyt“ (Deut): „schnellfätzlin“, für „kouelen“ (Mützen) „viereckichte Schiltkrothütlein“, für „andere diergelicke“: „andere dergleichen katzenwollischen“ (katholische) „Nötlichkeyten“. Der Ausdruck wird erweitert durch zwei- und mehrgliedrige Bezeichnungen, durch Beiwörter, scherzhafte Bemerkungen, Wortspiele und Figuren, z. B. „der Papen trawanten“: „der Pfaffen Blutgwardi und Henckerstrabanten“, für „Vlespiegel“ (der Papst): „Eulenspiegel, Gauckler, Medusischer Zauberkopff, Nachtraben vnd Hansbutz“, für „gheen boon“: „keyn faulen Apffel und löcherichte Bone“, für „Vagfevyer“: „das warm Seelfegend

Fegfeuer", für „walgerigk" (ekelhaft) „kotzerecht und ketzerecht". Für Redensarten und Vergleiche des Originals gibt Fischart entsprechende Verdeutschungen und fügt oft noch ein verwandtes Sprichwort oder Bild hinzu, z. B.: „wie de papagey heeft afgeschoten": „wer den Hahnen erlaufe", für „wat nit te dege" (vollkommen) „ist": „was nicht nach der Petersglocken im Hauptdum recht klingen will". Zu „wy sullent cort maken" kommt hinzu „wie eyn kirchweipriester, der in das wirtshaus eilet".

Kleine Abweichungen von der Vorlage ergeben sich nur dort, wo Fischart holländische und französische Verhältnisse auf heimische überträgt, wie schon bei der Wiedergabe einiger Redensarten. Wenn er also z. B. statt oder neben holländischen Namenspatronen und Wallfahrtsorten deutsche anführt, wenn er zu Löwen und Paris die deutschen Jesuitenkollegien Dillingen, München, Ingolstadt und die Universität Köln anreiht, in einer spöttischen Wendung für Brügge und Gent: „Heiligenberg und Hohenhasloch" einsetzt, wenn der „plompe Hollander" dem „groben Teutschen" und die „Hollandschen koyen" als Muster des Milchsegens den „Schweizerküen" weichen müssen.

Alle in die Prosa von Marnix eingefügten 23 Versstücke, Sentenzen, gegen Rom gerichtete Spottgedichte — darunter zwei von Petrarka — und katholische Lieder, verdeutschte Fischart, wobei er sich teils der holländischen Fassung, teils den daneben abgedruckten, meist lateinischen Originalen näher anschließt, teils eine freie, doch sinngetreue Übertragung gibt.

Außer der Erweiterung des sprachlichen Ausdrucks fügte Fischart seiner Vorlage auch zahllose Zusätze hinzu. Fast keine Seite ohne einen kurzen Einschub, fast kein Kapitel ohne mehrere umfängliche, zum Teil seitenlange Zusätze. Länger ausgesponnene Vergleiche und Beispiele, Anspielungen auf Schwänke, Anhäufungen von Synonymen, Namen, Redensarten und Scherzen müssen schon den Zusätzen zugerechnet werden.

Auch die Randbemerkungen gehören zu den Zusätzen. Marnix' Randglossen, meist Quellenangaben und Regesten, übernahm Fischart zum größten Teil, fügte aber noch viele hinzu, die (oft antikatholisch gehaltene) derbe Späße, Redensarten und

Reimsprüche aufweisen, z. B. „Der Römisch Acker mit allerlei Dreck gemistet“, „Eugenius oder Eigennutz ist der butz“.

Bedeutsam aber sind besonders jene zahlreichen Einschübe, die stofflich Neues bringen. Die meisten davon finden sich schon in der ersten Ausgabe. Wie bei der Geschichtklitterung, so erweiterte Fischart auch hier in den drei weiteren von ihm besorgten Ausgaben die Zusätze von neuem. Bei diesen Erweiterungen wird besonders die antikatholische Satire und Derbheit der Ausfälle verstärkt, sowie auf neue literarische Erscheinungen und kirchenpolitische Ereignisse hingewiesen. Die neuen Zusätze der zweiten und dritten Ausgaben erweisen eine besondere Tendenz; in der letzten umfassen sie zusammen ungefähr den sechsten Teil des ganzen Werkes.

Diese Erweiterungen fügen sich im ganzen in den Ton und Geist der Vorlage gut hinein. Freilich wird die Darstellung dadurch viel breiter und arg überladen. Fischart überbietet auch im Stil seiner Zusätze die von Marnix gebotene Fülle des Ausdrucks und gestaltet hier die Satire noch rücksichtsloser. Er nimmt nicht nur mehr Rücksicht auf besondere deutsche Angelegenheiten, sondern er mengte auch ganz Persönliches ein durch seine gehässigen Ausfälle gegen Nas und durch die Hinweise auf seine eigenen Schriften und trägt so ein fremdes Element in den behandelten Gegenstand hinein. Und während Marnix den beabsichtigten Ton der Ironie im ganzen sicher handhabt, verfällt Fischart in vielen Zusätzen in rohe Schmähung des Gegners, so bei der Verurteilung der katholischen „Eiferstücklein“ während der Pariser Bluthochzeit, bei der leidenschaftlichen Bekämpfung der Jesuiten, den anstößigen Witzen über Mönche und Nonnen, der warmen Verteidigung der protestantischen Bewegung in Deutschland. Unerhörte Schimpfwörter schleudert er den Päpsten ins Antlitz: „Gekrönt Trachenhaupt“, „babylonische Dirne“, „Eschengrütel und Mistfink“, „der geile Blutschänder Alexander VI.“, der „Sechsdrecketalische Jubilardichter Bonifacius der Acht“. Und während Hervet von Marnix mit feinem Spott gerühmt wird, überschüttet ihn Fischart mit Schimpf und Hohn.

Stofflich behandeln diese Zusätze, die gewöhnlich von den Erörterungen der Vorlage ausgehen, alle wichtigeren konfessio-

8*

nellen Streitfragen jener Zeit. Am schlechtesten ergeht es hier den Franziskanern und gar den Jesuiten. Schon Marnix verhöhnt auf Grund des Liber conformitatum die Legende des heil. Franziskus und seine Ordensbrüder. Fischart aber greift die Bettelorden noch ofter an. Im Anschluß an das Schmähgedicht auf die Franziskaner von dem Schotten Georg Buchanan wünscht er ihnen den Lendenstrick um den Hals; er erzählt von einem alten Mütterlein, „welches S. Franciscum und S. Dominicum, so neben dem Kreutz Christi gemalet stunden, für die zween Mörder hat angesehen." Boshafte Zwischen- und Randbemerkungen gelten dem Fegefeuer, z. B. es ist „weder droben noch drunten, noch in der mitte: so fragt man, wo ist es dan? so antwort man Nusquam, Niendert in Utopia ... in Pantagruels Nienenreich". Die armen „dürren Häringsseelen" werden dort so geräuchert und geröstet, wie „Westfalische Schuncken" oder „als wan man im Elsaß in den Kellern den Wein feuret".

Wo Marnix mit Redewendungen wie „noch hondert duysent alsulcke" abbricht, und an vielen anderen Orten bringt Fischart lange Listen an. Gleich am Beginn der Vorrede schüttet er dem Leser einen großen Haufen „lieblichster" für den römischen Bienenkorb bestimmter „Blümlein und Kräutlein" vor die Füße. Später folgen lange Aufzählungen römischer Kultgegenstände hebräischen Ursprungs, Heiligtümer und Wallfahrtsorte katholischer Heiliger mit ihren Attributen, „ein gantzer Calender voll roter und schwartzer Heyligen Feiertäg" und „Römischer Faultäg", Titel scholastischer Schriften und Legendensammlungen, sowie ein Verzeichnis evangelischer Länder und Städte. Eingefügt sind weitere Reimsprüche, Aussprüche aus Volksliedern und Luthers Psalmen, Hinweise auf Sagen, Volksbücher und Schwanksammlungen, auf Schriften zahlreicher Theologen, besonders von Nigrinus, ferner von Murner und Cyriacus Spangenberg.

Für die zweite Ausgabe (1580) sah Fischart seine Bearbeitung nochmals durch, glättete Unebenheiten, berichtigte Versehen, doch nahm er mit wenigen Ausnahmen nur geringe sprachliche Änderungen vor, wobei er ab und zu auf Marnix zurückgriff,

von dem er jetzt auch das Register übernahm. Ferner findet sich hier eine Fülle von kleinen Einschüben, welche der Sprache einen noch größeren Nachdruck verleihen sollen. Eine umfängliche Gruppe von Zusätzen aber verleiht ihr ein besonderes Gepräge, nämlich kürzere Abschnitte, die an den Schluß der meisten Kapitel angefügt werden und die gespickt mit den anstößigsten Scherzen den Katholizismus auf das heftigste bekämpfen.

Vor der dritten Ausgabe des Bienenkorbs erschien ein neues Buch von Nas: Examen Chartaceae Lutheranorum Concordiae. Das ist die Außmusterung und Widerlegung ... deß Buchs Concordia Jacob Andre". Ingolstadt 1581. Es ist hauptsächlich gegen die Konkordienformel gerichtet, welche auf Grund eines Entwurfes von Jakob Andreä (1574) von mehreren Theologen einige Male umgearbeitet, 1577 in dem Bergischen Buch veröffentlicht, von allen lutherischen Ländern und Reichsstädten anerkannt und 1580 in die vollständige Sammlung der symbolischen Bücher, des Kanons der lutherischen Kirche, das Konkordienbuch aufgenommen worden ist. Diese Formel wurde nun von Nas in dem Bilde eines Kartenspiels als Discordia, als ein tragikomisches Zeugnis des Zwistes zwischen den verschiedenen protestantischen Sekten verspottet. Nas wendet sich hier auch gegen zwei inzwischen erschienene, ihm gewidmete Schriften, das Jesuiterhütlein und den Bienenkorb, die ihm, wie er es selbst erzählt, aus Deutschland zugesendet wurden. So mußte er, „gröblich herfür gefordert, vom Leder ziehen". Da er den Namen des Gegners nicht weiß, nennt er ihn „Nacht Rab" und „Eselkalb", weil er ihn für einen Jünger des „schwarzen Battemontanischen Esels", Nigrinus, hält, erwähnt weiter mehrere Ausfälle des Gegners und verspricht ihm gegen dessen angekündigte Schriften sofort eigene „darwiderzusetzen".

In der dritten Ausgabe des Bienenkorbes (1581), wo auf dem Titelblatt zuerst der Deckname steht: „Durch Jesuwelt Pickhart, des Canonischen Rechtens, Canonisierten oder Gewürdigten" erwidert Fischart dem „Kartenschwärmer oder Kartenhäußlin stürmer" mit dem boshaften Wunsch „und solts dem Nasischen Eselskalb mit seinen Bethelkälbern das Nasbein prechen". Hier finden sich ferner, wie in der zweiten Ausgabe, viele kleinere

Einschübe, Fortsetzungen der älteren Zusätze, auch einige neue Kapitelschlüsse und außerdem, was wieder die besondere Art dieser Fassung bildet, eine große Gruppe von durchgehenden Änderungen und Erweiterungen, nicht nur in der Darstellung, sondern auch in allen Seiten- und den meisten Kapitelüberschriften, alles in dem Bestreben, das Bild des Bienenkorbes reichlicher und eindringlicher zu verwerten. Marnix wurde wahrscheinlich durch das verbreitete, auch ins Niederländische übertragene, 1250 von dem Dominikaner Thomas Cantimpratensis verfaßte Bonum universale de apibus, wo das Leben der Bienen auf die römische Kirche angewendet wird, zu seiner sinnbildlichen Schilderung des Bienenstaates und zu dem Titel Biënkorf angeregt. Doch abgesehen von dem 7. Hauptstück verwendete er dieses Bild gar nicht. Das ist zweifellos ein Mangel in der künstlerischen Durchführung der Satire, die Fischart bald erkannt hatte und der er schon in der ersten Ausgabe abzuhelfen bestrebt war. Hier handelt der Titel und die von ihm verfaßte Vorrede hauptsächlich vom römischen Bienenkorb. Im Buche selbst finden sich viele Bezeichnungen wie der Bienenkönig für den Papst, ein dreifacher Bienenkorb für die Tiara, ein Bienenkorb voll Pfaffen. In der dritten Fassung erst werden diese Anspielungen folgerecht durchgeführt; statt einfacher Wörter finden sich nun Zusammensetzungen wie „Hummelsart, Hummelkönig, Blumenkönig, Kirchenkorb, Meßbienen" und „Klosterhummeln", Erweiterungen wie „der Röm. Bienen Rhu- oder Faultag", „Röm. Hummelsschwärmige Kirchgenossen", „wie die Röm. Bienen und Hummeln in ihrem Schwarm einander zumummeln, zubumsen, brumsen vnd sumsen".

Die vierte, von Fischart bereits 1582 besorgte, aber erst 1588 veröffentlichte Ausgabe bringt nur wenige und kurze Einschübe. Am Schluß des 6. Stückes und in zwei Randbemerkungen verweist er auf ein in Mainz 1581 erschienenes Buch des katholischen Theologen Callidius Cornelius Loos, Illustrium Germaniae scriptorum catalogus, wo mehreren katholischen Gelehrten, so auch dem von Fischart erwähnten Karthäuser Laurenz Surius biographische Artikel gewidmet sind, und wo auch gelegentlich einige Reformatoren, so besonders Luther, der Lüge und Verdrehung geziehen werden.

Schon in der ersten Ausgabe erwähnt Fischart eigene Schriften, so ganz kurz die Bildergedichte Gorgoneum caput, Malchopapa, die römische Mühle und die Straßburger Tierprozession, teilt aus dem Sekten- und Kuttenstreit einen langen „Zedul" von Barfüßer Rotten mit und gibt Auszüge aus dem Nacht Rab und dem Dominici Leben. In der zweiten Ausgabe kommen Anspielungen auf den Brotkorb, in der dritten auf das inzwischen erschienene Jesuiterhütlein hinzu. Weiter verspricht er Nas zwei Schriften, die ungeschrieben bleiben sollten: „Derohalben mann eyn gantz Buch von dieser Bruder Cornelischen Neuerfundenen büßung mit Ruten fitzen und seinen Wütigen Nasenschändhurischen Predigen hat beschriben: welches inn kürtze Jesuwalt Pickhart Frater Nasen ... wird wissen zu verehren. Fischart hatte wahrscheinlich die Absicht, Christian Neuters „Historia van B. Cornelis Adriaensen van Dordrecht" (1569) zu bearbeiten.

„Ich hab auch bei dem Kuttenstreitschreiber ... (Mentzer) eyn alt geschriben Latinisch Mönchsbüchlin gesehn, welchs auß dem Cesario, auß dem Binenbüchlin, genannt Apiarium, auß des Vincentij Speculo und andern catholischen Scribenten colligirt ist und meh dann hundert solcher fleyschlichen und blutigen wunderzeychen von Sacrament ordentlich mit benennung der ort, der leut und anderer umbständ beschreibt, welchs büchlin ihm sehr lieb ist und sparts auf die Nasitet, das ers ihm zum Neuen Jar inn offenem truck verehre, und des Magister Rauschers Päpstliche Lugenten mehre." Fischart besaß also ein Buch, das eine Auswahl besonders aus den dreien genannten mittelalterlichen, doch im 16. Jahrhunderte noch stark verbreiteten mönchischen Beispielssammlungen enthielt, woraus er als ein Seitenstück zu Hier. Rauschers „Hundert außerwählten Papistischen Lügen" (1562) einen „römischen Lugenrausch" brauen wollte; wahrscheinlich mit einem eigenen Abschnitt „Historien auß Nasenfischers Sacramentlichen wundern". Die nach dieser Stelle erzählten Hostienwunder stammen aus dem IX. Buch De eucharistia des Dialogus miraculorum von Cäsarius von Heisterbach. Aus beiden Plänen ist nichts geworden.

Für die größeren Zusätze verwertete Fischart in der Regel

ganz bestimmte Quellen, die er teils verschweigt, teils genau angibt oder nur andeutet. Wiederholt, so bei den Papstgeschichten, nennt er Bücher, die er nicht selbst benutzte, sondern nur aus seiner Vorlage den Titeln nach kannte. Er benutzte theologische, geschichtliche, landeskundliche Schriften, Legenden- und Schwanksammlungen, Zeitungen und Gedichte, bald für wenige Zeilen, bald für mehrere Seiten hindurch. Gewöhnlich schließt er sich den Vorlagen wörtlich an, kürzt sie oder erweitert sie durch eigene, meist kurze Einschübe; immer setzt er sie in seinen Stil um. Die sachlich zusammenhängenden größeren Zusätze mit gemeinsamen Quellen behandeln: Jesuitenwunder, Verhöhnung der Messe, Reliquienverehrung, Papstgeschichten und katholische Festbräuche.

In Kapitel I, 2 bespricht Marnix nach anderen Orden auch die Jesuiten, welche, um allen anderen Mönchen vorzulaufen, noch ein viertes Gelübde ausüben, im Auftrag des Papstes wie Quacksalber und Krämer durch alle Länder zulaufen, auch ans Ende der Welt, nach Indien und Peru. Fischart fügt noch Japan hinzu und fährt dann fort: „Aber was sie schon für Wunder auß der neuen welt heraußschreiben, die sie darinnen thun, will man ihnen doch nit glauben, dieweil sie solche Wunder hie außen bei uns nicht auch beweisen. Dann alle, die sie noch unterstanden, sind den Krebsgang gangen." Hierauf folgt eine Reihe von „Jesuitenwundern", von denen er einige aus Zeitungen erfuhr. Dazu wird bemerkt, daß nicht nur Nas, sondern auch viele katholische Städte, Mönche und Pfaffen den Jesuiten „ebenso hold als die Ketzer seind", an deren Wunder nicht glauben, und „das Widerspiel bewiesen". Weiter wird in engem Anschluß an Martin Eisengreins, des Vizekanzlers von Ingolstadt, Schrift „Unsere liebe Frau zu Altenötting" (1570) ausführlich erzählt, wie „der fürnembste Jesuiter, der Canisisch Höllenhundschinder" (Peter Canisius, der erste deutsche Jesuit, den Fischart hier oft verhöhnt) einer adeligen Jungfrau, die bei Fugger gedient, mit Hilfe des hölzernen Marienbildes den Teufel binnen drei Tagen „stattlich ausgetrieben" habe.

Diese großen Erfolge seien insbesonders der Gesellschaft

Jesu aufgespart worden, den „Röm. Antichristen, Leibeigenen bestellten Hohnsprechern", die sich „an die Höfe der großen Herren henken, um Blutpraktiken zu spielen", die Herren „von der Demut Jesu" sein wollen, doch für ihre „fürstenmäßigen Collegia Klostergüter an sich ziehen". Dann werden Schandtaten und Ränke der Jesuiten in Köln, Bayern und Österreich erzählt nach damals allgemein verbreiteten Gerüchten, die aber katholische Schriftsteller jener Tage als Verleumdungen verurteilen. Ausführlich wird ferner geschildert, wie die Jesuiten zu München in einer Komödie ein „verschönbart Bild wie den Luther angetan" mit seinen Anhängern vor Gericht gestellt und trotz Bitten protestantischer Reichsfürsten zum Feuertode verurteilt und verbrannt haben. Aber was geschah? Da sie allezeit von Luther sagen, „er sei der Schwan, von welchem der Huß geweissagt, daß er nicht verprennt solt werden, da sah und hört man umb diß Feuer ein groß Jubilierens und freuens und Te Deum Laudamus singens. Was begibt sich aber weiter? Hie hört das Wunderzeichen: Über kurtze tag hernach geht unversehens ein Feuer im Schloß nahe bei der Jesuiter collegy an." Sie meinten darum, Luther hätte ihnen das Feuer vom Himmel gesandt. Ein ganz ähnliches Ereignis wird aus Wien für das Jahr 1614 und in einem Zusatz der letzten Ausgabe des Bienenkorbes (um 1620) die Aufführung einer Komödie im Jesuitenkolleg zu Molsheim erwähnt, wo es zuletzt heißt: „So hat auch der Teufel ein Jesuitischen vermumten Luther zu Molsheim weggeführt."

In seiner Schlußbetrachtung zu diesem langen Zusatz meint Fischart, daß diese Wunder Merkzeichen des Antichrist seien und spricht eine bei den Protestanten allgemein gültige Anschauung aus: „Dieweil die Lehr Christi und seiner Apostel genugsam durch derselben und der ersten Kirchen Wunderwerck bestättiget sey worden und da dieselbige in alle Welt außgebreitet und eingewurzelt, haben auch die Wunderwerck auffgehört."

In demselben Kapitel findet sich eine Verspottung der Messe. Marnix zählt die Geräte und Kleidungsstücke bei der römischen Messe auf, welche aus zahllosen Verordnungen verschiedener Zeiten zusammengerafft, gleich einem Bettlermantel aus

vielen Flicken menschlicher Phantasie zusammengenäht sei. Fischart reiht daran fast wörtlich eine der Michael Beutherschen Verdeutschung der Commentarii von Sleidanus (1574) entnommene verzerrende Beschreibung eines Messe lesenden Priesters.

Die umfänglichste Gruppe von zusammenhängenden Zusätzen bilden die Papst-Geschichten. In dem Kapitel von der obersten Gewalt des Papsttums erzählt Marnix eine Unmenge von Fabeln und wirklichen Geschehnissen von Herschsucht, Grausamkeit, Habgier der Päpste und von ihrem Übermut wider die deutschen Kaiser nach mehreren papstfeindlichen Quellen, besonders nach Johann Baleus Acta Romanorum Pontificium usque ad Paulum IV. 1559. In diese Darstellung fügt Fischart viele weitere Beispiele (auch von anderen Päpsten) ein, welche den ungeschliffenen Ton der Vorlage noch übertrumpfen. Obschon er am Rande mehrere Quellen nennt, die alle schon von Baleus herangezogen werden, benützt er für seine Geschichten, und zwar in wörtlichem Anschluß nur die mit Ergänzungen versehene Verdeutschung des Baleus durch Zacharias Müntzer, „Bepstliche Geschichte“ 1566.

Aus den umfänglichen Kapiteln seiner Hauptquelle entnimmt er hie und da einzelne Absätze, wie sie ihm gerade für seine Zwecke passen. Er kürzt im allgemeinen die Vorlage, versieht sie mit Vergleichen, Redensarten und Schimpfwörtern, mit einleitenden und abschließenden Bemerkungen. Z. B.: „O der Heiligen geweiheten süßküssigen Füß, welche an die oberste von Gott geweihete Oberkeit die Schuhe wischen.... Sie halten mächtig vil auf ihre Füß, sintemal auch Papst Cölestinus Keyser Heinrichen dem Sechsten zu Rom die Keyserskron nicht mit der Hand, sondern mit dem Fuß aufgesetzt.“ Eine in protestantischen Kreisen jener Tage viel erzählte, erfundene Mär.

Der Abschluß dieser Zusätze zeigt Fischarts Empörung über die willkürlichen Entscheidungen und grausamen Maßregeln der jüngsten Päpste: „Hie seht ihr, nun, daß man von Papst zu Papst geht, so haben sie allzeit eyne Hummelsart gehabt. Warumb wollten dann unsere heutigen Päpst darauß schlagen? Warumb wollten sie nicht ihre macht über die Königreich erhalten? Warumb wollten die zween Pii, viert und fünfft sampt

ihrem heutigen stulbesitzer Gregorio 13. nicht auch unterstehen, bei den Potentaten die gewaltsame Execution des nun einmal beschlossenen Tridentischen Concilii stattlich ins werck zu pringen und sie tapffer wider die Evangelische zu verhetzen. Dieweil man doch ihnen auch an die Kron will greiffen? ... Pius der fünfft hat neulich ein guts Hauptmannsstücklein bewiesen, da er des Keysers und Röm. Reichs freiheyten zuwider den Hertzogen von Florentz, nie bräuchlicherweiß hat auff Moskowitisch zum Groß Hertzogen gemacht und erklärt. Mit der weil, hoff ich, werden sie auch türckische Baschas machen." Noch einmal nimmt Marnix an den Päpsten eine strenge Musterung vor, im Kapitel VI, 5, wo er sie vier „Quartieren" zuteilt und je acht Päpste als Gotteslästerer, als Ehebrecher und Sodomiten, als Bluthunde und Geizhälse, als Schwarzkünstler und Giftmischer an den Pranger stellt. Ärgeres konnte nicht gesagt werden, darum hat sich Fischart hier mit wenigen Ausrufen und Späßen begnügt.

Geringeren Umfangs sind die Einschübe über katholische Festbräuche in das Kapitel II, 16 von den Fasten und Festen der römischen Kirche. Also Schilderungen süddeutscher Bräuche zu Weihnachten, Dreikönig, Aschermittwoch, Ostern, Sommerwende. Fischart hat hierfür einzelne Absätze aus den Kapiteln von der Franken Sitten und von den römischen Kirchenfesten aus Sebastian Francks „Weltbuch, Spiegel und Bildnis des ganzen Erdbodens" (1534) miteinander verzahnt. Franck trat als Gegner des Papsttums an diesen Stoff heran und gab eine spöttische Darstellung. Das entsprach ganz Fischarts Ansicht, der auch hier nur wenige hämische Bemerkungen einschob.

Der Bienenkorb hat eine große Nachwirkung erfahren. Abgesehen von drei Nachdrucken sind nach Fischarts Tod noch fünf undatierte Ausgaben von ungefähr 1600—1620 erschienen. Im 18. Jahrhundert folgen zwei neue Verdeutschungen 1716 und 1733 nach. Die erste wird F. G. Peil, die andere K. J. Huth zugeschrieben. In der Vorrede der zweiten Übersetzung „Gereinigter Bienenkorb" wird „Pickharts Kauderwelsch" und dessen Zusätze bekrittelt. In der Darstellung selbst aber finden sich deutliche Anlehnungen an Fischarts Wortlaut und willkürliche

Abweichungen von der niederländischen Vorlage. Einen fehler- und lückenhaften, mit wertlosen Anmerkungen versehenen Neudruck einer undatierten Ausgabe hat Josua Eiselein 1847 veröffentlicht. Außerdem ist Fischarts Bearbeitung bald nach dem Erscheinen und noch im 17. und 18. Jahrhundert in vielen Schriften erwähnt, von Gesinnungsgenossen gepriesen und verwertet, im Stoff und Ausdruck nachgeahmt, mit und ohne Nennung der Quellen ausgeschrieben, doch von den Gegnern immer verurteilt worden.

5. Das Jesuiterhütlein.

Von 1570 ab, wo Fischart in seiner Erstlingsdichtung, dem Nacht Rab, ein Zerrbild von der Gesellschaft Jesu entworfen hatte, ließ er durch neun Jahre diesen Orden unbehelligt. Erst im Bienenkorb fügte er der ironischen Wiedergabe einiger „Wunder" und „Praktiken" klobige Schmähungen hinzu, welche zum Teil wörtlich im Jesuiterhütlein wiederkehren. In beiden Dichtungen und in der Geschichtklitterung bekämpft er die Erziehungsweise an den Jesuitenkollegien.

Die schon am Schluß des Nacht Rab in Aussicht gestellte besondere Reimdichtung gegen die Jesuiten verfaßte Fischart wegen äußerer Veranlassungen erst im Jahre 1580. Der erste Jesuit fand sich 1576 in Straßburg ein und forderte am 24. Mai Pappus zu einem Gespräch über die Abendmahlslehre heraus. Später hielten sich einige Jesuiten bei katholischen Stiftsherren heimlich auf. Bischof Johann von Manderscheid, welcher zu seiner großen Enttäuschung 1577 nicht zum Erzbischof von Köln gewählt worden war, verlegte nun seine ganze Kraft auf sein Straßburger Bistum und entschloß sich darum erst am 10. November 1578, den seit fast einem Jahrzehnt der Stadt Straßburg verweigerten Eid unter bestimmten Bedingungen zu schwören. Es war nur ein Scheinfriede, den er mit der Stadt schloß. Er konnte sich aber mit ihr nicht verfeinden, weil sein Domkapitel — seit 1549 unter dem Schirm der Stadt stehend — in immer größere Abhängigkeit von dieser geraten war und auch bei der protestantischen Gesinnung einiger Domherren die Gefahr der Säkularisierung des Kapitels immer größer wurde. Darum

entschloß er sich erst jetzt, die Jesuiten dauernd in seinem Bistum anzusiedeln, damit sie durch die Kräftigung des Katholizismus in seinem Gebiet auch seine Macht stärken sollten. Anfangs 1580 berief er Jesuiten aus der Oberrheinprovinz dieses Ordens mit Zustimmung des damaligen Ordensgenerals Eberhard Mercurian zur Errichtung eines Kollegiums in Molsheim, welches von dem ersten Rektor, Jakob Erenfelder aus Speyer, am 5. März 1580 eröffnet wurde und welches der protestantischen Akademie in Straßburg ein starkes Gegengewicht bieten sollte.

Mit diesem überraschenden Schritte des Bischofs beschäftigten sich alsbald elsässische Flugschriften, die auch die Heranziehung der Jesuiten bedauerten und dem Bischof unter anderem vorwarfen, er handle aus Gier nach Macht und sei eine Kreatur der Jesuiten. In diese Literatur gehört das Jesuiterhütlein von Fischart, der in dem neuen Vorgehen des Bischofs böse Wirkungen für den Protestantismus im Elsaß voraussah und darum zu einem gewaltigen Schlage ausholte.

Wie sonst, so geht Fischart auch hier von fremden Anregungen aus, verwertet sie aber zu einer selbständigen Dichtung. Mehrere Gedanken und Wendungen entnimmt er der aus mehr als 600 Versen bestehenden anonymen Schrift: „Von Ursprung vnd wunderlichem Herkommen des heyl. Ordens der Jesuiter" 1577. Hier wird erzählt, daß der schwerkranke Luzifer, während er vom Papst mit einer heilsamen Salbe eingeschmiert wird, von „hinden aus" ein Teufelchen gebiert. Luzifer ersucht den Papst, das Kind auf den Namen Antichrist zu taufen. Auf die Einwendung des Papstes, daß dieser Name in Deutschland verhaßt sei, einigen sie sich auf den gleich bedeutenden Namen Jesuwider. Luzifer beschließt, sein Söhnlein in Rom studieren zu lassen, es aber dann nach Deutschland zu schicken, um die Deutschen wieder unter die Herrschaft des Papstes zu bringen.

Das Motiv vom Mönchstum als des Teufels Ausgeburt taucht schon in der Reformationszeit auf. Insbesondere die Jesuiten bezeichnete Fischart im Nacht Rab und im Bienenkorb als des Teufels letzte Frucht mit mehreren gemeinen Ausdrücken.

Die erwähnte Reimdichtung wurde von einem ebenfalls ungenannten Verfasser in einen breiten Prosadialog umgearbeitet:

„Wunder=Geburt des Alten Hell Gotts Lucifer. Wie derselbe vor Jaren zu Rom vnversehens Schwanger worden vnd den ersten Jesuwiter geboren habe." In den selbständigen Zusätzen dieses Gespräches wird die Belehnung des Papstes mit der irdischen Macht durch den Satan mit der dritten Versuchung Christi in Zusammenhang gebracht. Dieses neue Motiv und einige erst hier hinzugekommene Schimpfwörter auf die Jesuiten kehren im Jesuiterhütlein wieder. Da die Wundergeburt ohne Jahreszahl erschien, ist es fraglich, ob Fischart von diesem Dialog beeinflußt wurde oder umgekehrt.

Von den vielen Spottnamen, die er verwendet, tauchen mehrere schon vor ihm auf. In den fünfziger Jahren ist das Wort „Jesuwider" schon im Volksmund verbreitet. Gedruckt erscheint es zuerst in dem Buch von Martin Chemnitz: Theologiae Jesuitarum praecipua capita 1562 mit Deutungen und Wortspielen: „Jesuiter, Jesum wit (weit), Suiter, Esauiter". In Flugschriften der nächsten Zeit und in Lukas Osianders „Warnung Vor der falschen Lehr der Jesuiter" 1568, erscheinen noch „Jesabelliter" und „Jesu Wider". Fischart erklärte bereits im Nacht Rab den letzten Schimpfnamen dadurch, daß sie „Gott und dem Volk" auch „Christ zuwider sind". Im Bienenkorb nennt er sie „Gottzuwider, Götzsuiter, Jesebelliter, Giesiten" (von italienisch Giesu = Jesus), daraus „Gaisiter".

Für den letzten Teil seiner Dichtung verwertete Fischart — es war ein glücklicher Griff — als Grundlage eines unbekannten Hugenotten Reimdichtung von 212 Versen, die in zweiter Auflage zu Lyon 1578 unter dem Titel „La legende et description du Bonnet Carré" erschien, den Fischart auch in seinen unförmlich langen Titel aufgenommen hat. Diese in der Erfindung glückliche, doch unzulänglich durchgeführte Dichtung ist so farblos und allgemein gehalten, daß die antikatholische Tendenz kaum durchschimmert. Diese ängstliche Vorsicht war ja bei der damaligen hugenottenfeindlichen Stimmung in Frankreich ganz begreiflich. Luzifer, so erzählt die Legende, rief nach seinem Fall die Teufel zusammen und beriet mit ihnen, wie sie abermals zu Ansehen und Macht gelangen könnten. Sie beschlossen, ihre Hörner so umzugestalten, daß sie niemand erkennen sollte,

und so zur Mehrung alles Übels auf Erden eine schwarze vierhörnige Mütze herzustellen. Alle Teufel und bösen Geister arbeiteten nun an diesem Hütlein und nähten die erdenklichsten Laster und Praktiken hinein. An die fertige Mütze hielt Luzifer eine lange, durch die unablässige Wiederholung des mit verschiedenen Beiwörtern versehenen Bonnet langweilige Anrede, worin er ihr, in die Zukunft schauend, die ungeheuerlichsten Eigenschaften und bösen Wirkungen zuspricht. Nur aus den Versen:

Bonnet contraire à Jesus Christ,
Bonnet digne d'un antechrist

könnte man eine Anspielung auf die Jesuiten herauslesen. Nach der Rede Luzifers verfinsterte sich der Tag, und unter Donnerschlägen verfügte sich das Hütlein zu den Menschen.

Das 1142 Verse umfassende Jesuiterhütlein Fischarts weicht aber in Anlage und Ausführung ganz von dieser Vorlage ab. Es zeichnet sich durch eine bewegte epische Handlung aus, die zu einer Satire auf die ganze mittelalterliche Kirche ausgestaltet ist und wo der Jesuiterorden als der letzte Ausfluß des Papismus, als das äußerste und stärkste Werkzeug der Hölle erscheint. Die Sprache ist belebt durch leidenschaftlichen Ton, durch derbe Verwünschungen und verwegene Ausdrucksweise, durch Wortspiele und Neubildungen und durch Verwendung mythologischer Bilder, abgefaßt in frischen, durch die freie Betonung wechselreichen Versen. Erst hier findet man die kunstvolle folgerechte Steigerung vom Einhorn der Mönchskappe über die zweihörnige Infel und die dreihörnige Tiara bis zum vierhörnigen Jesuiterhütlein.

Die Wunderlichst Vnerhörtest Legend vnd Beschreibung Des Abgeführten, Quartirten, Gevierten vnd Viereckechten Vierhörnigen Hütleins: Sampt Ursprungs derselbigen Heyligen Quadricornischen Suiterhauben vnd Cornutschlappen. Etwan des Schneiderknechts F. Nasen gewesenen Meysterstücks. . . . Alles Durch Jesuwält Pickhart, den Vnwürdigen Knecht der Societet, der Glaubigen Christi 1580.

Wie ein Heroldsruf klingt der Anfang:

> Nun hört zu all vier Eck der Erden,
> Ja ihr vier Welt hört zu ohn Bschwerden,
> Woher hie auf all End und Eck
> Alles Übel sich her erstreck.

Geschickt verlegt Fischart die Versammlung der Teufel in den Beginn der christlichen Zeitrechnung. Sie erinnert lebhaft an den zweiten Gesang von Klopstocks Messias. In der Ausmalung der Hölle erhebt sich Fischart hoch über die nüchterne Teufelsliteratur der damaligen Prädikanten und übertrifft auch an Kraft das mit grotesker Kunst gezeichnete Festmahl der Teufel in Naogeorgs Drama Pammachius. Da die finstere Höllenmacht durch Christi „helle Macht" zerstört wurde, erhebt Luzifer eine laute Klage ähnlich wie die Teufel in den geistlichen Spielen des Mittelalters. Er bläst das „schrecklich Gräuselhorn", um „alle Welt- und Feldteufel" zusammen zu rufen, den „Muckenfürsten Beelzebub", den „Abdon aus der Heuschreckgrub", den „Meerfürsten Leviathan" und den „Verderber Apollyon", den „ochsengehörnten Behemot", den Legion und Astharot und den unbändigen Belial, um ihnen neue Mittel zur Verführung der Menschen vorzuschlagen. Da seit Christi Erlösungswerk die Hörner der Teufel niemanden mehr schrecken und sie doch ihre alte Art nicht lassen können, erfand er eine List, die „aller List ein Ausbund ist".

Nun fertigt er mit den jungen Teufeln ein „einigs Spitzhorn", die Mönchskappe, an, die zusammengesetzt ist aus Faulheit und einfältigem Schein und genäht mit der Nadel der Heuchelei und dem Faden der Täuschung. Dann wird nach dem Beispiel der jüdischen Hohenpriester ein zweihorniger Hut zugerüstet, welcher die Stirne der Prälaten, Äbte und Bischöfe zieren soll, damit sich diese über die „andere Herde" erheben durch „heiligen Pracht und Höflichkeit und hochprächtisch Heiligkeit". In dieses „Doppelhorn" wird eingenäht die Hoffart, Herrschsucht und Schafschinderei und eingestickt die Perlen reicher Geschenke und der Edelstein „Uneingedenk".

> So wirds ein hoher Horniger
> Und ein hoffärtig Zorniger.

Dann ersinnt Luzifer die Tiara:

> Da Trei Hörner zusammen gehn,
> Und Trifach auf einander stehn,
> Ist wie ein Einhorn ausgespitzt,
> Da zu Oberst ein Kreuz aufsitzt,
> Welches dan sicht gar Mayestetlich
> Und beinach, wie ihr secht, gar Göttlich.
> Daher wir's dan zu Schmach und Leid
> Der Einigen Treifaltigkeit . . . (brauchen).

Hinein verarbeitet werden des Judas Säckel, Simonei, Rachgier, Wollust, Meineid und andere Laster, Pfründendiebstahl, die „falsche Donation" (die angebliche konstantinische Schenkung des Kirchenstaates), Bullen und Ablässe. Belial firmt den Hut und Luzifer setzt ihn sich auf, speit Feuer und stellt sich so ungeheuer, daß den bösen Geistern das Lachen vergeht. Ein junger Teufel mit einem roten Schaubenhut führt ihn „im schnaps" nach Rom, wo gleich ein Papst gewählt wird.

Nun meint das ganze Höllenpack, Luzifer hätte sein Werk beendigt, doch unter Verzerrungen des Gesichts und Zuckungen des Körpers verkündet er, daß er bis jetzt die beste Karte, die Eichelsau, zum letzten Stich zurückbehalten habe. Um die Menschen vierfach zu schädigen, wolle er ein seltsames, viereckiges und vierhörniges Hütlein schaffen, bestimmt für einen neuen Orden, den er zeugen werde, bis Ignaz Loyola, „zu Teutsch genannt Feurart Lugevoll", dieses „Vierhornig Widerhütler" wie Epimetheus Pandoras Unglücksbüchse aufnehmen und auf seine aus dem höllischen Feuer geborenen Gesellen verpflanzen werde. Luzifer benennt diese, weil „der Name Wider Christ etlichen zuwider ist", Jesuwider, auch Suiter, Widerjesu, „da sie doch Sau- und Bocksart seind", auch Geißmännlin, Sataniten, Schadaniten und Vulkaniten. Der dreifach gehörnten Krone soll das Vierhorn kräftige Gehilfen schaffen, die „Vierfach Bösewicht", welche die alten Orden in Schatten stellen werden.

Das Vierhorn, dieses „Widerhütlein", sei das vierte Gelübde des neuen Ordens, nämlich lebenslänglich des Papstes Leibeigene zu sein und seinen Aberglauben und sein Gericht in die ganze Welt zu verbreiten. Ein Tuch wählte er dafür von der pechschwarzen Farbe des Satans und ein Futter feuerrot wie

die Höllenglut. Beim Zerschneiden dieser Stoffe nimmt die Schere Luzifers argen Schaden. Die Nadel der Großmutter des Teufels und ihrer ungestalten Töchter brechen bei dieser mühsamen Arbeit entzwei, und selbst Bruder Nas hätte sie nicht wieder spitzen können. Die ganze Hölle bemüht sich um das Werk. Hineingenäht wird in das Vierhorn: Heuchelei, Phantasei, Tyrannei und Abgötterei, Betrug, Arglist, Scheinarmut und „schanddächtige" Frömmigkeit, die sophistischen Kniffe und Griffe der Scholastik, Vergiftung der Jugend, falsche Wunderzeichen, Verhetzung, stumme Sünde, Blutpraktik, Mord- und Brandstiftung. Luzifer selbst erschrickt über den Gedanken, was für einen Jammer dieses Hütlein noch verschulden werde.

Nun wird es wie die früheren Hütlein, nur noch greulicher eingeweiht. In einer „wüsten Profey" (Abort) wird dieses „Cornutenschläpplin" mit Pech und Schwefel, mit babylonisch-römischen Giften und mit Nebeldüften des Fegefeuers eingeräuchert, damit es noch schwärzer werde und von Luzifer selbst in unflätigster Weise eingestänkert. Dieses sein letztes und bestes Meisterstück und die Jesuiten spricht er nun mit süßlich liebevollen Worten an:

„O Hütlein," Sprach er, „Widerhütlein,
O du Viereckechtes Suitlein,
O Hütlein, aller Hüt ein Butz,
O Hörnlein, aller Horn ein Trutz,
O Hütlein, vor dem man sich hüt,
O Hütlein, welchs nur Schälck außbrüt,
Ja Vierfach und Viereckecht Schälck,
Gefütert mit Vier Teuffelsbälck,
O Hütlein, auf vier Eck gewendt,
Auß böser Stuck Vier Element . . .
O stolzes Hütlein, Heuchlisch Hütlein,
Nun wacker, nun erheb das Mütlein."

Es folgt noch eine lange, durch Abwechslung nicht langweilige Litanei.

Dann verfinstert sich der Tag, es erhebt sich ein schrecklicher Donner, da alle Himmel zürnen. In diesem Getümmel „verflog" das Hütlein, um von nun an die Menschen zu quälen und zu vergiften.

Im Anhang verspricht Fischart, er werde diese Jesuitenlegende in eine Komödie umdichten, wozu nächstens Nas mit seinen Gesellen ein Dutzend Hütlein nähen werden — es schwebte ihm also eine Art aristophanisches Satyrspiel vor —, ferner eine eingehende Beschreibung des „einfachen Kappenhornes", weil er es im Jesuiterhütlein nur „überloffen" habe. Diese Pläne wurden nicht ausgeführt.

Diese wirksamste, aber auch unflätigste Schmähdichtung gegen die Jesuiten hatte nicht die vom Verfasser erhofften Erfolge. Aufgelegt wurde sie nur noch zweimal, 1591 und 1603, Ausgaben, welche von der ersten und untereinander nur orthographisch abweichen. Alle zeigen die verhüllte Ortsangabe „zu Laufannen, bei Gangwolf Suchnach".

In den späteren Ausgaben des Bienenkorbes erwähnt Fischart sein Jesuiterhütlein und greift die Jesuiten gelegentlich noch in Flugschriften, im Badstüblein und — ohne sie zu nennen — in seinen Zusätzen zu den Gelehrten-Verkehrten an. Wie über den Bienenkorb, so fällt Nas in seinem Examen (1581) auch über das Jesuiterhütlein in klotziger Art her.

Auf die zu einer Hochflut anschwellende Jesuitenliteratur besonders auf die zahlreichen Schmähschriften des nächsten Jahrhunderts gegen diesen Orden, erzielte seine Dichtung auch eine kaum merkbare und nur äußerliche Nachwirkung. Vor allem aber blieb sie ganz erfolglos gegen das Emporkommen der Jesuiten im Elsaß. Zwar erließ der Rat von Straßburg am 21. August 1581 den Beschluß, wonach er keinen Jesuiten in den städtischen Schirm, welchen die katholische Geistlichkeit genoß, aufnehme, aber der Bischof setzte seine Bemühungen zur Stärkung des Katholizismus in seinem Gebiet mit größerem Eifer fort. Er legte 1582 eigenhändig den Grundstein zu dem neuen Gebäude des Jesuitenkollegs in Molsheim, verwendete persönlich größere Mittel zu dessen Ausstattung, besorgte Kirchengeräte, Reliquien und Bücher und zog die Stifter und Klöster seines Bistums zur Beisteuer heran. Von Molsheim aus verbreiteten sich die Jesuiten über einen großen Teil des Unterelsasses, sorgten für katholische Seelsorger in evangelischen Ortschaften und verhinderten die bis dahin üblichen Ehen zwischen Katholiken und

Protestanten. In vielen Orten verschwanden jetzt die evangelischen Minderheiten. Der um die Konkordienformel im protestantischen Lager zu Straßburg 1588 entbrannte Streit verschaffte ihnen viele Schüler aus Familien wohlhabender Bürger und des Hochadels.

6. Der Brotkorb.

Unter den Jugendschriften Calvins war bei den Reformierten besonders verbreitet und beliebt die in volkstümlichem kräftigen Französisch geschriebene Spottschrift Traité des reliques par Jean Calvin, ou advertissement très utile du grand profit, qui reviendroit à la Chretienneté, s'il se faisoit inventaire de tous les corps saints et reliques, qui sont tant en Italie, qu'en France, Allemagne, Espagne et autres royaumes ou pais. Geneve 1543. In dem ernst gehaltenen Vorwort dazu weist Calvin auf den heiligen Augustinus hin, der schon das unehrenhafte Feilbieten von Reliquien gerügt hatte. Aber seither habe dieser Umfug stark um sich gegriffen. Statt daß die Katholiken dem tugendhaften Leben der Heiligen nachstrebten, verehren sie deren Gebeine, Kleidungsstücke, Hausrat und Marterwerkzeuge. Das sei heidnischer Götzendienst, der weder in der heiligen Schrift, noch bei den ersten Christen zu finden sei. Die Reliquienverehrung verletze auch Gottes Gebot, daß die Ruhe der Toten nicht gestört werden solle. In seiner Abhandlung selbst gibt Calvin eine reichhaltige Zusammenstellung von Reliquien in Kirchen und Wallfahrtsorten mehrerer Reiche und Länder. Zunächst die Reliquien Christi. Da der Leib natürlich nicht zu haben war, so werden doch einzelne Partikel, Blutstropfen, die Krippe, Windeln, die Krüge von Kanaan, das Hemd an verschiedenen Orten verehrt, auch Schuhe, Kelch, Messer, Schlüssel, Reste des Brotes vom letzten Abendmahl, wohlgezählte vierzehn Kreuzesnägel, die Dornenkrone und der ungenähte Rock in Trier und in Argenteuil, das Schweißtuch vielerorts in zahlreichen Stücken, Fußstapfen, Zähren und der Eselsschwanz in Genf. Von der heiligen Maria Haare, Kleider, Schleier, Gürtel, Kämme, Trauring, des heiligen Josefs Pantoffel und Beinkleider und von jedem Apostel mehrere Heiligtümer. Vom hei-

ligen Laurenz nicht nur mehrere Körper in verschiedenen Kirchen, sondern auch sein Rost, Kohle und Leintuch. Von St. Sebastian vier Körper und zwei Köpfe, einer zu Rom in der Peterskirche und einer zu Toulouse bei den Dominikanern, außerdem zahllose Pfeile. Von der heiligen Anna drei Köpfe, von der heiligen Helena der ganze Leichnam in Venedig und überdies ein Kopf in Köln und anderes mehr. Er berichtet auch über die begreiflichen Streitigkeiten zwischen den Besitzern derselben Heiligtümer in verschiedenen Exemplaren.

Das wird alles mit boshaftem Spott und derben Redewendungen in einem von Ausrufen und rhetorischen Fragen belebten Stile vorgetragen. Er ruft die Evangelisten und Kirchenväter zu Zeugen auf gegen diesen Aberglauben, er wünscht von den Lesern, daß sie ihm beistimmen. Er kann sich nicht genug darüber wundern, daß dieser aufgelegte Betrug Jahrhunderte lang Beifall fand. Kinder und Einfältige müßten dies erkennen, aber die Katholiken habe der Teufel um allen Verstand gebracht.

Die Angaben Calvins über einzelne Heiligtümer entsprechen im ganzen den Tatsachen. Natürlich sind ihm manche Versehen begegnet; er übertreibt auch absichtlich, wenn er z. B. behauptet, daß die allenthalben verehrten Splitter von Christi Kreuz ganze Schiffsladungen füllten, oder daß nur die in Köln aufbewahrten Gebeine der elftausend Jungfrauen nicht mit hundert vierspännigen Wagen weggeschafft werden könnten.

Diese Schrift wurde mit der Begründung, daß sie auch anderen Völkern zugute käme, von Nikolaus Gallasius ins Lateinische übertragen: Admonitio. Genf 1548. Der unbekannte Verdeutscher dieser lateinischen Ausgabe kam einer Aufforderung von Gallasius nach und fügte in seine Schrift: „Von dem Heiligthumb J. Calvini vermanung" 1558 einige Berichte über deutsche Reliquien hinzu. Aus dieser ohne Ortsangabe erschienenen Verdeutschung, auch aus deren Zusätzen, verwendete Fischart mehrere Angaben in seinem Bienenkorb (I, 11) als Ergänzung zu Marnixens Abschnitt über die Reliquienverehrung.

Eine zweite Verdeutschung der lateinischen Fassung von Jakob Eysenberg: „Johannis Calvini Vermanung von der

Papisten Heiligthumb dem Christlichen Leser zu gute verdeutschet" Wittenberg 1557, wurde von Jobin 26 Jahre später verlegt. Wahrscheinlich wählte dieser unter beiden Verdeutschungen die von Eysenberg, weil diese dem lutherischen Deutsch näher steht, auch glatter und umständlicher gehalten ist und auch wegen ihres umfänglichen Vor- und Nachwortes, welche vielleicht auf Wunsch Jobins von dem gleichnamigen Sohne Eysenbergs für die neue Ausgabe noch bedeutend erweitert wurden. Breite, umständliche Vorreden waren ja damals allgemein üblich. Eysenberg verwendet für sein Vor- und Nachwort auch Gedanken aus Calvins Einführung. Er verweist ferner auf die „rechten Merkzeichen" der wahren Kirche und bekämpft katholische Bräuche. Er dankt Gott, daß er die Evangelischen aus dieser Finsternis erweckt habe, und sagt, er habe dieses Büchlein verdeutscht, um seine Landsleute vor diesem Betrug zu warnen. Im Nachwort gibt er auch abschreckende Beispiele von heimischer Reliquienverehrung. Die Darstellung ist nicht sachlich, wohl aber stilistisch erweitert durch längere Vergleiche und Umschreibung einfacher Ausdrücke und derb scherzhafte Redewendungen.

Auch diese Verdeutschung erwähnt Fischart im Bienenkorb von 1580 mehrmals mit dem Hinweis, daß er sie „in kürtze" herausgeben werde. Diese Neuausgabe erschien aber erst drei Jahre später: Der Heilig Brotkorb Der H. Römischen Reliquien oder Würdigen Heiligthumbs procken: Das ist Johannis Calvini Notwendige vermanung von der Papisten Heiligthumb: Darauß zusehen, was damit für Abgötterey und Betrug getrieben worden ist, dem Christlichen Leser zu gute verdeutscht (Holzschnitt: ein mit Reliquien gefüllter Brotkorb). Gedruckt zu Christlingen. Bey Ursino Gutwino 1583.

Dieser Titel rührt, soweit er nicht mit dem von Eysenberg übereinstimmt, von Fischart her. Ebenso das einführende, nach Eysenbergs Vorrede stehende Gedicht: „Beschläge zum Heiligthumbskästlin", wo er den gleichen Hehlnamen wie für den Bienenkorb und das Jesuiterhütlein verwendet: Jesuwalt Pickhart. Diese Reime sind voll Ironie, laufen aber schließlich in einen offenen Angriff aus.

Wie könt mehr ihr Papisten klagen,
Daß euch die Ketzer nicht vertragen,
Euch, was ihr heilig hält, zerreißen,

wenn sie doch in diesem Buch für euere Last von Heiligtümern einen gleichsam von Noe gezimmerten „Heiligtumbskast“ gestiftet haben, damit die Götzenstürmer sie nicht zerstören könnten. Ihr dürft die Ketzer nicht mehr schelten, denn sie haben eueren Reliquienschatz in einem „ewigen Brotkorb“ aufgehoben, in dem „bedacht“, wie sie den römischen Bienenkorb angefertigt haben.

Nemlich, daß man denck ewig dran,
Wie blind sey gwesen jederman.
Darumb fahr hin, du Heilthumbs Arch,
Biß man nachschick den Requiemsarg,
Darinn die liebe Meß erhaben
Im ewigen Fegfewr wird begraben.
Ach da behüt S. Grill und Grix
Und beschützt die heilig Heilthumbs Büchs.

Verdeutscht Fischart Reliquien mit Heiligthumbsprocken (also Brotschnitte), so ergab sich von selbst der Haupttitel „Brotkorb“. Diese beiden neuen Ausdrücke verwendet er auch mit Abwechslungen für die Seitenüberschriften, z. B. „Von den H. Brocken Des Bäpstischen Brotkorbs“; „Der Päpstisch Brotkorb Des Römischen Heyligthums“. „Warnung vor vergifften Röm. Heiligthums Brocken“. Schließlich arbeitete er die Eysenbergsche Übersetzung, wenn auch nur im geringen Maße, stilistisch um durch Annäherung von Lauten, Bildungssilben und Wörtern an das Alemannische und durch Hinzufügung von Synomymen und erweiternden Bestimmungen.

Fischarts Bearbeitung hatte ziemlich großen Erfolg. Neue Auflagen erschienen 1584, dann von 1590 ab mit einer nicht von Fischart herrührenden Zugabe: „Wunders Wunder inn der Stadt Rom“, einer Verdeutschung der Mirabilia urbis Romae (1475) unbekannten Verfassers und fünf weitere unveränderte Drucke bis 1622.

7. Fischart als Verteidiger der Glaubensfreiheit.

Fischart gab weiter eine lateinische Abhandlung und zwei deutsche Reimdichtungen heraus, deren Verfasser für die milde Behandlung der Ketzer und gegen den Glaubenszwang ein=

traten und mit den Wiedertäufern in naher Beziehung standen, auch von deren Glaubensmeinungen beeinflußt wurden.

Die religiöse Erscheinung des Anabaptismus, welche durch die Wiedererschließung des Neuen Testamentes angeregt wurde und vielleicht mit einzelnen Fäden zu den Waldensern und Hussiten zurückreicht, tauchte in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts plötzlich auf und verbreitete sich bis 1550 über einen großen Teil Europas und besonders über Deutschland aus. Im Gegensatz zu dem fanatisch-revolutionären Auftreten der sächsisch-thüringischen Schwärmer, welches zu dem Bauernkriege von 1525 führte, huldigten die Schweizer Brüder in Zürich und Umgebung einer friedlich quietistischen Richtung, wurden aber trotzdem 1527 von Zwingli vertrieben. Allen Verfolgungen trotzend, verbreiteten sich die „Täufer", wie sie sich selbst nannten, in der nächsten Zeit über Süddeutschland, die Rheinlande, Tirol, Oberösterreich, Böhmen und Mähren, und über das nordwestliche Deutschland und die Niederlande.

Die vielen untereinander ziemlich verschiedenen Gruppen der Wiedertäufer hatten damals doch im ganzen einige deutlich erkennbare gemeinsame Züge: die Taufe der Erwachsenen, die aber nicht Ausgangspunkt der ganzen Bewegung war; das Abendmahl in der Auffassung der Reformierten als Zeichen und Erinnerung; die Bildung besonderer Gemeinden der Heiligen innerhalb der „sündigen Welt"; ein verjüngtes Christentum des Herzens; die Freiheit der Persönlichkeit und des Gewissens, Trennung des Geistlichen vom Weltlichen und darum die Bestreitung der Rechte der Obrigkeit in Glaubenssachen; die rein äußerliche Auffassung oder schroffe Ablehnung der gottesdienstlichen Handlungen; bei vielen Gemeinden der Glaube an das tausendjährige Reich; Einführung der Gütergemeinschaft, besonders bei den Huterern; Verwerfung des Eides, des Waffentragens und des Krieges, besonders bei den Mennoniten. Die den Täufern gemachten Vorwürfe der Vielweiberei und der Unsittlichkeit sind, abgesehen von dem Zionsreich in Münster (1533 bis 1536) und sonstigen seltenen Fällen nicht berechtigt. Im Gegenteil, gerade die Brudergemeinden zeichneten sich durch sittenreines Leben und innige Nächstenliebe aus.

Da sich die Täufer nirgends den geistlichen und weltlichen Obrigkeiten in Glaubenssachen fügen wollten, wurden sie fast überall durch das ganze 16. Jahrhundert arg bedrängt, des Landes verwiesen, ihrer Güter beraubt oder grausam hingerichtet; auf Grund kaiserlicher Edikte seit 1528 und der Beschlüsse der protestantischen Reichsstände seit 1529. Nach 1550 tauchte in einzelnen Landschaften eine mildere Richtung den Brüdern gegenüber auf. In Straßburg wurden sie von jeher besser behandelt; im Kanton Bern und in Basel wurden sie später nicht mehr verfolgt; in der östlichen Schweiz kamen sie trotz starker Gegenströmungen immer wieder empor.

Die Täufer waren, abgesehen von vielen empfindungsreichen geistlichen Liedern, literarisch nicht fruchtbar. Da ihre führenden Männer früh hingerichtet wurden, waren wenige vorhanden, die ihre Glaubensmeinungen theologisch formulierten. Das ging auch schwer, da viele Täufergruppen die Dogmen überhaupt nicht beachteten oder diese heftig bekämpften. Die wenigen theologischen Abhandlungen bringen darum fast keine Theorie, sondern Polemik oder zumeist praktische Vorschriften für die Ausgestaltung der Gemeinden und das Verhalten der Brüder und Schwestern, so besonders die Normalschrift, Menno Simons „Fundamentbuch" (1539).

Um so wichtiger ist es, daß Fischart eine Abhandlung und zwei Reimdichtungen herausgegeben hat, die zum Teil täuferische Anschauungen wiedergeben und die sonst wahrscheinlich verloren gegangen wären. Auch diese enthalten keine positive Dogmatik, sondern bekämpfen die Lehren und das Vorgehen der herrschenden Kirchen.

Im Verkehr mit Schweizern Brüdern verfaßte Minus Celsus die Schrift: In haereticis coercendis quatenus progredi liceat: Mini Celsi disputatio. Ubi nominatim eos ultimo supplicio affici non debere aperte demonstratur. Christlingae 1577. In seinem Prooemium berichtet er über die Veranlassung zu diesem Traktat. Wahrscheinlich wurde Celsus zu Beginn des 16. Jahrhunderts in Siena geboren und durch den ebenfalls aus Siena stammenden Kapuzinergeneral Bernhard Ochino, der sich 1542 in Venedig offen zu den Lehren der deutschen Refor-

mierten bekannt hatte, zum Übertritt bewogen. Ochino entzog sich 1543 einer Vorladung nach Rom durch die Flucht in die Schweiz, wo er in Genf und nach langer Wanderschaft 1555 in Zürich Prediger der italienischen Gemeinde wurde, doch sich immer mehr den Meinungen der Täufer anschloß und darum von den Calvinisten 1563 ausgewiesen wurde. Auch Celsus floh während der blutigen Verfolgung der Protestanten durch Pius V. (1569) nach Graubünden, in der Hoffnung, hier in der reformierten Kirche völlige Einmütigkeit zu finden, wie es bei seinen heimischen Gesinnungsgenossen der Fall war. Zu seinem Schrecken aber erfuhr er, daß die herrschenden reformierten Kirchen die Anschauung vertraten, die Andersgläubigen seien zu züchtigen, ja daß bei einigen auch der Brauch einriß, die Ketzer hinzurichten. Tatsächlich war Graubünden damals eine Zufluchtsstätte von Vertriebenen aus vielen Ländern; Täufern, Schwenckfeldern, Unitariern u. a. Im Jahre 1571 fand in Chur eine Synode der verschiedensten Sekten statt, wobei der milde Standpunkt des Kirchenvorstehers Johannes Gantner durch das leidenschaftliche Auftreten des Neaplers Scipio Lentulus besiegt und grausame Beschlüsse gefaßt wurden. Diese Streitigkeiten und diese immer allgemeiner werdende hartherzige Gesinnung den Andersdenkenden gegenüber bewogen Celsus, seine Abhandlung (zuerst in italienischer Sprache) abzufassen. Doch Sorgen und Schwierigkeiten behinderten die Drucklegung, so daß er den Gedanken daran schon aufgegeben hatte. Nachdem aber neue Schriften von Gegnern in seine untätige Hand gelangt waren, entschloß er sich, damit nicht das Unkraut auf dem Felde Gottes überwuchere, sein Büchlein der weiteren Verbreitung wegen ins Latein zu übertragen und mit Widerlegungen der jüngsten Angriffe zu erweitern. Doch das geschah erst in Basel, in dessen schützende Mauern er sich 1572 vor den Feinden der wahren Frömmigkeit begeben hatte, wo er in die Matrikel der Universität als Secretarius eingetragen und im Nebenamt auch Korrektor bei seinem Landsmann, dem bekannten Verleger Peter Perna wurde.

Celsus behandelt keinen völlig neuen Gegenstand, obwohl die Verfechter der Glaubens- und Gewissensfreiheit auch bei den

deutschen Protestanten ganz vereinzelt waren. Allerdings tat schon Luther wiederholt kund, daß die Obrigkeit zwar Aufrührer hinrichten dürfe, doch nicht Andersgläubige, wie es bei den Papisten geschehe. Auch fehlte es in den reformierten Kirchen nicht an Versuchen, zwischen den Vorkämpfern widerstreitender Meinungen Frieden zu stiften. Trotzdem wurde der Antitrinitarier Michel Servet auf Antrieb Calvins vom Genfer Rat zum Tode verurteilt und am 17. Oktober 1553 verbrannt. Doch kurz danach erhob eineh scharfen Widerspruch gegen diese Gewalttat der Franzose Sebastian Castellio, der jederzeit den Gewissenszwang bekämpfte und sich in manchen Lehrmeinungen von den Reformierten unterschied, mit seiner Schrift: De haereticis, an sint persequendi, et omnino, quomodo sit cum eis agendum, multorum tum veterum tum recentiorum sententiae. Sie besteht aus einer Reihe kleiner Abhandlungeu verschiedener Verfasser, versehen mit einer Einführung Castellios unter dem Hehlnamen Martin Bellius, und ist mehrmals in französischer und lateinischer Sprache erschienen, wahrscheinlich in Basel, wo Castellio die letzten zwanzig Jahre seines Lebens verbrachte. Bald darauf folgte eine ausführliche, sorgfältige Widerlegung von Theodor Beza: De haereticis a civili magistratu puniendis. Auch Calvin verteidigte in demselben Jahre 1554 sein Vorgehen literarisch: Fidelis expositio Serveti et brevis eorundem refutatio. Worauf auch sofort eine ziemlich boshafte Antwort erfolgte: Contra libellum Calvini, in quo ostendere conatur, haereticos iure gladii coercendos esse. Diese Schrift dürfte den Antitrinitarier Cälius Socinus zum Verfasser haben, der sich in jener Zeit vorübergehend in der Schweiz aufhielt.

Unabhängig von dem Falle Servet, geht Celsus doch im Sinne seiner Vorgänger vor. Wie für Castellio, so steht auch für Celsus die Glaubensverfolgung im Widerspruch mit dem Geiste des Christentums. Wie jener, so bringt auch dieser zahlreiche Aussprüche der heiligen Schrift, der Kirchenväter, deutscher und französischer Reformatoren zugunsten der Glaubensfreiheit vor. Auch Celsus setzt sich mit Calvin auseinander und erinnert insbesondere daran, daß dieser in früheren Jahren mildere Grundsätze vorgetragen habe. Das Prooemium zeugt von seiner milden,

bescheidenen und doch starken Gesinnung. Vom Satan, der alles Übel verschulde, leitet er auch die Glaubensverfolgung ab. Vom Teufel besessene Menschen hielten diejenigen, welche des göttlichen Geistes voll die Wahrheit des Evangeliums lieben, für Häretiker, viele Obrigkeiten zwängen ihre Untertanen zum herrschenden Bekenntnis ihres Gebietes. Er aber meine, daß gerade diese herzlose Auffassung ketzerisch sei. Viel sei schon über diese Frage gestritten, geforscht und geschrieben worden. Da aber der Satan sogar in den reformierten Kirchen den Samen der Lieblosigkeit säe, habe er sich entschlossen, ohne Haß, ohne Streitsucht oder Ehrgeiz, nur von dem Bestreben beseelt, die Ketzer vor der Todesstrafe zu bewahren, sein Büchlein zu veröffentlichen. Er fordert alle treuen Diener des göttlichen Wortes auf, seine fromme Auffassung anzunehmen und jene blutige auszuspeien. Es sei nicht schmählich, von seiner früheren Meinung abzufallen, schmählich aber sei es, die zu recht erkannte Wahrheit zurückzustoßen und bei der Lüge zu beharren. Er fordert ferner die gelehrten und gerechten Beurteiler auf, seine Irrtümer zu berichtigen. Er versichert den Widersachern, daß er sie nicht schmähen, sondern nur die Schwächen und Fehler ihrer Beweggründe aufdecken wolle. Besonders aber müsse er ihre Sophismen, welche die Wahrheit verdunkeln, bekämpfen. Alle, auch die Andersgläubigen, welche Jesus von Herzen bekennen, betrachte er als seine lieben Brüder.

Sein Buch selbst ist in vier Sektionen geteilt. In der ersten legt Celsus aus Christi Worten und den Apostelbriefen ausführlich dar, daß es Sterblichen verwehrt sei, Andersgläubige zu bestrafen oder gar hinzurichten, weil Erkenntnis und Bestrafung der Irrlehre Gott Christo allein vorbehalten habe. Im zweiten Abschnitt wird gezeigt, daß die Kirchenväter bereits diese Wahrheit erkannt und fast alle Begründer der evangelischen Kirchen die gleiche Meinung ausgesprochen hätten, daß weiter in den altchristlichen Kirchen der ersten vier Jahrhunderte und länger die christlichen Kaiser, sowie die Bischöfe es vermieden, Ketzer hinzurichten, bis später vom Antichrist das Schwert in die Kirche eingeführt wurde, um alle Frommen grenzenlos elend zu machen und zu Boden zu werfen. Im dritten Abschnitt versucht

der Verfasser, die Einwände der Gegner zu widerlegen, auch zu erweisen, wie einseitig sie von ihrem Standpunkt aus die Beispiele und Zeugnisse der heil. Schrift ausdeuteln und zeigt, daß den weltlichen Obrigkeiten durchaus nicht das Recht zukomme, die geistlichen Angelegenheiten zu regeln und zu beschränken, über das Leben der Andersgläubigen zu entscheiden und Gott das Schwert aus der Hand zu winden. Im kurzen Schlußabschnitt umschreibt er die Rechte und Pflichten der Obrigkeit zum Schutze und zur Festigung der Religion.

Bald nach der Fertigstellung dieser Arbeit, 1572, starb Celsus. Der Verleger Perna hatte zweifache Bedenken, diese zu veröffentlichen. Einerseits konnte der Verfasser nicht mehr die letzte Hand daran legen, anderseits war Celsus genötigt, bei der Verteidigung der Wahrheit auch wider solche Gegner scharf vorzugehen, welche Macht genug besaßen, den Vertrieb seines Buches zu verhindern, so daß eine Veröffentlichung weder dem Rufe des Verfassers, noch dem Verleger vorteilhaft gewesen wäre. Nichtsdestoweniger entschloß sich Perna nach einigen Jahren dazu wegen des zu erhoffenden Nutzens für die christliche Kirche, da ja diese Abhandlung eine im Mittelpunkt des theologischen Streites jener Zeit stehende Angelegenheit erschöpfend durchführte. Der Verleger beauftragte nun Fischart, der inzwischen in Basel promoviert hatte, zur Abfassung einer lateinischen Vorrede. So erschien das Buch 1577 in Basel mit der pseudonymen Ortsangabe „Christlingen".

Diese Praefatio ad lectorem, die am Beginne mit J. F. D. M. D. gezeichnet ist, zeigt weitschweifige Variationen über denselben Gegenstand. Mehrere Gedanken entnahm Fischart dem Provemium und auch der Disputatio von Celsus. Im wesentlichen wird hier Folgendes vorgeführt.

Wenn man sich wundern sollte, daß ich diese Disputatio herausgebe, da doch die Frage, ob die Häretiker zu dulden oder hinzurichten seien, schon seit den Anfängen der christlichen Religion genugsam erörtert wurde, so möge man nur betrachten, welcher Aufruhr, welcher Zank, welche blutigen Kriege allein wegen dieser strittigen Sache fast in allen Ländern ununterbrochen angestiftet, und wenn die christliche Gnade nicht vorbeugt, immerdar andauern werden.

Die einen rufen, zwei Religionen in einem Staate dürfen nicht geduldet, die Minderheit müsse vertrieben werden. Die Katholiken wiederum trachten die Abgefallenen martervoll auszurotten. Von der einen Seite verlangt man, daß die Andersgläubigen beschützt und durch heilsame Lehren und Vernunftgründe überführt werden; andere Parteien greifen, weil diese Mittel nicht immer fruchten, zu den Waffen, werben Meuchelmörder oder üben mancherlei Hinterlist. Nicht kleine Scharen, sondern ganze Völker ringen gegeneinander um die Herrschaft, düngen die Felder mit Blut und wüten in den Eingeweiden des Vaterlandes. Um dieser einzigen Sache willen werden ganze Länder verwüstet und Tausende von Menschen geopfert. Die Inquisition hat das böse Beispiel gegeben, auf diese mohammedanische Art zum Glauben zu zwingen.

Darum muß man dem Verfasser dieses Buches erkenntlich sein, daß er seinen ganzen Fleiß darauf verwendet hat, diese Streitfrage, die jetzt meist mit Feuer und Schwert entschieden wird, trefflicher durch vernünftige Erwägungen zu erledigen. Eine Angelegenheit, die nicht wenigen Menschen, sondern ganzen Völkern zu Herzen geht. Um so bedeutsamer ist die Veröffentlichung dieser Schrift, als gerade heute diese gewaltsame Bekehrung selbst in die wahre — gemeint ist die reformierte — Kirche einzuschleichen scheine, welche sich ihrer Kainstat noch rühme, durch das Blut Unschuldiger Besitz an heiliger Stelle zu erwerben.

Gegen dieses Übel, das in unserer über und über verworrenen Zeit mit allen Kräften niedergezwungen werden müsse, hat uns Gott selbst ein Heilmittel gewiesen, die Aussprüche der vom Geist erleuchteten Propheten und des Apostels Paulus. Dann möge man sich vor Augen halten das Vorgehen der Bischöfe in den ersten christlichen Jahrhunderten, vieler Kirchenväter, welche die Irrlehren nur mit dem Worte Gottes bekämpften, ohne die Gewissensfreiheit zu vergewaltigen. In diesem Zusammenhang bringt Fischart einen Ausspruch aus dem 64. Kapitel der Sermones de cantico canticorum von dem heiligen Bernhard von Clairvaux, der gegen Mitte des 12. Jahrhunderts mit heiligem Eifer gegen die ketzerischen Sekten in Südfrankreich wirkte, doch

seinem Wahlspruch non armis, sed argumentis folgend, Gewaltmaßregeln widerriet.

Der fromme billig denkende Leser möge diese von christlicher Liebe erfüllte Schrift mit Andacht aufnehmen und, soweit es in seiner Macht steht, gegen dieses wachsende Übel seine Stimme erheben. Die christliche Liebe ist duldsam und erduldet selbst gern alles. Darum gehe man auch nicht gewaltsam vor. Irren ist menschlich. Man belehre den Irrenden, dann wird seine Seele erleuchtet. Gedenket des guten Hirten! Wer die Ketzer töten läßt, ist selbst ein Ketzer.

Sieben Jahre später erschien dieses Werk neuerdings. Doch die Disputatio wurde nicht neu gesetzt, sondern nur mit einem anderen Titel und neuen Anhängen und einem Index versehen: Mini Celsi Senensis [Disputatio] De Haereticis capitali supplicio non afficiendis. Adjunctae sunt eiusdem argumenti Theodori Bezae et Andreae Duditii Epistolae duae contrariae. s. l. 1584. Die Vorrede Fischarts ist beibehalten, doch die Überschrift mit den Initialen ist gestrichen und mit einem neuen Eingang versehen. Viel später, 1661, besorgte Daniel Zwicker eine gekürzte flämische Übersetzung, die bereits 1662 ins Lateinische unter dem Titel Henoticum christianorum übertragen wurde.

Die Reimdichtungen „Die Gelehrten die Verkehrten" und „Vom Glaubenszwang" wurden höchstwahrscheinlich von 1530 auf 1531 von Sebastian Franck in Straßburg abgefaßt, einem begabten und fruchtbaren, von einem trostlosen Pessimismus erfüllten Schriftsteller, der eine damals einzig dastehende, von allen Äußerlichkeiten und Dogmen freie christliche Anschauung hegte und in zahlreichen Büchern wie in diesen Reimdichtungen vertrat. Er kam 1499 zu Donauwörth im heutigen bayrischen Schwaben auf die Welt, studierte von 1515 ab in Ingolstadt Philosophie während der Lehrtätigkeit des Geschichtschreibers Aventin und anderer hervorragender Humanisten, von 1518 ab Theologie in Heidelberg und wurde 1524 im Augsburger Sprengel zum katholischen Priester geweiht. In den nächsten Jahren wechselte er rasch seine religiöse Überzeugung. Bald

nach 1525 wirkte er als evangelischer Prädikant im nürnbergischen Flecken Gustenfelden. Doch gab er diese Stellung, die Ergebnislosigkeit seines Predigtamtes einsehend, nach wenigen Jahren auf und entschloß sich, durch Bücher die Menschheit zu belehren und wurde Volksschriftsteller. Seine in Nürnberg verfaßten Bücher stehen noch auf lutherischem Boden, allerdings mit einzelnen, schon seine späteren Anschauungen andeutenden Aussprüchen.

Da die Zensur in Nürnberg ungemein streng ausgeübt wurde, so richtete er seine Blicke auf das auch hierin duldsamere Straßburg und sehnte sich wohl auch nach einer Aussprache mit den Schwärmern und Täufern, welche damals, aus aller Herren Ländern vertrieben, in hellen Scharen in die vielgerühmte und auch getadelte Zufluchtsstätte zusammenströmten. Die milden und gemäßigten Straßburger Reformatoren kamen zunächst den Sektierern freundlich entgegen. Gerade gegen Ausgang der zwanziger Jahre, wo die Verfolgung der Täufer in ganz Deutschland immer grausamer wurde, war der Zufluß nach Straßburg so stark, daß deren Zahl über Hundert stieg und der überspannte Phantast und Prophet Melchior Hofmann 1530 den Rat, allerdings vergeblich, um Überlassung einer Kirche für die Täufer anging. Da die Sektenbewegung damals gefährlich anschwoll, viele einheimische, auch vornehme Bürger ergriff, Ordnung und Sitte gelockert, die noch nicht gekräftigte protestantische Kirche und das Ansehen der Obrigkeit erschüttert wurde, erließ der Rat 1527 und 1530 strenge Mandate gegen die Täufer. All die zahlreichen religiösen Richtungen jener Zeit waren damals durch deren Führer in Straßburg vorübergehend vertreten.

Im Herbst 1529 kam Franck nach Straßburg, wo er bis Ende 1531 verbleiben sollte. Selbst in leidenschaftlicher Gärung begriffen, geriet er hier in eine Schar glühender und schwärmender Geister. Er verkehrte unter anderem mit Kaspar von Schwenkfeld, mit dem Antitrinitarier Michael Servet und besonders herzlich mit dem oberösterreichischen Täufer Hans Bünderlin, der, von Hans Denks mystischem Spiritualismus beeinflußt, eine Reihe von Schriften in Straßburg veröffentlichte, und durch diese wie persönlich auf Francks religiöse Entwicklung einen entscheidenden

Einfluß ausübte, ohne daß dessen Selbständigkeit dadurch verloren gegangen wäre. Bünderlin lehrte ein ganz undogmatisches Christentum. Ihm galt jetzt, nachdem er aus der Täufergemeinde ausgetreten war, nur das innere Wort, im Gegensatz zu der heiligen Schrift und jeder anderen Autorität als Quelle und Richtschnur des Glaubens.

Unter diesem Einfluß spricht Franck im Anhang zu seiner Türkenchronik 1530 von den drei Glauben, die zu seiner Zeit entstanden: „Als Lutherisch, Zwinglisch und Täuferisch; der viert ist schon auf der bahn, daß man alle äußerlich predig, Ceremoni, Sacrament, bann, beruf als unnötig will aus dem weg raumen und glatt ein unsichtbar geistlich kirchen in einigkeit des geists und glaubens versammlet unter allen völkern, und allein durchs ewig unsichtbar wort, von Gott ohn einich äußerlich mittel regiert, will anrichten." Hiermit war Franck, wie früher die Täufer und Schwärmer, von Luther abgefallen, der Zugeständnisse machen und Maß halten mußte, als er an die Gründung einer äußerlichen Kirche herantrat, während Franck bei seinem ganz innerlichen und persönlichen Glauben keiner Gemeinde mehr angehören wollte und so lebenslang ein Einsamer verblieb.

Am 4. Februar 1531 schrieb er von Straßburg an Johann Campanus einen langen Brief, worin er seine religiöse Überzeugung rückhaltloser ausspricht als in seinen Büchern: Er betrachte die Türken und Heiden als Brüder, wenn sie nur Gott verehren und Gerechtigkeit üben. Er ziehe die Dreifaltigkeitslehre Servets der von Campanus vor. Weiter empfiehlt er ihm warm die Schriften Bünderlins, den er als einen gelehrten, gottesfürchtigen Mann rühmt, welcher um des Glaubens willen keinen Zwist säe. Weiter behauptet Franck, daß die äußerliche Kirche gleich nach der Zeit der Apostel vernichtet worden und es nicht Gottes Wille sei, diese wieder aufzurichten. Jede Kirchengemeinschaft wird in diesem Brief verworfen, ebenso die Kirchenlehrer von den ältesten Zeiten bis zu den jüngsten „Schriftgelehrten" mit ihrer falschen Auslegung der Bibel. Es genüge vollständig die Erleuchtung durch den göttlichen Geist. Zum Schluß ruft er aus: Wir müssen alles, was wir vom Papst, Luther und Zwingli in uns gesogen haben, verlernen und ändern.

In diesem Briefe wie in seinem ersten umfänglichen Werke der in Straßburg niedergeschriebenen und anfangs September 1531 im Druck vollendeten „Chronica, Zeytbuch und Geschichtbibel von anbeginn bis in dies gegenwärtig Jahr“ und in den beiden Reimdichtungen liegen seine religiösen Anschauungen schon so ausgeprägt vor, daß sie sich in seinen späteren Schriften nicht mehr wesentlich änderten. Er trat für das Recht und die Verantwortlichkeit des einzelnen Menschen in Glaubenssachen am kräftigsten ein. Er hat kein dogmatisches System aufgebaut, weil er ja alle Dogmen ablehnte. Er bekämpfte den Glaubenszwang, die Bildung von Gemeinden, die Spaltung in Sekten, die Kirchenleitungen, vor allem das Papsttum, doch verband er seine Gegnerschaft nie mit Umsturz; bei ihm lag sie im Reiche der Gedanken, seine Waffe war das Wort. „In seiner Bekämpfung des Schriftprinzips“, welches in der Gebundenheit des dogmatischen Denkens an die Autorität der Schrift als göttlichen Wortes besteht, „und in seiner Begründung des Christentums auf das innere Wort hat er dem Spiritualismus der Reformationszeit den vollkommenen Ausdruck gegeben“ und damit zugleich „seine persönliche Eigenart am schärfsten hervortreten“ lassen. Seine Gedankenwelt war größer, als die der übrigen Schwärmer, da er vom vaterländischen Standpunkte aus die gesellschaftlichen Zustände seines Volkes beklagte und als einziger Historiker in diesem Kreise auch die gesamte Kirchen- und Weltgeschichte in seine religiösen Erörterungen einbezog, was besonders in der Geschichtbibel und in den Reimdichtungen der Fall war.

Nicht nur in der ganzen Auffassung, sondern auch in zahlreichen Aussprüchen stimmt die Geschichtbibel mit den gleichzeitig abgefaßten Dichtungen zum großen Teil wörtlich überein und steht darum begreiflicherweise diesen näher als seinen später abgefaßten Schriften. In der Geschichtbibel, der ersten in deutscher Sprache erschienenen Weltgeschichte und dem ältesten protestantischen Geschichtswerk, bekämpft er auch durchwegs wie in den Reimdichtungen den Glaubenszwang, die Bibelauslegung nach dem toten Buchstaben statt aus dem Geiste heraus, verspottet den Hochmut und die Kurzsichtigkeit der Gelehrten Verkehrten und

beschämt die Christen mit dem Heinweis auf die Frömmigkeit von Juden, Heiden und Mohammedanern.

Dieses Werk und Francks Verhalten während dessen Drucklegung erregte in Straßburg berechtigten Unwillen. Er war sich dessen bewußt, daß der allgemeine religiöse Standpunkt seiner Geschichtbibel, seine Verteidigung der Täufer und anderer Sektierer darin, ja offene Angriffe auf die Straßburger Geistlichkeit auch dem sonst so geduldigen Rat und den Predigern nicht genehm sein werden. Um der guten Sache willen, die er zu vertreten glaubte, ging er hinterhältig vor. Dem städtischen Zensor erklärte er, daß sich in diesem Buche „nichts denn lauter Historien aus den alten Historien ausgezogen" befänden, um nicht die Handschrift abliefern zu müssen. Auch war er beim Druck dieses Werkes stets anwesend und korrigierte es selbst. Der damalige Kirchenvorstand Martin Butzer war über dieses Werk auch darum so erbost, weil Franck den zwinglischen Charakter der Straßburger Kirche stark betonte, was die damaligen Einigungsbestrebungen zwischen Luther und den süddeutschen Städten nur stören konnte.

Auch weit über Straßburg hinaus verursachte die Geschichtbibel großes Aufsehen. Schon im November 1531 machte König Ferdinand seinen Bruder Karl V. auf ihre Gefährlichkeit aufmerksam und zeigte daran die Notwendigkeit eines strengen Preßgesetzes. Erasmus Roterodamus erhob Klage bei dem Straßburger Magistrat, daß er darin unter den Ketzern angeführt werde. Am 8. Dezember wurde darüber beraten. Der Stättmeister Jakob von Sturm erklärte die Klagen über dieses Werk als berechtigt. Franck wurde daraufhin gefangen gesetzt und seine Chronik beschlagnahmt. Doch wurde er auf eine am 30. Dezember 1531 vor dem Rat verlesene Supplikatio hin freigelassen, aus Straßburg ausgewiesen und der Verkauf seines Werkes verboten.

Im Frühling 1532 ersuchte Franck aus Kehl den Rat um Zurücknahme seiner Ausweisung und um die Erlaubnis zur Drucklegung seines „Weltbuches". Beides wurde abgelehnt und den Straßburger Verlegern die Drucklegung dieses Buches verboten.

Dieses strenge Vorgehen machte es begreiflich, daß weder Franck noch ein Straßburger Verleger sich entschließen konnten, die mit der Geschichtbibel innerlich verwandten Reimdichtungen gleichzeitig zu veröffentlichen. Einige Jahre später ist allerdings die eine davon, die minder bedenkliche Dichtung „Die Gelehrten die Verkehrten" in Straßburg ohne Angabe des Verfassers und Verlegers gedruckt worden.

Hier wird ausgeführt, daß schon zu Christi und Pauli Zeiten Schriftgelehrte durch verkehrte Lehren Verwirrung und Unfrieden angestiftet und auch bereits Andersgläubige verfolgt hätten. Solche falsche Gelehrte fänden sich zwar in allen Ständen, ausgegangen aber sei diese Gelehrtverkehrtheit von den Priestern, welche durch die Schlange im Paradies „den Mißbrauch der Zungen" gelernt hätten. Solche falsche Gelehrte hätten Gottes Propheten verfolgt, Christentum in Not und Tod gebracht, die deutschen Kaiser zu Kirchendienern erniedrigt, die weltliche Herrschaft und die Üppigkeit der Kirche „eingeflickt", die große Kirchentrennung und die Türkenkriege verschuldet. Dann geht der Dichter auf seine Zeit über und geißelt im allgemeinen das Treiben der theologischen Gelehrten, ihre Willkür in der Schriftauslegung, ihre Unduldsamkeit und Rechthaberei. Auf der Kanzel und in Büchern hadere eine Partei mit der anderen in der gehässigsten Weise zu Gottes Ehre. Wer eine andere Ansicht habe und wäre es Christi Lehre und die Wahrheit selbst, der werde als Ketzer verdammt und dem Gerichte überliefert. So verwechselten diese Gelehrten die weltliche Gewalt mit Christi Reich und wollten durch obrigkeitlichen Zwang den Glauben geben, der von je nur eine Gottesgabe gewesen sei. So veruneinigten und verwirrten sie die Leute, daß der gemeine Mann nicht wisse, wo aus und ein, und allen Gelehrten feind werde, päpstischen, lutherischen und wer sie seien mögen. Solche Gelehrte würden wie die Reichen schwerlich in den Himmel kommen. Menschen könnten irren und andere verführen, nur Gott allein könne uns den wahren Glauben und den rechten Weg zum ewigen Leben weisen. Mit dem in Kirchenliedern bisweilen üblichen Ausgang: „Gott helf uns allen", schließt dieses Gedicht.

Ein dem Namen nach unbekannter „alter Reimist", der noch mit Franck persönlich bekannt war, versah etwas später diese Dichtung mit einer kurzen Einführung, in der er berichtet, daß dieses „wunderbarlich schön Gedicht" nach der allgemeinen Anschauung von einem „Narren" zugerichtet worden sei, der wie ein „unverständig Kind" rede. Der Reimist aber habe nie „geschickteren Narren" gesehen.

Wegen dieser ungünstigen Meinung und wegen der wiederholten Druckverbote wurde vielleicht dieser zweiten Ausgabe die Drucklegung nicht gestattet oder ein anzunehmender Druck bald beschlagnahmt. Wenigstens ist von beiden Ausgaben kein Stück erhalten. Auch ist es sozusagen sicher, daß die andere inhaltlich weit gefährlichere Dichtung „Vom Glaubenszwang" damals überhaupt nicht gedruckt wurde. Denn der Rat untersagte 1531 den Vertrieb eines Büchleins von Bünderlin, weil es die Sakramente und Zeremonien ablehne, was ja auch im Glaubenszwang der Fall ist. Nach den gegen die Schwärmer gerichteten Beschlüssen der kirchlichen Synode (1533), welche vom Rat am 3. April 1534 bestätigt wurden, erschien die Drucklegung ähnlicher Schriften noch gewagter.

Die Dichtung „Vom Glaubenszwang" hat folgenden Inhalt: Wie Gott allgütig sei, auch Ungläubigen gegenüber, so sollte auch jeder Christ duldsam sein und keinen Menschen um des Glaubens willen verfolgen. Heute aber wolle jedes Land völlige Glaubenseinigkeit haben; alle müßten Christen sein, wenn auch nur äußerlich und dem Namen nach. Wer die Sakramente gebrauche, halte sich für einen Christen, möge er auch ein arger Sünder sein. Die Welt nenne sich christlich, obwohl Christus selbst sagt, sein Reich sei nicht von dieser Welt. Auch Heiden und Juden könnten Diener Gottes sein. Wer unrecht tue, gehöre unter das Schwert, nicht wer falsch glaube oder lehre. Nun habe aber Satan aus der heiligen Schrift die falsche Lehre gezogen, daß die weltliche Obrigkeit für Glaubenseinheit eintreten müsse. Daraus sei die falsche Anschauung von der Mehrung des Glaubens durch das Schwert entstanden, die zwangsweisen Bekehrungen, wie sie schon Karl der Große durchgeführt hat und wie sie jetzt die Türken betreiben, die uns so

gefährlich wurden. Aus dieser falschen Lehre stamme auch die weltliche Herrschaft der Päpste, die durch ihren Bannstrahl die Fürsten widereinander gehetzt und insbesondere das Deutsche Reich geschädigt hätten. Auf Begehren des Papstes mußte auch Kaiser Siegmund dem Huß das Geleit brechen, woraus die Greuel der Hussitenkriege entsprungen seien. Noch heute sei es allgemeiner Brauch, den Glauben mit kriegerischer Wehr zu beschirmen und um des Glaubens willen Händel und Krieg anzuzetteln. Die äußerliche Kirchenpracht und Herrschsucht der Päpste aber stamme daher, daß jüdisches Hohepriestertum mit dem Christentum, weltliches mit geistlichem Amt vermengt wurde. So beraubten heute die geistlichen Gewalten ihre christlichen Untertanen um die Freiheit, welche ihnen der Erlöser mit seinem teueren Blut erkauft hat, sie erzwängen überall die gleichen äußeren Formen des Gottesdienstes, bekümmerten sich aber nicht um die Erhaltung des Friedens und der wahren Frömmigkeit. Zum Schluß ertönt eine Mahnung an diejenigen Fürsten und Herren, die Gott erweckt hat, Deutschland vom päpstlichen Joch zu befreien, sie mögen die Wahrheit und das Evangelium predigen lassen und sich hüten, nicht den gleichen Gewalten zu erliegen, wie die Kaiser des Mittelalters.

Diese Dichtung dürfte also bis zu Fischarts Ausgabe Handschrift geblieben sein; vielleicht in Verwahrung Balthasar Becks, welcher die Geschichtbibel und als Wiedertäufer auch Schriften seiner Religionsgenossen, so Melchior Hofmanns und Bünderlins, gedruckt hatte und dafür mit Gefängnishaft bestraft wurde. Im Jahre 1541 kam Franck wiederum nach Straßburg, um sich mit Margaretha Beck, höchstwahrscheinlich der Tochter Balthasars, zu vermählen. Einer der Trauzeugen bei dieser Vermählung war Fischarts Vater. Auf diesem Wege konnte der alte Druck der „Gelehrten Verkehrten" und die Handschrift vom „Glaubenszwang" in dessen Hände gelangt und von seinen Erben aufgehoben worden sein.

Erst im Jahre 1584 besorgte Fischart, wahrscheinlich auf Wunsch des Verlegers Jobin, eine Ausgabe beider Dichtungen Francks mit einem umfänglichen Titel:

Bewärung vnd Erklärung des Vralten gemeynen Sprüchworts: Die Gelehrten die Verkehrten: Etwan vor vielen

Jaren ... von eim guthertzigen Wargelehrten etlicher massen außgelegt. Nun aber bei heutigem ... einreissen der Verkehrung der Letz und Falschgelehrten durch ein Warheitlieber Gerngelehrten, auff ein Newes durchgangen vnd angelegt. Darbey ... auch diese daran hangende Fragen begriffen. Ob man jemands zum Glauben zwingen soll ... Item, was zwischen Welt vnd Christenheyt, vnd deren beider Oberkeit, sei für ein vnterscheydt. 1584.

In dieser Ausgabe erscheinen die beiden Dichtungen Francks in seltsamer Weise durcheinandergeworfen. Der erste Teil der Dichtung vom „Glaubenszwang" (V. 1383—1661) ist dem zweiten Teil (V. 853—1370) nachgestellt. Zwischen beiden klafft eine Lücke. Die „Gelehrten Verkehrten" sind hier in fünf Abschnitte geteilt (V. 191—201; 672—709; 760—784; 792—852; 1662—1926). Zwischen dem zweiten und dritten Abschnitt stehen beide Teile des Glaubenszwanges in umgekehrter Folge. Außerdem steht deren Abschluß (V. 1927—1972 und 1985—1996) nach dem letzten Stück der „Gelehrten Verkehrten". Wahrscheinlich geriet der Satz schon in der Druckerei in Unordnung, wo der alte Druck der „Gelehrten Verkehrten" und die Handschrift vom „Glaubenszwange" neu gesetzt wurden und wobei ein Teil dieser Dichtung verloren ging. Fischart, der kurz vorher Amtmann in Forbach geworden war und sich in diese neue Stellung erst hineinarbeiten mußte, fand nicht die Zeit und die Aufmerksamkeit zur Scheidung und richtigen Anordnung der durcheinandergeworfenen Stücke. Dieses Versäumnis wird auch dadurch begreiflicher, als die beiden Dichtungen in der Auffassung, im Inhalt und auch in einzelnen Aussprüchen einander verwandt sind und die zweite Dichtung überdies unübersichtlich aufgebaut ist, auch viele Gedankensprünge und Widersprüche aufweist.

Fischarts Anteil an dieser Ausgabe ist ziemlich groß. Er hat die Lücke zwischen beiden Teilen des „Glaubenszwanges" (V. 1371—1382) ausgefüllt. Von ihm rührt ferner der umfängliche Titel her, der sich auf beide Dichtungen bezieht; ferner der sechszeilige Vorspruch auf dem Rücken des Titelblattes, dann die mit seinem Anagramm Immundi Fimus Gratia Mundi versehene „Auffruckung" (V. 1—142) und das Schlußstück „Verwahrung des Authoris" (V. 1997—2014), die sich alle nur auf

die Gelehrten Verkehrten beziehen. In der „Auffruckung" bereitet Fischart die nachfolgende Dichtung vor, welche die Verkehrtheit der Welt erklären will und ergeht sich seiner Art gemäß in allerlei Wortspielen und Zusammensetzungen mit „gelehrt verkehrt" und „ungelehrt". Doch die Welt möge sich nicht über die gelehrten Verkehrten beklagen, sie sei selber daran schuld, weil sie sich immer narren ließe. In die „Gelehrten Verkehrten", deren Inhalt seiner Anschauung näher stand und ihm mehr Anregung bot zu Einschüben aller Art, hat er mehrere Abschnitte (V. 202—671; 710—759 und 784—791), die zusammen ein größeres Gedicht ergeben, eingerückt. Es zeigt keinen besonderen abgerundeten Inhalt, weil er das erste längste Stück als Einführung und die übrigen als Erweiterung ihm wichtig erscheinender Stellen verwendet. In dem ersten Stück sucht er durch das ganze Alte Testament die falschen Gelehrten und die verkehrten Lehrer auf, kommt dann zu den Schriftgelehrten zu Christi Zeit und den Ketzern der ersten christlichen Jahrhunderte, die ihre philosophische Torheit in die göttliche Wahrheit gemengt hätten. Mohammed wird unter den falschen Propheten nicht vergessen. Den breitesten Raum aber widmet er der Zeit, seit „das Papsttum anging". Eine neue Einrichtung, welche nicht nur durch fürstliche Macht und äußeren Pomp, sondern auch durch „gelehrt spitzfindigkeit" groß geworden sei. „Klugdunkle Dunkelkluge" mußten den Primat des Papstes behaupten, seine Gewalt über Konzilien und Kaiser, seine Unsündbarkeit und die abgöttische Verehrung, die er genieße, wissenschaftlich begründen.

Da reget sich die Clerisei,
Da regten sich die Glehrten Sän
  Das müßig Gsind, in Klöstern stecken
  Die faulen schnurrenden Heuschrecken
Die nur von Kirchen, Kirchen kirren,
Die römisch Kirch, die könn nit irren,
  Ja eben diese gezeichnet Herd',
  Welche sich schmirt, ölt, salzt und schert.
Die haben diß Sprüchwort gemehrt,
Daß die Gelehrten sind verkehrt.

Diese stellten neue Lehren auf vom Fegefeuer, von der Bilderverehrung, der Ohrenbeichte, Zölibat, Fasten, Ablaß und von der

weltlichen Gewalt der Kirche. Wiederholt scheint er die Jesuiten zu meinen, ohne sie zu nennen, ausdrücklich aber verspottet er die Methode der Scholastik.

Mit Bedacht stellte Fischart das Schlußstück des „Glaubenszwanges" an das Ende des ganzen Werkes und schob einige Verse ein, wo er auch auf die „Gelehrten Verkehrten" anspielt. Das ganze Werk beschließt er mit seiner Verwahrung, wo er meint, daß der Verfasser dieser Dichtungen, den er nicht kennt, ein bewährter Gelehrter gewesen sei, weil er die falschen Gelehrten so gut erkannt habe. Nur diese Schälke wollte er mit seinem Gedicht strafen. Auch Fischart, der doch einigermaßen für die Verzahnung der beiden Dichtungen gesorgt hat, sendet seine Pfeile wie Sebastian Franck nur gegen die unduldsamen verbohrten und streitsüchtigen Theologen, doch im Gegensatz zu Franck nur gegen die Vertreter der katholischen Kirche. Auch Fischart, der sich ja auf dem Titel als „Wahrheitslieber Gerngelehrter" bezeichnet, hatte mit der Herausgabe dieses Werkes nicht die Absicht, den gelehrten Stand zu schmähen.

Achtes Buch.

Der Liebhaber der Künste und der Polyhistor.

1. Fischart und die Musik.

Nach Luthers Vorgang wurde es bei den Protestanten üblich, Lobgedichte auf die Musik zu verfassen im besondern Hinblick auf geistliche Gesänge. In einer gereimten „Vorrede auf alle guten Gesangbücher" und in einer Zuschrift von 1538 sowie in Tischreden hatte Luther in verschiedenen dichterischen Wendungen Gedanken und Anspielungen vorgeführt, die sich später in ähnlicher Weise wiederholen. In der Vorrede spricht „Frau Musica" selbst: Von allen Freuden auf Erden ist keine feiner als die, welche ich mit meinem Singen und Klingen biete; böser Mut, Zorn, Haß und Neid können da nicht mehr bestehn, Herzeleid und Sorge müssen weichen, des Teufels Werk wird zerstört, das bezeugt Davids „süßes Harfenspiel", welches Saul vor bösen Mordanschlägen abhielt. Die beste Jahreszeit ist mein, wo die Vöglein singen, voraus die Nachtigall, die mit ihrem lieblichen Gesang nicht müde wird, Gott zu danken, daß er sie zur Meisterin geschaffen. In der Zuschrift an die „Liebhaber der freien Kunst Musica" setzt Luther diese Betrachtungen fort. Er wisse nicht, wo er anfangen oder aufhören solle mit dem Preis auf diese köstliche Gabe Gottes. Auch die Luft habe im Sturm ihren Klang, der Vögel Gesang pries schon David. Die Tiere und die Instrumente haben allerdings nur Klang und Sang, aber das unbegreifliche Wunder, die menschliche Stimme, könne auch mit Worten Gott lobsingen. Die Musik lenke alle Regungen des Herzens, erheitere die Traurigen, mache die Verzagten herzhaft,

die Hoffärtigen demütig, die Zornigen milde, sie sei die beste Lehrmeisterin, vertreibe den Satan und böse Gedanken. Wer durch sie nicht erregt werde und keine Liebe zu ihr habe, der müsse wahrlich ein grober Klotz sein, wer aber diese Kunst treffe, sei zu allem geschickt.

Zu Augsburg 1540 kam die Schrift von Georg Frölich heraus „Vom preis, lob und nutzbarkeit der lieblichen Kunst Musica", wo auf antike Mythen hingewiesen wird, auf Platos Lehre von der Harmonie, auf Arion, Orpheus und Amphion, die sich durch Musik Tiere, Bäume und Steine willfährig machten. In der Welt gebe es kein gleiches Zusammenstimmen, doch durch die edle Gottesgabe der Musik werde Einigkeit und Friede wieder hergestellt. In dem Vorwort zu Ochsenkhuns „Tabulaturbuch auf die Lauten" (Heidelberg 1558) werden die antiken und alttestamentlichen Sänger aufgezählt und deren Instrumente beschrieben, auch die Laute, die vom „lauten getön und klang" abgeleitet wird. Auch Hans Sachs verfaßte 1563 ein kurzes „Lob der Musica" mit dem Gedankengang, daß Gott den begnaden möge, der die Sangeskunst aufgebracht, so daß jede Zunge jetzt Gott ehren könne, wie David mit dem Psalter. Diese edle Kunst verleihe rechte Freude, ein züchtiges Leben und ein andächtig Gemüt. In einem spätern Gedicht „Hie nach werden gezeiget an die Ständ" beschreibt Hans Sachs Zeichnungen von Jost Amman, darunter auch „die singenden, die pfeiffenden, die geigenden Harpfen-" und „Lautenspieler", das „Posatif" und die „Heertrummel".

Diese Dichtungen und Vorreden waren Fischart sicher bekannt, doch konnten sie ihm nur eine allgemeine Anregung bieten.

Fischart war von Jugend auf ein Freund der Musik; gewiß auch selbst musikalisch, sonst hätte er für diese holde Kunst nicht so warme Worte der Begeisterung gefunden. Wahrscheinlich spielte er auch selbst Laute, wie viele Jünglinge und besonders Studenten zu seiner Zeit, weil er gerade dieses Instrument am häufigsten preist und wiederholt über alle anderen erhebt. Die in ihm schlummernden Keime zum musikalischen Empfinden dürfte sein Lehrer Kaspar Scheit, der ja nebenbei Meistersänger war, geweckt und gefördert haben. In vielen seiner Schriften von den

jüngsten bis zu den letzten finden sich Vergleiche aus der Musik und musikfreundliche Aussprüche. Eines seiner ersten Bildnis-Gedichte (1571) ist an den Organisten des Straßburger Münsters, Bernhard Schmidt, gerichtet, wo nur von der Musik die Rede ist, die jederzeit von „fürnehmen und hohen Leuten" gepflanzt und geliebt wurde. Achilles, Alexander der Große, Philosophen, Propheten und Psalmisten werden hier erwähnt. Zum Schluß wünscht Fischart, daß diese Gottesgabe gefördert werde, um nach diesem Leben die himmlische Musik zu erlangen.

In den Beginn seiner schriftstellerischen Tätigkeit fällt eine für die Laute bestimmte Ausgabe. Dieses Instrument war vom 15.—17. Jahrhundert das beliebteste. Sie diente zur häuslichen Unterhaltung, zum Tanze, zu Ständchen. Auch im Orchester war sie von Bedeutung. Sie wurde in verschiedenen Formen und Größen gebaut, doch immer mit einem gewölbten Körper und einem langen Hals, dessen oberes Ende mit den Wirbeln stark zurückgebogen war; ursprünglich mit vier bis fünf Darmsaiten versehen, deren Zahl immer noch vermehrt wurde. Zu Fischarts Zeit hatte sie acht und mehr Saiten. Aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ist eine überaus reiche Lautenliteratur vorhanden. Auch Jobin wollte da nicht zurückstehen und veröffentlichte 1572 „Das Erste Buch Newerleßner, Fleissiger ettlicher viel Schöner Lautenstück, von lieblichen Teutschen, Frantzösischen vnd Italiänischen Liedern ... in die Teutsche Tabulatur ... auf das verständlichste zusammengetragen". Aus der an Tobias Stimmer gerichteten, von Jobin unterschriebenen Vorrede ergibt sich, daß auch Stimmer das Lautenspiel zu üben pflegte und ein „Liebhaber der Musik" war. Weil die bisher veröffentlichten Lautenstücke der schwierigen fremden, besonders der italienischen Melodien wegen nicht von jedem gespielt werden konnten, entschloß sich Jobin, leichtere Stücke in deutscher Tabulatur, „wie desgleichen noch nie" gedruckt wurde, herauszugeben. Diese Vorrede und die Belehrung über das Lautenspiel sind dem Stil nach sicher von Fischart verfaßt.

Zwischen diesen Prosastücken steht (die 758 Verse) lange Dichtung Fischarts „Ein artlich Lob der Lauten". Sie gilt der

veredelnden, sittigenden und erhebenden Macht der Musik überhaupt, dem Lob der Laute im besondern. Die in lauter Freude und Wonne schwebende Laute mit ihren sanften lieblichen Klängen, mit ihren vielstimmigen Harmonien nehme den obersten Rang unter den Instrumenten ein; sie erquicke und mildere die Gemüter und erwecke gute Regungen. Um ihre Überlegenheit zu erweisen, vergleicht sie Fischart mit anderen Instrumenten, den lärmenden Hörnern und Trommeln, welche die Herzen verwildern und zum Jagen und Morden aufstacheln; mit den Pfeifen, die das Antlitz des Blasenden entstellen. Im schönen Zusammenspiel aller Instrumente habe die Laute die führende Stimme, sie eigne sich besonders zur Begleitung von Lehrgedichten, Psalmen, geistlichen und ehrbaren Liedern und erhöhe durch ihre Mitwirkung den Wohlklang und die Ausdrucksfähigkeit der menschlichen Stimme. Fischart beschreibt ihren Bau und bringt sie zu ihrem Ruhm mit „Laut" und „Lied", mit dem lateinischen laus und dem italienischen lieve zusammen, in falschen Etymologien, denn Laute kommt ja vom arabischen al ud. Er bringt eine Reihe von Beispielen und Schwänken aus der alten Mythologie bei, mit Benützung der pseudohomerischen Hymnen, des Athenaios und Plinius, um zu zeigen, wie sie von Göttern und Helden geehrt worden sei, wobei es sich freilich nicht um die Laute handelt, sondern um die Lyra und um die Kithara, die aber Fischart mit der Laute zusammenwirft. Mit Ausfällen gegen die geldgierigen „Midasköpfe", gegen die ungeschlachten Bauern, die rohen Kriegsknechte und Jäger, die vollen Brüder, denen andre Klänge viel lieber seien, und mit erneuten Hymnen an die Laute, dieser „rechten Musikfreude", die mit ihrer „himmlischen Süßigkeit" „lautbar ist in Ewigkeit", schließt dieses anmutige Lobgedicht.

Die Vorrede zum zweiten Buch „Newerleßner Kunstlicher Lautenstück ... in die Teutsche gebräuchliche Tabulatur gerichtet" (1573) enthält viele Gedanken und Wendungen aus dem Lob der Laute. Überdies wird hier eine lange Geschichte von der Musikverachtung des Königs Ludwig XI. von Frankreich erzählt, und zum Schlusse gegen ähnliche musikalisch „stumme und dumme" Querköpfe das Sprüchlein angewendet: „wer die Musik anfeind,

ist keiner kunst freund, und also für ein Esel zu schätzen, den man mit prügeln muß ergetzen".

In der gleichen Zeit verfaßte Fischart zu einem Fries von zehn Blättern, „Die musizierenden Frauen" je einen Spruch von sechs Reimpaaren, die er zu einem ganzen Gedicht zusammenfaßt durch einen deutlichen Eingang und Abschluß und durch Übergänge zwischen einzelnen Sprüchen. Neun Bilder zeigen je eine Frau in prächtiger Kleidung nach der Mode der Zeit, jede ein anderes Instrument spielend: Laute, Geige, Quinterne (eine Gitarre mit fünf Saiten), Orgel, Zwerchpfeife (Flöte), Hackbrett (ein Saiteninstrument, das mit zwei Hämmerchen geschlagen wird), Zinkenhörner (ein gekrümmtes Holzblasinstrument mit Löchern), Trompete, Sackpfeife (auch Ruspfeife und Schalmei in den Reimen genannt, die einfache Rohrpfeife der Hirten). Das zehnte Bild zeigt ein altes Weib in einfacher Tracht mit einem Geldbeutel am Gürtel, also eine Wirtsfrau; vor sich auf dem Tisch einen Hafen, in der Rechten den kreisrunden Holzdeckel vom Hafen hebend, in der Linken einen Kochlöffel haltend. In diesen Sprüchen finden sich mehrere Ausdrücke, Wendungen und Reime, so wie im Lob der Laute und auch in der Vorrede zum zweiten Band der Lautenstücke. Im ersten Reimspruch wird wie im Lob der Laute, deren Erfindung Merkur zugeschrieben. Auch hier wird sie als „aller Instrument ein Kron gepriesen", welche himmlische Lieblichkeit enthält und dem Himmel gleich gewölbt ist. In ähnlicher Weise werden in den übrigen Sprüchen dem vermutlichen Erfinder oder dem Alter und der Entstehung der Instrumente nachgespürt und jedes nach seiner Art beschrieben und gepriesen. Weil der Krieg sehr hart sei, so habe man auch sehr harte Instrumente dafür erfunden. Nach Josephus Flavius habe Moses, nach Plinius König Priscus die Messingtrompete für das Heer aufgebracht. Im Schlußgedicht kommen im Gegensatz zu den früheren Sprüchen, wo die Musik als Freudebringerin gefeiert wird, die Verächter der Musik, die Narren zu Worte, welche den Glückshafen, Geheul und Geschrei mehr lieben als das Saitenspiel.

Die meisten von den Frauen gespielten Instrumente werden auch in dem Lob der Laute erwähnt sowie in der Geschicht-

klitterung bei der Schilderung des Musikunterrichtes des jungen Königssohnes Gargantua und zwar hier wieder die Laute zuerst, dann Harfe, Zwerchpfeife, Sackpfeiflein, Zinken, Trompete, Flöte auf neun Löchern, Zither, Geige und Hackbrett. Hier wird auch die Musik eine „klingende Freude" genannt, die den Menschen gesund macht.

Die Vorrede zu Bernhard Schmidts zwei Büchern „Einer Neuen Kunstlichen Tabulatur auf Orgel und Instrument", Straßburg bei Jobin 1577, ist zum Teil oder ganz von Fischart verfaßt. Unter Hinweis auf eine größere Reihe hervorragender Persönlichkeiten des Altertums wird ausgeführt, welch wichtige Stellung die weltliche wie die religiöse Musik im Leben der alten Völker, namentlich der Griechen, Römer und Hebräer einnahm. Daran reiht sich eine Widerlegung der von den Gegnern der Kirchenmusik zur Verteidigung ihres Standpunktes vorgebrachten Gründe.

In zwei kürzeren, in das Podagrammische Trostbüchlein und in das Ehezuchtbüchlein eingelegten Gedichten spricht Fischart ähnliche Gedanken aus, daß die Süßigkeit des Klanges und des Gesanges das menschliche Leben erquicke, daß die Musik besonders Trauer, Bitterkeit und Kummer lindere, hingegen in der Lust und im Wohlleben zu Übermut, Üppigkeit und Torheit verlocke. Wenn man die Freude zu hoch ziehe, sprängen die Saiten. Im zweiten und dritten gegen Katharina von Medici gerichteten Sonetten verwertet Fischart Musikinstrumente zu Bildern. Im Prolog zum Gesangbüchlein wird die segensreiche Wirkung des Gesanges von geistlichen Liedern und Psalmen eindringlich vorgeführt. Und noch im „Eingang" zum Stauffenberg wird dieser Ritter gerühmt, weil er sich den Künsten zuneige und allerlei Saitenspiel pflege, um sich und seine Freunde zu ergötzen und den Unmut zu besänftigen. Wobei auf zwei Helden der Volksepen verwiesen wird, abermals auf Achilles, den Zitherspieler, und Volker, den Fiedler, die beide wie im Saitenspiel ebenso tüchtig im Kampfe gewesen seien. Und in der gleichen Dichtung wird bei der Schilderung eines Festmahles die herrliche und künstliche Laute als „die rechte Prinzipal für ander Instrument" über Harfe, Pfeife und Geige erhoben.

2. Fischart und die bildende Kunst.

Wie für die Musik, so hatte Fischart auch für die bildende Kunst und das Kunstgewerbe eine aufrichtige Neigung und ein großes Verständnis; auch eine ungewöhnliche Kenntnis von deutschen und fremden Kunstwerken. Sein Kunstverständnis wurde dadurch noch vertieft und verstärkt, daß er sich in jungen Jahren eine Zeitlang in Italien befand und bald danach mit einem der bedeutendsten und fleißigsten Künstler seiner Zeit, mit Tobias Stimmer von 1570 ab auf lange Zeit zu gemeinsamer Arbeit zusammenfand.

Stimmers Vater stammte aus Salzburg, ließ sich 1535 in Schaffhausen nieder und heiratete in zweiter Ehe eine Schweizerin. Neben seinem Lehramte befaßte er sich auch mit der Anfertigung von kunstvollen Büchereinbänden; so ist es wohl kein Zufall, daß vier seiner sechs Söhne Künstler wurden. Der älteste und begabteste, Tobias, geb. 17. April 1539, hatte früh künstlerische Erziehung genossen, wahrscheinlich in Zürich, dann in Venedig und kehrte 1565 in die Heimat zurück, wo er namentlich Außenwände von Häusern mit Fresken bemalte. Spätestens im Sommer 1570 kam er als „Maler und Formstecher" nach Straßburg, begründete hier seinen Ruf durch seine Malereien an dem astronomischen Uhrwerk, wurde bald beliebt und mit Aufträgen überhäuft. Wenn er auch anderwärts arbeitete, so in Frankfurt a. M. und gegen 1580 nach Baden berufen wurde, um dort das „neue Schloß" mit der Ahnengalerie der Markgrafen und mit Fresken zu zieren, kam er doch immer wieder nach Straßburg zurück, welches damals im Verein mit Basel die Führung der deutschen Typographie innehatte.

Mit seinem Landsmann Jost Amman gehört er zu den oberdeutschen Künstlern, welche das Erbe Holbeins übernahmen, die Umprägung der Spätrenaissance in deutsche Form vollendet und dabei die Wendung zur Barock mit eingeleitet haben. Beide haben sich erst im Reich „völlig auf die Höhe ihrer erstaunlichen Schaffenskraft gebracht, auf der beide namentlich die Kunst des Holzschnittes bis zum Ende des Jahrhunderts in seiner Schönheit und Volkstümlichkeit bewahrt haben"; sowohl in Bildern wie in der

Büchernamentik, ehe der Kupferstich und die Ätzung an dessen Stelle treten sollten. In der Technik sind beide einander verwandt. Amman hatte den Vorzug der natürlichen frischen Darstellung vor Stimmer voraus, erschöpfte aber seine Kraft wesentlich in der Buchillustration. Stimmer war hingegen weitaus vielseitiger, denn von ihm sind, abgesehen von mehreren, zum größten Teil zugrunde gegangenen Fresken, zahlreiche Zeichnungen und viele Ölgemälde sowie Entwürfe zu Glasbildern, Scheiben und Goldschmiedearbeiten erhalten.

Als Buchillustrator war Stimmer tätig für Feyerabend in Frankfurt a. M., für Gwarin und Perna in Basel, für Riehel in Straßburg, vor allem aber für Jobin, mit dem ihn bereits 1572 eine enge Freundschaft verband. Schon 1570 erschienen bei Jobin mehrere Einblattdrucke mit Stimmerschen Bildnissen und lateinischen Gedichten. Von 1571 ab erschienen fast ununterbrochen bis zu seinem Tod (1584) über 30 Bildergedichte von Fischart mit seinen Zeichnungen. Auch für andere Dichtungen Fischarts, Eulenspiegel Reimensweis, Geschichtklitterung, Ismenius, Bienenkorb, Bücher vom Feldbau und mehrere Werke anderer Verfasser in Jobins Verlag; im ganzen für 30 Veröffentlichungen rühren die Entwürfe zu Illustrationen oder doch zu Umrahmungen der Titelblätter, zu Signeten und sonstigem Buchschmuck von Stimmer her, die von Jobin in Holz geschnitten wurden. Einige von Stimmers Zeichnungen wurden gleichzeitig für den Ismenius, die Geschichtklitterung, die erweiterte Praktik und das Ehezuchtbüchlein verwendet und von Jobin auch in die Verdeutschung von Guevaras „Sendbrief an ein Brautpaar" und noch nach Stimmers und Fischarts Tod in das große Bilderwerk Nicolaus Reusners, Emblemata et Agalmata (1591) aufgenommen.

Bei einzelnen Bildern, deren Anlage und Durchführung humanistische Bildung und theologisches Wissen verlangten, was bei Stimmer nicht der Fall war, besprach Fischart wahrscheinlich mit ihm die Einzelheiten. Der Anteil beider daran ist natürlich nicht zu scheiden. Der kunstsinnige Fischart dürfte auf die Komposition der Bilder Einfluß gehabt haben, während die Ausgestaltungen durch den Künstler wieder die Dichtung bestimmten. Gleich für den ältesten Holzschnitt, den Barfüßerstreit, wo das

Innere der obern Kirche von Assisi der Wirklichkeit entsprechend wiedergegeben ist, wird Fischart an Ort und Stelle eine Skizze entworfen haben, die Stimmer dann künstlerisch ausführte. Es ist auch möglich, daß Fischart etwas von der Kunst des Malens und Zeichnens verstand, da er einmal in der Geschichtklitterung scherzend ausrief: „alsbald will ich mit meiner gemälartlichen Hand fertig sein, euch dieselbe fürzureißen". Anderseits dichtete Stimmer auch gelegentlich; 1572 ein Spottgedicht auf einen Verleumder in ziemlich nachlässigen Versen und 1580 eine „Comödia von zweien jungen Eheleuten", wo ein verfänglicher Stoff flott und keck behandelt wird. Stimmers Federzeichnungen dazu ähneln denen in Eulenspiegel Reimensweis, wo er auch ausnahmsweise aus dem Leben seiner Umgebung schöpft und die Personen, lebendig in Bewegung und Haltung, mit kerniger Sicherheit auf die Füße stellt. Dieser glückliche Realismus ist bei ihm selten, weil ihm eben der starke Einfluß der italienischen Kunst die Unbefangenheit genommen hat. Beide haben eine gewisse Verwandtschaft miteinander. Stimmer zeichnete noch vor seiner Ankunft in Straßburg lehrhafte und biblische Bilder. Die überladenen krausen Verzierungen in den biblischen Figuren, in Umrahmungen von Bildnissen und Titeln Stimmers sind stilistisch verwandt mit der barocken und grotesken Ausdrucksweise in Fischarts Prosa, besonders in der Geschichtklitterung. Bei beiden „führte die rasche und ungewöhnliche Fruchtbarkeit zur Manier, zu flüchtiger Wiedergabe der Ideen ohne durchgebildete Reinheit der Auffassung und Zeichnung".

Wenn Fischart in seiner Vorrede zu den biblischen Figuren von dem „kunstberühmten und wohlgeachten" Stimmer aussagt, „daß ein bewährter Meister, nichts als bewährts könn leisten", so ist das keine Ubertreibung. Freilich stellen er und Jobin ihren Freund an die Seite von Holbein, eine Überschätzung, welche den persönlichen Beziehungen entspringt. „Doch im wirklichen Verständnis und geschmackvoller Beherrschung der Form ist er den damaligen Künstlern überlegen, da er in dieser Zeit des beginnenden Eklektizismus allein noch die Natur anschaut. Er ist weniger schematisch und schulmäßig in der Zeichentechnik, geistreicher, und versteht auch augenblickliche Einfälle frisch darzustellen.

Die ungeschminkte Wahrheit der Auffassung, das treffsichere Kompositionsvermögen, und ein genügender Reichtum an Phantasie erinnern (in der Tat) an die Kunst des jüngern Holbein."

Aus seinem Gedicht auf die Kunst und aus drei umfänglichen Vorreden Fischarts geht deutlich seine Auffassung von der bildenden Kunst hervor sowie seine durch eigne Besichtigung von Gemäldesammlungen in verschiedenen Ländern und durch Studium von Fachschriften gewonnene Kenntnis der Kunst und ihrer Geschichte in Deutschland, Italien, England, Holland und Frankreich. Er vermag die Kunst rein ästhetisch zu genießen, doch wie bei der Dichtung und Musik verlangt er theoretisch, daß sie belehren, bessern und vor allem religiös erbauen soll, ein Grundsatz, dem ja die ältere Ästhetik bis zum Beginn der deutschen klassischen Periode huldigte.

In seinen der Vorrede zu den biblischen Historien (1576) eingefügten „artlichen Versen" auf die Kunst, die er einer frühern „etwan zu anderm Fürnehmen" abgefaßten, im übrigen unbekannten Dichtung entnahm, gibt er zu Beginn knapp seine Ansicht kund, welche dann noch an vielen Beispielen und kunstgeschichtlichen Erörterungen breit dargelegt wird:

Wie wohl es viel ist, daß die Kunst
Ihr selber schaffet lieb und gunst
Und anderen ergezlicheit,
Noch ist viel meh die nuzbarkeit.

Dann werden nach Plinius, Vasari und Carolus Stephanus (mit einigen Versehen) die bekannten Geschichten erzählt, wie ein griechischer und ein italienischer Maler Beeren so natürlich gemalt hätten, daß die Vögel dazu flogen und hineinpickten, von dem lebensvoll dargestellten Pferde des Apelles und von dem Abscheu erregend gemalten alten Weibe des Zeuxis. Ergötzt würden durch Bilder auch Tiere und Kinder, doch ein Weiser, der sich an der Lieblichkeit der Kunst erfreut, verlange überdies höhere Aufgaben von ihr. Gemälde sollen die Seele „berichten", daß sie Gutes wähle und Lastern ablasse. Sie sollen nicht nur durch „Zartlichkeit" die Augen, auch durch Kraft und „Artlichkeit" das Herz erquicken. Ein richtiger Maler nehme die Stoffe aus der Heils- und Weltgeschichte. Gemälde sollen „Lehrbilder, gmalt

Poesie und Philosophie" sein, deren Betrachtung das Verständnis schärfe. Darum seien echte Maler immer Poeten gewesen. Pamphilus habe keinen zum Schüler genommen, der nicht in der Geometrie und Mathematik bewandert war und Dichter gelesen habe, so „die Erfindung mehren täten". Im alten Griechenland wurden eigene Malschulen errichtet, so hoch könne man durch Gemälde gelangen. Aus der Malkunst entstand die erste, die ägyptische Schrift,

> All Weisheit und Theologie,
> Die Hieroglyphisch nannten sie.
> Drum, wo die Kunst erhalten wird,
> Daselbs all freundlicheit man spürt,
> Sind alle Künst in ihrer blüh.
> Wo aber ist abgschaffen sie,
> Da ist gewis all Barbarei,
> Wie solchs bescheint in der Türkei.

Mit diesen Versen schließt das Gedicht, das in mehrfacher Hinsicht ein Seitenstück zum „Lob der Laute" ist.

In der Vorrede selbst verwendet der Dichter schwungvolle Vergleiche, um seiner Begeisterung für die deutsche Kunst Ausdruck zu geben. Nachdem die Barbaren das römische Reich zerschlagen und die alte Kunst vernichtet hätten, sei „ihr glanz und schein nicht eher herfürgeblickt, bis um das 1450. Jahr ... wie die morgenröt durch die Wolken herfürgebrochen, und den nachkommenden Künsten, als der Sonnen, den weg zu heutigen lichten tag aller lehr und geschicklicheit hat gewiesen". Die Gefahr ihrer Vernichtung aber bestehe noch heute, wo das türkische „Unregiment alle Gemälskunst" anfeinde und damit zugleich alle andern sittlichen „weisheitlehrsamen" Künste ausgerottet habe. So bewahre sich der Spruch, daß wo „diese leutselige Kunst verschwindet, Daselbs all Leidseligkeit sich findet".

Dann werden mehrere Beispiele erzählt von kunstfreundlichen Herrschern des Altertums, auch von Kaiser Maximilian I. und nach eigener Anschauung von den Kunstsammlungen, welche Franz I., Heinrich VIII., die Herzoge von Florenz und andere italienische Fürsten in ihren Residenzen angelegt haben. Der Kurfürst Johann Friedrich wird als Gönner von Lucas Kranach und der Kaiser Maximilian II. mit dem ganzen Haus von

Österreich als kunstfreundlich gerühmt. Auch Städte, Obrigkeiten, Adelige und Gelehrte seien Liebhaber schöner und gehaltvoller Gemälde gewesen, „daran ihre augen zu erlustigen, ihre herzen zu erquicken oder, so sie zum besten Zweck gelangt, dadurch dem Gemüt zu weltgescheiter weisheit anleitung zu schaffen". Um wie viel mehr sollte heute die Kunst, da sie eine solche erfreuliche Höhe erreicht habe, beachtet und gefördert werden. Nicht sollen des Götzendienstes wegen alle Bilder vertrieben werden, da es schon Abgötterei gegeben, ehe das Malen aufgekommen sei. Augustinus scheine allerdings der Ansicht gewesen zu sein, daß Bilder nicht in die Kirche gehörten. Doch anderwärts könnten sie ihre Würde und ihren Nutzen erweisen, so in dem eingeleiteten „Biblischen Handbuch", welches gewiß die Gemüter bewegen und heilige Gedanken erwecken werde. Zum Schluß folgen noch einige die Kunst Stimmers und seine biblischen Figuren rühmenden Worte.

In der Vorrede zu den Papstbildern bedauert Fischart die Eifersucht „zwischen den heutberühmtesten Völkern, den Teutschen, den Italienern und Franzosen" wegen der Kunst. Von größern Gesichtspunkten ausgehend, verteidigt er mit Wärme und doch in gerechter und nicht übertriebener Weise die deutsche Kunst gegenüber den Angriffen des florentinischen Malers und Architekten Georg Vasari, in dessen 1568 in zweiter umgearbeiteter Auflage erschienenen Schrift Vite de pittori italiani behauptet wird, daß die Anfänge und die beste Ausübung der Kunst den Italienern zukäme. Doch seien schon vorher, versichert Fischart, von andern Völkern kostbare und umfängliche Bücher mit Abbildungen von Gemälden und mit Bildnissen heimischer Künstler veröffentlicht worden. Und um der Verbreitung von Vasaris unrichtigen Angaben vorzubeugen, hätten auch holländische Maler ihre hervorragendsten Kunstwerke durch den berühmten Cock (1572) herausgeben lassen. Hieraus sei zu ersehen, daß keinem Volke diese Gabe Gottes abgeschlagen würde, so es nicht gar „cyklopisch, canibalisch und barbarisch lebe". Die Kunst könne nicht auf ein Volk allein „gefänglich eingezogen oder erblich verpflichtet" werden. Auch für das deutsche Volk könnte der Verfasser einen „ebenso großen Catalogum" der berühmtesten und herrlichsten Maler zusammenstellen wie Vasari, der die deutsche Kunst „fälschlich ver-

leugnet oder heimdückisch verschweiget und verkleinert". Was Fischart nun an drei Beispielen erweist: Vasari selbst habe an mehreren Stellen „förmlich wider seinen Willen" die Wirksamkeit deutscher Maler und Bildhauer im mittelalterlichen Italien hervorgehoben. Er behaupte ferner, daß die Erfindung, mit Ölfarben zu malen und diese mit Firnis dauerhaft zu machen, von Alesso Baldovinet und die Erfindung des Kupferstiches von Maso Finiguerra herrühre, während doch der Norddeutsche Johann von Eyck und der Oberdeutsche Martin Schön (Schongauer) die Erfinder davon seien. Albrecht Dürer habe dann den Kupferstich und auch den Holzschnitt zum Erstaunen aller Völker zur höchsten Vollendung gebracht. Nun zählt Fischart eine lange mit Holbein und Stimmer abschließende Reihe von berühmten hochdeutschen Schülern Dürers auf, „daß sie an menge und kunst gewißlich keiner Nation, wie kunstkündlich sie sich auch verschrei, dies falls werden platz raumen". So könnten auch die Deutschen mit den andern Völkern „in einem Siegwagen triumpfieren" Aber die Deutschen seien mit ihrer „redlichen Aufrichtigkeit" nicht so mißgünstig, daß sie nicht auch die Kunst und Geschicklichkeit anderer Nationen gelten ließen. Da aber die Fremden unser Vaterland fortwährend verunglimpfen, so mußte hier diesem verbreiteten Vorurteil ein Ziel gesetzt werden und nachgewiesen werden, daß die Deutschen nicht so „grob und ungeschlacht" seien, wie ehedem die römischen Geschichtschreiber, welche unser Land nie gesehen, uns zu schildern pflegten.

Diese Vorrede wurde von Fischart verfaßt nach Angaben Jobins, der sie auch unterschrieb und zum Schluß dem Bischof Melchior von Basel für dessen Gunst dankt, die er seinen Vorfahren, Verwandten und Freunden und ihm selbst, der in dessen Bistum geboren und aufgewachsen war, erwiesen hat. Darum entschloß sich auch Jobin, die Papstbilder seinem ehemaligen Landesherrn zu widmen.

Dieser Ausgabe liegt zugrunde die von dem Augustinermönch und langjährigen Bibliothekar der Vaticana Onuphrius Panvinius verfaßte Schrift XXVIII. Pontificum maximorum elogia et imagines ... delineatae (Rom 1568). Die neue Ausgabe davon besorgte Jobin anfangs 1573: Accuratae effigies

pontificum maximorum ... ab O. Panvinio ... Germaniceque interpretata. Eygenwissenliche vnd wohlgedenckwürdige Contrafeytungen oder Antlitzgestaltungen der Römischen Bäpst, an der Zahl 28 von dem 1378. Jar, bis auff den heut Stulfähigen, künstlich angebildet. Auch mit Summarischen ihres Lebens Rhumschrifften, erstlich inn Latein, nachmals durch verdolmetschung J. Fischaert G. M. Teutsch.

In dieser deutschen Ausgabe findet sich statt der lateinischen die erwähnte deutsche Vorrede samt einem lateinischen Lobgedicht in Distichen an den Bischof von Basel. Hier sind die 28 Papstbilder der Vorlage von Urban VI. bis Gregor XIII. in chronologischer Folge angereiht. Die Kupferstiche des Originals werden hier in verkleinerten Holzschnitten nach Zeichnungen von Stimmer wiedergegeben, mit neuen Umrahmungen in vier verschiedenen Mustern. Jedes Bildnis hat eine Überschrift und eine Unterschrift (mit der Zeit der Regierung) in lateinischer und deutscher Sprache.

Diese Beschreibungen und die lateinischen Gedichte wurden von Fischart übersetzt. Auch die vielen rühmlichen Aussprüche über die Päpste und die Angriffe gegen die Protestanten übernahm er ohne Zwischenbemerkungen, weil eben die Darstellung ungeändert bleiben sollte. Von den lateinischen Gedichten zeigt das erste gereimte Hexameter, das zweite bis vierte gewöhnliche Hexameter, das fünfte bis siebente Distichen. Außer dem vierten Gedicht, das ausdrücklich als Epigramma (Rhumschrifft) bezeichnet wird, sind alle anderen Gedichte in Form von Grabschriften abgefaßt und am Schluß der Lebensbeschreibungen angebracht. Fischarts Verdeutschungen halten sich genau an die lateinischen Gedichte, doch zeigen sie, namentlich die vier kürzeren, bemerkenswerte stilistische Abweichungen.

Fischart war auch ein guter Kenner und Schätzer des Kunstgewerbes; das erweist besonders seine gehaltreiche Betrachtung über Embleme. Unter diesem Ausdruck — τὸ ἔμβλημα, eingelegte Arbeit — verstanden die Griechen Verzierungen auf gewerblichen Erzeugnissen, besonders auf Töpferwaren, die zunächst in Metall aufgelegt wurden und bald eine bestimmte sinnbildliche Bedeutung erlangten, so daß eine Waffe den Krieg und ein Pflug

den Ackerbau vorstellte. Bei den Römern versah man Embleme mit Wahlsprüchen, Divisen genannt. Den Anstoß zu einem lange beliebten Literaturzweig, der Emblemendichtung, welche sich von der Mitte des 16. Jahrhunderts ab von Italien aus rasch über Deutschland, Frankreich und Holland verbreitete und im 17. Jahrhundert zur Mode wurde, gab der hervorragende italienische Rechtslehrer Andrea Alciati mit seinen zu Mailand 1521 fertiggestellten, doch erst durch Peutingers Veranlassung 1531 in Augsburg veröffentlichten Sammlung Emblematum liber. Es sind mit Bildern versehene moralisierende lateinische Gedichte aus der Geschichte und der Tier- und Pflanzenwelt, meist Bearbeitungen griechischer, lateinischer und neulateinischer Epigramme. Durch diese Sammlung wurde die alte Bedeutung des Wortes Emblema umgeändert zu der Bedeutung sinnbildlicher Gedichte. Alciatis Embleme sollten auch passende Vorlagen für Kunsthandwerker abgeben. Dieser Zweck und die Neigung der Zeit zu allegorischen und sinnbildlichen Darstellungen erklären die beispiellose Verbreitung dieses Buches und dessen langandauernde Nachwirkung. Die nächste Neuausgabe davon, mit andern Bildern, erschien in Paris 1534, die rasch fünfzehn, immer mit Erweiterungen versehene Auflagen erzielte, abgesehen von zahlreichen Nachdrucken in Italien, Frankreich und Holland. Diese Embleme gab der Ingolstädter Rechtslehrer Wolfgang Hunger mit einer eigenen Verdeutschung, zumeist in (gut gebauten) Strophen, zu Paris 1542 heraus. In Frankfurt am Main erschienen von 1566—1597 drei lateinische und eine deutsche Ausgabe, die Übersetzung von Jeremias Held aus Nördlingen (1566 und 1580) in schlechten Reimpaaren, doch in volkstümlich treuherziger, frischer Darstellung.

Diese Übertragung gab in Einzelheiten das Vorbild ab für Fischarts Ehezuchtbüchlein und im allgemeinen für das Sammelwerk: Emblematum Tyrocinia: Sive Picta Poesis Latinogermanica. Das ist Eingeblümete Zierwerck oder Gemälpoesy. Inhaltend allerhand GeheymnusLehren, durch Kunstfündige Gemäl angepracht und poetisch erkläret. Jedermänniglichen beydes zu Sittlicher Besserung des Lebens, vnd Künstlicher Arbeyt vorständig vnd ergetzlich. Durch M. Mathiam

Holtzwart. Sampt eyner Vorred von Vrsprung, Gebrauch vnd Nutz der Emblematen (Straßburg, Jobin 1581). Das Buch enthält eine große Reihe von Sinnbildern und Lehrgemälden mit erklärenden lateinischen Distichen und deutschen Reimpaaren von Holtzwart. Bilder und Reime handeln von Kunst und Wissenschaft, von Erziehung und guter Sitte, von Tugenden und Lastern, von Ehe und Lebensführung. Biblische Erzählungen und antike Fabeln sind als Beispiele verwertet. Titel und Vorrede dazu (außer zwei völkischen Gedichten) rühren von Fischart her, der sich genötigt sah, zu diesem Buche des inzwischen gestorbenen Verfassers eine Einführung über Ursprung, Name und Gebrauch der Embleme zu schreiben, die er verschiedentlich verdeutscht: Einblümungen, Blumwerk, Eingeblümete Kunststücklein, Kleynotgehänck. Die alten Kulturvölker hätten die Bauten mit allerlei Bildwerken und Verzierungen (Blumen, Früchten, Tieren) versehen. Das sei heute auch noch üblich, wo die Künste nicht nur den Alten abgelernt, sondern auch mit Neuerungen versehen wurden und wo in den Städten und an der Fürsten und Herren Höfen nicht nur an Gebäuden, sondern vom „kunstsinnig Handwerk" an allen möglichen Erzeugnissen, durch Steinmetze, Zimmerleute, Schreiner, Töpfer, Gold- und Waffenschmiede, Teppichknüpfer ähnliche Zierrate angebracht werden. Wie man bei den Griechen die Bezeichnung Embleme zuerst für sinnbildlichen Schmuck an Gegenständen des Kunstgewerbes, die „tiefgesuchte nützliche und ergötzliche Mahnungen" vorstellten, angewendet und später übertragen habe auf „Poetische geheimnuslehrige Gemäle", „Gemälmysterien und verdeckte Lehrgemäl", auch für Dichtungen, so sei das auch heute noch der Fall und in diesem Büchlein auch dergleichen vorhanden.

Den Ursprung der Embleme verlegt der Verfasser in die „Baukünstlichkeit" der Alten und meint ferner, daß aus den im Altertum so beliebten „Deutungsgemähl oder Gemähldeutnussen" später die Schildzeichen und Wappen hervorgegangen seien. Etliche Gelehrte aber versuchten im Gegenteil zu erweisen, daß Embleme aus Wappen entstanden seien, weil doch die Welt gleich nach der Sündflut kriegerisch geworden sei, im Altertum schon jedes Volk als Gedenkzeichen ein Tier oder die Sonne angenommen

habe und weil Homer bei der Aufzählung der griechischen Stämme vor Troja, jedes „Obersten Schildmal und Helmkamm" beschreibe. Doch keine Nation wäre so „fleißig in dergleichen Kriegszeichen" wie die Deutschen, was schon die römischen Geschichtsschreiber von den Cimbern berichteten. Als dann der rechte Gebrauch davon abnahm, da habe der „rotbärtig" Kaiser Friedrich die Schildzeichen, die später dem Adel als ständige Wappen dienen sollten, auch den Helmschmuck und die Farben in eine feste Ordnung gebracht. Dieses „herrlich und nutzlich Werk" habe den andern Nationen so gut gefallen, daß sie es Deutschland nachgetan. Heute aber schäme sich jeder Höfling dieser einfachen Wappen und „verwirre" sie „nach Engelländischem Mißbrauch mit viel Quartieren und Helmen".

Auch „hocherleuchte Personen" hätten nach dem Beispiel der römischen Kaiser neben den alten Erbzeichen besondere „Kunstgemärck" angenommen mit dazu dienlichen kurzen Sprüchen, Reimen, Divisen und Buchstaben, so die Deutung angeben, wie beim burgundischen goldenen Vlies, dem englischen Hosenbandorden usw. Solche Gemärck könnten auch die Abkunft des Geschlechtes anzeigen, wie bei jenem Freiherrn, der an einer güldenen Kette ein eingefaßtes Stück aus einem Mühlstein trug. Es folgen nun viele weitere Beispiele, deren Kenntnis Fischart mehreren Fachschriften verdankt, die er in dieser Vorrede aufzählt mit der Bemerkung: „zeigeten den rechten weg, wie die wahre Emblemata nach rechter Art wären zu stellen". Zum Schluß erwähnt er noch die Symbole der Gelehrten und die „verstandreichen" Signete der Drucker.

Einen großen Teil dieser Schriftsteller nennt Fischart auch in der zweiten Ausgabe der Geschichtklitterung im 12. Kapitel, wo er sich, Rabelais' Ausführungen folgend, über Embleme und Divisen, Wappenbilder und -farben, über „Gemerckreime" und auch über Hieroglyphen lustig macht. Er nennt hier außer sich selbst und Holtzwart noch einige Namen von deutschen, italienischen, französischen und holländischen „Emblematenschreibern", darunter die Namen Hadrian Junius, dessen Emblemata 1566, Johann Goropius, dessen Hieroglyphica 1580, beide zu Antwerpen erschienen. Goropius ging von dem (auch von Fischart

erwähnten) Horus Apollo aus, einer angeblich 1500 Jahre v. Chr., sicher aber von einem Humanisten des 15. Jahrhunderts über die Hieroglyphen verfaßten Schrift, welche von Johann Herold verdeutscht wurde: „Heydenwelt und jrer Götter anfängklicher vrsprung" (Basel 1554) mit dem Anhang: „Bildschrifft oder entworffne Wahrzeichen, dero die vralten Aegyptier in ihrem Götzendienst gepraucht habend", welcher natürlich mit der wahren Lösung der Hieroglyphen nichts gemein hat, sondern nur zahlreiche Bilder mit allegorischen Deutungen enthält.

Fischart nennt noch und zwar schon in der ersten Ausgabe „Pieri Boltzan". Das ist Joannes Pierius Valerianus Bolzani, päpstlicher Protonotar und eine Zeitlang Erzieher der Prinzen Hippolyt und Alexander von Medici, dessen Hauptwerk: Hieroglyphica sive de sacris Aegyptiorum, aliarumque gentium literis Commentarii nach seinem Tode zu Basel 1567 erschien. Pierius sucht hier an der Hand von ägyptischen und römischen Bildwerken fast alle Zweige von Wissenschaft und Kunst zu besprechen; mit großer Gelehrsamkeit, doch mit mehr Einbildungskraft als Urteil. Er geht von dem Standpunkt aus, daß die ägyptischen Priester wie Jesus in Gleichnissen die Heilswahrheiten kundgaben, alle Geheimnisse der Natur und der Menschenwelt kannten und durch Hieroglyphen in mystischer Weise aufgezeichnet haben. Auch ihm kommt es natürlich nicht auf eine Entzifferung der ägyptischen Bilderschrift an. Er betrachtet diese Zeichen vielmehr als Symbole und trägt aus antiken Schriftstellern und Bildwerken einen überreichen Stoff zusammen zur sinnbildlichen oder mystischen Deutung von Tieren, Pflanzen, Steinen, Waffen, Körperteilen und geometrischen Figuren. Fischart besaß dieses Buch, das er auch als Quelle benützte, schrieb auf dessen Titelblatt die Überschriften mehrerer damit verwandter Bücher bis 1584 auf, versah die Ränder mit zahlreichen handschriftlichen Ergänzungen aus dem Gebiet deutscher Wappenbilder und Embleme, auch mit Sprichwörtern, Anspielungen auf Fabeln und vielen etymologischen Versuchen. Endlich schrieb er auf die letzten Blätter eine große Reihe deutscher, lateinischer, griechischer und italienischer Wahlsprüche hin.

Fischart behält sich am Schluß der Einführung über Embleme vor, „von vnterscheyd der Emblematen" und was von

ihnen gefordert werden müsse, in dem „allbereyt angefangenen besonderen Werck vom Teutschen Wapenrecht zu tractieren“. Aufzeichnungen zu diesem nicht vollendeten Werke liegen gewiß in seinen Randbemerkungen zum Pierius und in den Zusätzen zum 12. Kapitel der Geschichtklitterung vor.

Gerade in Straßburg erschienen noch zwei Werke über diesen Gegenstand und zwar bei Jobin 1591, Nic. Reusneri Emblematum liber und viel später von dem Lütticher Daniel Sudermann, der mehrere Jahre in Straßburg verbrachte, als geistliches Seitenstück zu den weltlichen Emblemen Holtzwarts, 200 „Gleichnisse, in welchen durch Vorstellung leiblicher Figuren gar schöne geistreiche Lehren vorgebildet werden“, 1624.

* * *

Einige Bildergedichte Fischarts haben den Hauptzweck, Zeichnungen Stimmers zu erläutern. Das Wichtigste darunter ist die Darstellung eines heimischen Kunstwerkes, an dem der Schweizer Maler einen hervorragenden Anteil hatte.

Das astronomische Uhrwerk im Münster zu Straßburg brauchte ziemlich lange zu seiner Fertigstellung. Schon im 14. Jahrhundert wurde im Münster ein Uhrwerk mit einem ewigen Kalender und einem Astrolabium errichtet, aber nach zwei Jahrhunderten wegen seiner Unbrauchbarkeit niedergerissen. An der gegenüberliegenden Stelle kam das neue Uhrwerk zu stehen, dessen Errichtung der Rat 1547 beschloß. Nach den Plänen von Dr. Michael Heer, Nikolaus Brückner und Christian Herlin wurde das neue Werk in Angriff genommen, dessen äußerer Aufbau aus Stein von dem Werkmeister des Münsters, Ulberger, bald fertig gestellt und mit Rädern versehen wurde, welche den später übernommenen Hahn zum Krähen und die Zymbale zum Klingen brachten. Es fehlten nur die astronomischen Zugaben, die künstliche Uhr und die Ausschmückung der Gehäuse. Durch Herlin's Tod und durch die (wegen des Interims) erfolgte Überlassung des Münsters an die Katholiken (1550—1559) geriet diese Arbeit auf lange Zeit ins Stocken. Im Sommer 1571 kamen die Brüder Isaac und Josias Habrecht aus Schaffhausen nach Straßburg. Der eine brachte ein Astrolabium mit, der andere ein Sphaera

materialis. Durch Studenten kamen sie mit dem Professor Konrad Dasypodius in Verbindung. In dieser Zeit beauftragte der Rat Dasypodius mit der Fertigstellung einer astronomischen Uhr. Dieser erfand nun ein künstliches Uhrwerk und übertrug den Brüdern Habrecht die Ausführung, die hauptsächlich von Isaac besorgt wurde. Weil Dasypodius mit dieser Arbeit nicht zufrieden war, lud er im Sommer 1572 den Breslauer Mathematiker David Wolckenstein zu sich ein, der mit ihm alle Angaben besprach und auch während der schweren Erkrankung von Dasypodius auf das Getreueste durchführte. Von diesen beiden rührt eigentlich das künstliche Uhrwerk her, welches einen ewigen Kalender, ein Astrolabium mit dem Lauf der Planeten, zwei Scheiben mit der Ausrechnung der Sonnen- und Mondfinsternisse auf 32 Jahre, sowie der Wochen und Festtage auf 100 Jahre bewegt. Außerdem wurde noch eine feststehende Scheibe, welche ganz Deutschland und besonders Straßburg darstellt, angebracht. Hierbei beteiligte sich Tobias Stimmer mit wertvollen Ratschlägen und half auch Dasypodius bei der damals sehr schwierigen Herstellung eines Globus astronomicus.

Der breite und hohe Unterbau mit den drei turmartigen Gaden, dem Gewichtskasten, dem Gehäuse mit der Uhr und der Wendeltreppe ist ein Werk der Übergangszeit und zeigt darum einen Mangel an Einheitlichkeit und Stilreinheit. Das mittlere Gehäuse ist in der Gesamtwirkung gotisch, doch die Einzelheiten an dem ganzen Bau sind renaissancemäßig gehalten. Hier blieben genug Flächen zur Bemalung frei. Mit diesem Auftrag wurde Stimmer betraut, der von 1571—1574 daran arbeitete. Die Ornamente an den Füllungen bildeten gleichzeitig die Umrahmungen, welche am Doppelsims über dem Unterbau vier ungewöhnlich lange Flächen frei ließen. Doch Stimmer überwand auch diese Schwierigkeiten. Er malte hier die Schöpfung in ganz eigenartiger Auffassung, die Auferstehung, Christus als Weltrichter, den Tod zwischen dem Frommen und dem Gottlosen und in den freigebliebenen Zwickeln zwei Frauengestalten, welche die Sünde und die Buße bedeuten. In wirkungsvollen Gegenüberstellungen behandelte Stimmer in diesen Gemälden den Kreislauf des menschlich-sittlichen Lebens; Geburt und Tod in der Zeit,

Verdammnis oder Heil in der Ewigkeit; vielleicht nach Andeutungen von Dasypodius. Die Gemälde sind alle auf ein fröhliches Rot gestimmt und gemahnen durch ihre weichen Umrisse und die Leuchtkraft der Farben an die Venetianer. Die übrigen Bilder sind flüchtiger, auch matter in den Farben, mehr freskoartig gehalten: im Unterbau in den vier Ecken um den ewigen Kalender die vier Weltreiche, in völlig freier phantastischer Weise versinnbildlicht durch männliche Halbfiguren; am Gehäuse um das Planetarium die Jahreszeiten; am Gewichtsgaden Kopernikus, Nebukadnezar, Urania und die Parzen. Am Tage Johannis des Täufers 1574 war das Werk vollendet.

Mit der astronomischen Uhr waren der Rat und die Gelehrten der Stadt höchlich zufrieden, doch von den Ungebildeten wurde sie oft bemängelt und verspottet. Gegen diese Tadler und Besserwisser richtete Dasypodius im Mai 1580 die „Wahrhaftige Auslegung und Beschreibung des astronomischen Uhrwerks". Eine ähnliche Beschreibung muß auch Fischarten, so wie bei der Tierprozession, vorgelegen haben, mit deren Hilfe er noch im Jahr der Fertigstellung ein Gedicht von 308 Versen abfaßte, gewiß mit innerem Anteil, da es doch galt, ein heimisches Werk zu preisen, das damals in Straßburg in übertriebener Heimatliebe den sieben „Weltwundern" beigesellt wurde. Es erschien 1574 bei Jobin auf einem Doppelbogen, geschmückt mit einem Holzschnitt von Stimmer, wo links und rechts vom Uhrwerk passende Aussprüche aus der heiligen Schrift angebracht sind: „Eigentliche Fürbildung und Beschreibung des Newen Kunstreichen Astronomischen Vrwercks zu Straßburg im Mönster. Diß MDLXXIIII Jar vollendet".

Die Eintönigkeit einer trockenen Beschreibung und langen Aufzählung aller Sehenswürdigkeiten konnte Fischart nicht ganz vermeiden, doch trachtete er die Dichtung zu beleben, gleich am Beginn durch eine lebhafte Ansprache an die Leser:

> Was ist's, das, die fürüber gehn,
> Vor diesem Werk hie also stehn?
> Gewiß wird es ihn sein ein wunder,
> Daß man den Himmel ziecht herunder
> Und bringt durch Künstlichkeit zuwegen,
> Daß man die ganz Welt siecht zugegen.

ferner durch wiederholte Zwischenbemerkungen, um die Aufmerksamkeit der Leser zu fesseln und sie zum Vergleich der Beschreibung mit den Abbildungen zu nötigen.

Die lange Einführung hebt den Wert der Kunst hervor, welche Gott dem Menschen verliehen hat, damit er ein solches „vollkommen Zeitgemerk" schaffen könne, welches die Menschen von der Zeitlichkeit des Pilgerlebens ablenke, bis sie die „ewig Zeit erwerben". Mit den Worten „So wißt", beginnt der Dichter — im ganzen den Tatsachen entsprechend — das Kunstwerk ausführlich zu beschreiben, zunächst den Unterbau mit den astronomischen Scheiben, das mittlere Gehäuse mit dem Zimbelwerk zuoberst, welches etliche Psalmen für die vornehmsten Feste spielt, darunter die beweglichen Figuren, die vier Lebensalter, welche alle Viertelstunden vom Tode bedrängt, aber vom Erlöser beschützt werden. Dann folgt die Schilderung der Stimmerschen Bilder, der Statuen, besonders der zwei Löwen, welche der Stadt Schild und Helm halten, der Verzierungen in Gold und Silber und anderer Einzelheiten.

Zum Schluß spricht der Dichter wieder die Leser an: Ihr habt jetzt den „Einhalt dieses Werkes" vernommen, woraus die Verständigen dessen Kunstwert und Nutzbarkeit ersehen können. Auch die Stadt sei zu preisen, die mit großen Kosten so ein „nützlich und nötig" Werk veranlaßt hat. Hatten doch auch die Römer das Uhrwerk seiner Unentbehrlichkeit wegen den Zensoren zur Aufsicht übergeben. Darum erquicke sich jeder an diesem Wunder Gottes.

Die Breite dieser Darstellung schädigte deren Vertrieb. Diese Fassung wurde nicht wieder aufgelegt. Darum sah sich Fischart genötigt, auf Wunsch des Verlegers, das Gedicht um mehr als die Hälfte, auf 147 Verse zu kürzen. Die erste Ausgabe dieser Fassung erschien wahrscheinlich noch in dem gleichen Jahr: „Eigendliche Fürbildung vnd beschreibung deß newen Künstlichen Astronomischen Vrwercks ..., diß 1574. Jahr vollendet zu sehen". Der Schluß lautet:

Hiemit sei dies Werck kurz erkläret
Dem, der den Inhalt kurz begehret:
Welchen, auf daß mans bas mög fassen,
Hat Bernhart Jobin solcher massen
Scheinlich das Werk fürmalen lassen.

Die Kürzung hat sich gut bewährt, denn von dieser Fassung sind zehn Auflagen erhalten. Die ältern erschienen wahrscheinlich bald nach 1574; die weitern von 1602 an. Abgesehen von orthographischen Unterschieden haben sie alle den gleichen Wortlaut; nur fehlen den letzten fünf Drucken von 1617—1718 die letzten drei Verse. Nur diese Ausgaben bringen Fischarts Namen. Das „Uhrwerk" hat unter allen Schriften Fischarts die letzte Drucklegung erfahren.

Der schwäbische Humanist Heinrich Bebel erzählt in seiner lateinischen Schwanksammlung Facetiae (1514) knapp die Fabel von der Nachtigall und dem Kuckuck, die einen Esel zum Schiedsrichter bitten, damit er entscheide, wer von beiden besser singe. Der Esel gibt dem Kuckuck den Vorzug, weil dessen Gesang einfach und einstimmig sei, die Nachtigall aber singe mit so wechselnden Tönen, daß es nicht recht zu erkennen sei, was sie damit bezwecke. Eröffnet wird diese Fabel mit der Bemerkung, daß die Unwissenden, welche von der Dichtkunst, der Musik und der bildenden Kunst nichts verstehen, nur grobe und falsche Urteile fällen.

Diese Geschichte bot mittelbar oder unmittelbar die Anregung für eine Reihe von Gedichten, wohl auch für die Zeichnung von Stimmer und das dazu von Fischart wahrscheinlich noch vor 1575 verfaßte Gedicht: „Endlicher Außspruch deß Esels, in strittigen sachen der Nachtigaln ... wider den Guckguck ... zum vnterricht in Teutsche Reimen verfast".

Fischart geht über die Andeutungen der Vorlage weit hinaus mit allerlei hübschen und launigen Einfällen, mit Heranziehung der ganzen Vogelschar, allegorischer Figuren, sowie durch ausführliche Vergleiche mit dem Gebaren der Menschen. Auch dieses Gedicht setzt lebendig ein:

> Ihr, die gern seht was sonderlichs,
> Nun secht mir hie was wunderlichs,
> Hie sitzt ein Esel und will richtn,
> In ihm gar unbekannten Gschichtn,
> (Wie heut noch manche Esel pflegn,
> So urteiln, was sie nicht vermögn).

Nachdem sich ein Zank zwischen der Nachtigall und dem Kuckuck darüber erhoben hatte, wer von ihnen besser singe, und da der unverschämte Kuckuck allen Vögeln trotzte, beschlossen diese einen unparteiischen Richter zu wählen, und darum nicht aus ihrer Mitte, sondern von den vierfüßigen Tieren. Kommt da von ungefähr ein Esel „grobitätisch schwer“ heran. Seiner langen Ohren wegen und weil er wie ein Schultheiß auftritt, senden die Vögel den Sprachmeister zu seiner „Ohrität“, um ihm ihre Wünsche zu unterbreiten. Herr „Ragöhrlin“ ist es zu frieden, setzt sich auf den Richterstuhl, nimmt ein grünes Reis als Richterstab in die Hand und spitzt die Ohren, als der Gesang begann. Das Rufen des Kuckucks, der „so verständlich grob“ und so einfach singe, weil er mit seinem Gesang „selbst ruft sein Nam“, gefiel dem Esel über die Maßen. Doch das „seltsam verwirrts“ Singen der Nachtigall, die wollte sich „nicht in seinen Ohren stellen“. Darum gab der Esel dem Kuckuck, dessen Ruf sich zu seinem Giga besser reime, den Preis. Die Vögel aber verdroß es, daß ein Richter mit so langen Ohren und grauen Haaren so schlecht urteile. Sie verjagten darum den Guckgauch. Die Nachtigall aber klage seitdem ihr Los den Menschen in schmerzlichen Tönen. Auch gab Jupiter der Nachtigall das Recht, die Esei, wenn sie den Rücken mit Eeschwüren bedeckt haben, um sich an diesen zu rächen, mit ihrem scharfen Schnabel zu hacken. Es gebe aber auch zweibeinige Esel, welche der Nachtigall Gesang minder achten denn Schellenklang, über Dinge urteilen, von denen sie nichts verstehen, und über Gelehrte den Stab brechen, obwohl sie nur gigagen können.

Da, die in Künsten sind die min(d)sten,
Sind im urteilen gar die kühnsten ...
Sitzt neben dem Richter Esel her,
Secht, wie richten wohl nicht ist schwer ...
Auf daß ihrs aber Recht möcht treffn,
So laßt klug Dünkel euch nicht äffn.

Zum Schluß weist der Dichter auf die „wahre Vernunft“ hin, welche unter den weiblichen Figuren der fünf Sinne auf dem Bilde steht. Davon spielt eine die Laute und singt dazu. Die

Vernunft trägt das Buch der Erfahrenheit und schärft so ihre Urteilskraft, daß sie nicht nach dem Wahn, sondern nach der Klarheit entscheide.

Bald darnach verfaßte Fischart zu Stimmers Holzschnitt die zehn Altersstufen des Weibes und des Mannes Reimsprüche von meist achtzehn Versen zu jedem Doppelbild. Erhalten sind davon nur fünf Sprüche, zwei vom Weibe und drei vom Manne. Fischart beteiligte sich damit an einem alten und überaus verbreiteten Motiv. Schon im Altertum, besonders bei den Griechen und Römern war die Einteilung des menschlichen Lebens in drei bis zehn Altersstufen üblich; am häufigsten die Zehnteilung vom zehnten bis zum hundertsten Lebensjahre, wie sie auch hier vorliegt. Vom 15. Jahrhundert herauf sind schlichte deutsche Reimpaare auf die zehn Altersstufen des Mannes in verschiedener Form volkstümlich. Es wurden dazu grobe Holzschnitte gezeichnet mit Figuren vom Kind bis zum Greis, die auf einer auf- und absteigenden Treppe stehen, und durch Verkauf auf Jahrmärkten weit verbreitet wurden. Gengenbach und von diesem ausgehend Wickram wurden durch diese Bilder und Reime zu einfachen dramatischen Spielen angeregt. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts beteiligten sich begabte Künstler an solchen Bilderreimen: Martin Schrott, Jost Amman, Balthasar Jenichen. Volkstümliche Reimpaare wurden auch in die Stimmerschen Holzschnitte der Altersstufen eingeschnitten. Bestimmt aber rühren von Fischart her die längeren Reimsprüche unter den Bildern, obwohl sein Name nicht genannt ist. Kennzeichnend für ihn ist unter anderm der gelehrte Eingang beim ersten Reimspruch für das Weib, mit dem Hinweis auf die Verwandtschaft der griechischen Namen für Jugend und Erziehung, welcher sich ähnlich auch in seiner Vorrede zum Eulenspiegel Reimensweis findet; ferner im zweiten und fünften Reimspruch auf den Mann die Erwähnung des Xerxes und Pharao, auch der fromme Schluß mit der Bezeichnung des Lebens als Pilgerfahrt. Auch Stil und Reimkünste erweisen seine Verfasserschaft. In der Beschreibung der Bilder verbindet er den scherzenden Ton wirksam mit tiefem Ernst. Von der Erwähnung der Braut ausgehend heißt es:

O wie freudig ist überaus,
Wann alles grünt, blüht und schlägt aus,
Aber mich schaudert, wenn ich denk,
Wie schnell der Winter alls versenk.
Also denkt auch ihr, liebe Kinder,
Daß noch dahinden steck ein Winter.

Der zweite Spruch auf die Weiber ist nur aus einer Anführung im Ehezuchtbüchlein bekannt, wofür Fischart wahrscheinlich die dort in Klammer stehenden Verse eingefügt und den letzten Vers erweitert hat. Dieser Reimspruch enthält ein schönes gegen die Weiberfeinde gerichtetes Lob des weiblichen Geschlechtes, welches Angst, Sorge und Mühe mit dem Kindergebären und ernähren habe, weshalb man alle Weiber verehren und (mit Anspielung an einen Brief des Apostels Paulus) des Mannes Ehre benennen solle.

In einem kurzen Bildergedicht rühmt Fischart 1577 den Grafen Otto Heinrich von Schwarzenburg, Reichshofratpräsidenten unter Maximilian II. seiner verschiedener Tugenden wegen, derenthalben sich Herrscher verdiente Männer gern zu Beratern wählen. Zum Schluß ruft er aus, wie gut stünde es um das Reich, wenn Viele wie Schwarzenburg „die gut künst lernten und ehrten!"

Selbst einen belanglosen Stoff wie in den Reimen zu dem „Bildnuß Antonii Franckenpoint" (Straßburg 1583) verwendet Fischart zu einer, wenn auch etwas erzwungenen allgemeinen Betrachtung. Dieser dreieinhalb Ellen, also über zwei Meter, lange Mann, der von Haus aus Franck hieß, und aus Geldern im Bistum Trier stammte, wanderte als lebendes Schaustück durch Deutschland. Zu Nürnberg, wo er im September 1575 zu sehen war, wurde eine Radierung auf ihn veröffentlicht. Im Jänner und Feber 1583 weilte er in Straßburg und der Chronist Sebald Büheler rühmt sich dessen, daß er mit ihm in der gleichen Herberge gelegen und gegessen habe. Das kurze Gedicht auf ihn eröffnet Fischart mit einer Betrachtung über langlebige Leute, ob diese nicht auch langleibig waren, und daß Gott wie vor Zeiten es noch jetzt im Brauche habe, Leute aufkommen zu lassen, welche über ihr Maß groß werden.

Das Bild dazu ist nicht von Tobias Stimmer, der damals eine Zeitlang in seiner Heimat weilte, sondern wahrscheinlich

von seinem Bruder Hans Christoph gezeichnet. Es ist das letzte eigentliche, auf einem besondern Foliobogen gedruckte Bildergedicht Fischarts. Nach dem Tode Stimmers fehlte ihm die Anregung zur Weiterarbeit an dieser, im 16. Jahrhundert überaus beliebten, von vielen Andern, wenn auch in nicht so reichem Maße wie von Fischart, gepflegten Literaturgattung.

3. Beteiligung an wissenschaftlichen und Fachwerken.

Onomasticon.

In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts vollzog sich in Straßburg der Übergang von der alten humanistischen, an den Lehren von Hippokrates, Galen und dem arabischen Arzt Avicenna festhaltenden, rein theoretischen medizinischen Wissenschaft zu einer mehr naturgemäßen, auf Erfahrung beruhenden und aussichtsreicheren ärztlichen Behandlung, die mit grundlegenden Neuerungen verbunden war. Im Gegensatz zu den gelehrten Ärzten hatten großen Zulauf, auch von gebildeten Leuten die Bader, Kräutelweiber und Scharfrichter mit ihren Salben, Brühen und Säften, mit ihren Segensformeln und Beschwörungen. Noch 1577 wetterte Sebisch gegen diese „Kälberärzte", welche in der Medizin weniger erfahren, als eine Kuh im Psalter seien. Vielbegehrt waren auch die wegen der dauernden Kriege unentbehrlichen Wundärzte, während manche Professoren jahrzehntelang über antike Medizin vortrugen, aber niemals eine Lanzette in die Hand nahmen und für die Kranken nur Rezepte schrieben, den Harn besahen und Purgiermittel verordneten. Durch städtische Verordnungen kam in Straßburg doch ein leidliches Verhältnis zwischen den Wundärzten und den Doktoren der Medizin zustande. Der Straßburger Wundarzt Hieronymus Brunschwygk betrat vollständig neue Wege, nicht nur, weil sein Handbuch der Chirurgie (1497) das älteste in deutscher Sprache abgefaßte medizinische Werk, sondern weil es auch die erste systematische Darstellung dieser Art ist und trotz Benützung arabischer Quellen selbständige Urteile eines erfahrenen Arztes aufweist. Auch werden die Schießwunden hier zum erstenmale zusammenfassend behandelt, welche den Ärzten mit den neuen Seuchen, der Lues

und dem englischen Schweiß, neue Aufgaben boten und auch die Pflicht zur Bekämpfung der neuen Gefahren. In den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts erschienen in Straßburg zuerst deutschgeschriebene medizinische Handbücher mit Abbildungen von Skeletten und Eingeweiden, denen später größere illustrierte anatomische Werke folgten. Der hervorragende Botaniker Otto Brunfels stellte in einigen Büchern, die in den dreißiger Jahren zu Straßburg erschienen, auch die heimische Pflanzenwelt in den Dienst der Heilkunst.

Nach der Mitte des Jahrhunderts faßten allmählich die bahnbrechenden Neuerungen des hochbegabten, weitblickenden Paracelsus in der Heilkunde am Oberrhein und besonders in Straßburg Fuß. Von 1560 ab wurden in Basel und dann in Straßburg echte und untergeschobene Schriften von Paracelsus zum erstenmal veröffentlicht. Die Geschichte der Naturwissenschaften und der Medizin weist nicht viele Gelehrte von einer solch starken Eigenart auf wie Theophrast Bombast von Hohenheim, der, aus einem schwäbischen Adelsgeschlechte stammend, zu Maria-Einsiedeln in der Schweiz am 17. Dezember 1493 geboren, zu Schwatz in Tirol in seine besondere Geistesrichtung gelenkt wurde. Er besuchte dann Universitäten — es ist nicht bekannt, welche — und durchwanderte fast ganz Europa, überall aus eigener Erfahrung und auch aus der Volksmedizin reiche Kenntnisse schöpfend. Im Jahre 1526 versuchte Paracelsus (eine Übersetzung von Hohenheim) in Straßburg seinen Wohnsitz aufzuschlagen und erwarb am 4. Dezember als „der ArzneiDoktor" das Bürgerrecht, zog aber bald nach Basel, wo er nach gelungenen Kuren zum Stadtarzt uud Professor ernannt wurde. Am 25. Juni 1527 verkündete er den Studenten sein Programm, es war eine Kriegserklärung gegen die „philologische Medizin". In seinen (überhaupt zuerst in deutscher Sprache gehaltenen) Vorlesungen schloß er jede Erklärung der antiken Schriftsteller aus und hielt sich dafür an die Beobachtung der Natur und der Menschen. Es war ein völliger Bruch mit den mittelalterlichen und den streng humanistischen Anschauungen. Die daraufhin erfolgten Anfeindungen verdrängten ihn im Februar 1528 aus Basel. Von nun an führte er bis zu seinem am 24. September 1541 in Salzburg erfolgten Tod wiederum ein unstetes Leben,

meist in großem Elend. Überall war er neben einer glücklichen Ausübung des ärztlichen Berufes, auch bei Fürsten und hervorragenden Gelehrten, fleißig schriftstellerisch tätig. Bei Lebzeiten erschienen unter anderem neben der „Großen Wundarznei" die theoretisch-medizinischen Schriften, das sein System enthaltende Paramirum und das polemische Paragranum.

Neben seinen mystischen Anschauungen, seinen Gefühlsspekulationen, der Behauptung, daß die Naturphilosophie, die Astronomie und die Alchimie Säulen der Medizin seien, war er einer der ersten Empiriker, der mit nüchternem Denken und Forschen von der Erfahrung und der Beschreibung der Tatsachen, von Versuchen und Experimenten ausging. Er betrachtete den Menschen als einen Teil der Natur, das Leben als einen chemisch organischen Prozeß und die Heilung als eine Reaktion dieses Vorganges. Die Ursachen der Krankheiten sowie die Heilkräfte der Natur suchte er zu erforschen und zu nutzen. Er bestrebte sich, die von ihm eingeführten mineralischen Heilstoffe (Arcana) wie die ältern Pflanzenmittel in der einfachsten Form herzustellen und unter diesen die Specifica gegen die einzelnen Krankheitsorganismen zu ermitteln. Hierbei war wie in der Volksmedizin sein Wahlspruch similia similibus. Er empfahl bei Wundbehandlung große Reinlichkeit, bereitete die Entdeckung der Bazillen und die Erfindung des Serums vor. Er war der Begründer der pharmazeutischen und somit auch der medizinischen Chemie.

Sein marktschreierisches und hochmütiges Wesen, seine Leidenschaftlichkeit, seine derben und beleidigenden Ausfälle gegen die ältere Richtung, seine Angriffe gegen christliche Dogmen, seine vielfach dunkle und verworrene Darstellung, sein schwülstiger Stil haben auf lange eine gerechte Würdigung seiner unleugbaren Verdienste beeinträchtigt. Auch die nach seinem Tode rasch wachsende Zahl seiner Anhänger, die sogenannten Parazelsisten, behinderten durch ihr mangelndes Wissen und ihr herausforderndes Benehmen auf lange die allgemeine Anerkennung des Meisters und die Verbreitung seiner wirksamen Heilmethode. Eigentlich wohltätig konnte sie erst angewendet werden, nachdem das Phantastische aus seinem System ausgeschieden worden war. Wie immer so übertrieben auch hier die Schüler die Fehler ihres

Meisters. Sie hielten humanistische Bildung, auch ein geordnetes medizinisches Studium für überflüssig. Sie überboten den Lehrer an Selbstüberhebung, sie ahmten sein rastloses Wanderleben nach. Aber durch die Sicherheit ihres Auftretens, durch geistreiche Behauptungen, durch einige gelungene Behandlungen wurden die Gebildeteren und Achtenswerteren unter ihnen beliebte Stadtärzte und Leibärzte regierender Fürsten. So kam es, auch aus Brotneid, an vielen Orten zu einem erbitterten Kampf zwischen den Parazelsisten und den humanistischen zünftigen Gelehrten, die freilich von der Chemie, auch wo sie der Heilkunde nützlich sein konnte, keine Vorstellung hatten und darüber empört waren, daß die Apotheker nun andre Heilmittel anfertigten, als die in der Arzneimittellehre des Dioskorides angegebenen. Da die Vertreter der älteren Richtung Lehrkanzeln innehatten, nützten sie ihre Stellung als wissenschaftliche Behörde gegen ihre oft verleumderischen Angreifer weidlich aus. Erst nach 1600 kam es zu einer allmählichen Aussöhnung zwischen den beiden einander feindlichen Richtungen.

In Straßburg wirkte in den sechziger und siebziger Jahren in eifrigster Weise für Paracelsus der charakterschwache, philologisch, aber nicht medizinisch gebildete lateinische Dichter und Schulmann Michael Schütz, genannt Toxites aus Tirol. An verschiedenen Orten hatte er sich mit der Medizin als einer Liebhaberei oder Kunst theoretisch und praktisch beschäftigt; 1564 kam er zum drittenmal nach Straßburg und ließ sich hier als Arzt nieder Er richtete sich da ein Laboratorium ein, um Medikamente nach den Angaben von Paracelsus und nach dessen Handgriffen, die ihm Adam von Bodenstein in Basel beigebracht hatte, anzufertigen. Von 1564—1578 gab er 23 Werke von Paracelsus heraus, echte oder zum Teil von diesem herrührende oder ihm nur zugeschriebene Schriften. Toxites benützte für diese Ausgaben Handschriften, die er teils aus Salzburg, teils aus Basel, wohl von seinem Freunde, dem Verleger Johann Oporin erhalten hatte, darunter auch Abschriften von Vorlesungen. Unvollständige, schwer leserliche oder lückenhafte Abschnitte berichtigte und ergänzte Toxites, einige übersetzte er ins Lateinische, wobei der Wortlaut und auch die Anschauungen von Paracelsus einschneidende Än-

derungen erfuhren. In den Vorreden dazu rühmt Toxites seinen Meister über alles, stellt ihn hoch über die alten Schriftsteller und verteidigt ihn gegen ältere und jüngere Angriffe. Diese Schriften wurden zum größten Teil in Straßburg, einige auch von Jobin gedruckt. Auf die Straßburger Mediziner hatte Toxites nur einen geringen Einfluß. Seine alten Lehrer Winther und Johannes Sturm konnte er nur zum Teil gewinnen. Sebisch war sein entschiedener Gegner. Auch seine Praxis dürfte nur gering gewesen sein. Damals befanden sich dort neben den Professoren noch fünf tüchtige Ärzte, allerdings alle Galeniker. Darum verlegte Toxites 1572 seine Praxis nach Hagenau. Das war auch der Grund, weswegen er sich die Beihilfe Fischarts bei seiner Herausgabe des Onomasticon erbat. Fischart wurde jedenfalls durch Jobin mit Toxites bekannt. Überdies hatte er sich früh mit Paracelsus beschäftigt. Schon in der ersten Ausgabe der Geschichtklitterung erwähnt er mehrmals Paracelsus, auch Schriften von ihm und führt Stellen daraus an. Unter seinen 30 Bezeichnungen einander bekämpfender medizinischer Autoritäten und Richtungen findet sich auch die Gegenüberstellung „Theophrastisch oder Erastisch". Der Baseler Professor Thomas Erastus gehörte ja auch zu den Gegnern des Paracelsus.

Einer der häufigsten und wohlbegründeten Vorwürfe, den man gegen Paracelsus erhob, war die schwere Verständlichkeit seiner Schriften. Dies fühlte Toxites selbst und wollte diesem Übel abhelfen durch die Veröffentlichung eines mit Erklärungen zu versehenden Verzeichnisses der schwer verständlichen medizinischen, chimistischen und insbesondere paracelsischen Fachausdrücke. Da es ihm aber nicht gelang, ein solches Wörterbuch von Paracelsus selbst auszuforschen, so benützte er zunächst ein älteres, aus Synonymen verschiedener Sprachen bestehendes Onomasticon Philosophicum medicum, welches ihm Dr. Heinrich Wolf in Nürnberg übersendet hatte und das dann von ihm und Fischart ergänzt wurde.

In dieser Form erschien es samt einem zweiten Onomasticon bei Jobin zur Ostermesse 1574:

Onomastica II. I. Philosophicum, Medicum, Synonymum ex variis vulgaribusque linguis. II. Theophrasti Paracelsi: hoc

est, earum vocum, quarum in scriptis eius solet usus esse, explicatio. Nunc primum in commodum omnium Philosophiae, ac Medicinae Theophrasticae studiosorum, cuiuscunque nationis sint: fideliter publicata. Gründliche Erklärung in allerlei Sprachen, der Philosophischen, Medizinischen und Chimicischen Namen, welcher sich die Arzet und Apotheker und auch Theophrastus zu gebrauchen pflegen. Nun erstmals idermäniglichen zu mehrerem nuz, richtigerem verstand vnd förderlicher lesung der Theophrastischen vnd sonst bücher ordentlich vnd fleisig inn truck gefärtiget.

In der Vorrede dazu räumt Toxites ein, daß die alchimistischen Schriften wegen des Gegenstandes und der Ausdrücke schwer lesbar seien, aber die göttliche Offenbarung sei auch hinter einem Schleier verborgen, auf daß nur erleuchtete Geister sie erkunden könnten. Die alten Philosophen haben auch ihre Weltanschauung nur in Rätseln dargestellt, bloß für die Eingeweihten bestimmt und nicht für das rohe, ungebildete Volk, weil es diese Erkenntnisse gering geschätzt und mißbraucht hätte. Paracelsus habe seinen Wortschatz fremden Sprachen entnommen, ferner der Kabbala, chimischen und medizinischen Schriften, teils ältere Ausdrücke umgeändert und neue ersonnen. So werde oft die Klage laut, daß seine Bücher barbarische und dunkle Worte enthielten. Darum veröffentliche er nun ein von ihm vermehrtes Wörterverzeichnis in dem Bestreben, das Studium der Alchimie und der neuen Heilmethode zu fördern. Darauf folgt Fischarts ebenfalls lateinische Vorrede, die sich hauptsächlich an die Studierenden der Medizin wendet. Gerade für diese allgemeinste Wissenschaft sei es wichtig, die Bezeichnungen der für Heilzwecke bestimmten Metalle und Pflanzen in allen Sprachen kennen zu lernen, um die Krankheiten überall durch die gleichen Mittel zu heilen und der Gefahr einer Vergiftung wegen falscher Namensdeutung oder der Unkenntnis eines Mittels vorzubeugen. Darum habe der Meister der alten griechischen Mediziner, Dioskorides, die Pflanzennamen der alten Völker und die wunderwirkenden Wörter der Magier und Chimisten zu einer Arzneimittellehre zusammengestellt, die großen Nutzen gestiftet. Nach diesem Vorbild habe Konrad Gesner einen Pflanzenkatalog (1542) abgefaßt, der aller=

dings nicht vollständig und durch spätere Arbeiten überholt sei. Einige Herausgeber und Erklärer des Dioskorides aus jener Zeit empfehlen das hier veröffentlichte Onomasticon förmlich, so daß jeder Verständige seine Mühe anerkennen werde, die er auf Anregung von Toxites durch Hinzufügung von Erklärungen und Namen aus verschiedenen Sprachen zu dem erhaltenen Verzeichnis auf sich genommen habe. Man werde auch entschuldigen, wenn nicht alles gründlich genug erörtert oder Bezeichnungen ausgelassen seien. Bei den heutigen Meinungsverschiedenheiten über Benennung und Wirkung der Heilmittel könne nicht jedermann Genüge geleistet werden. In einem freien Staate dürfe jeder auch in den freien Wissenschaften seine freie Meinung äußern. Doch sei nichts unüberlegt und ohne die Autorität der Fachgelehrten, besonders der beiden Cordus und anderer Kommentatoren des Dioskorides aufgenommen worden. Dann folgen noch einige Bemerkungen über die Anlage dieses Werkes und dessen Benützung durch Anfänger. Für eine geplante zweite Auflage werden noch Besserungen und Erweiterungen zugesagt. Die Vorrede schließt mit der Hoffnung, daß dieses Onomasticon zum Heil der leidenden Menschheit benützt werde.

Dieses Namensverzeichnis ist nach großen Gruppen geordnet, wobei nicht die wissenschaftliche Einteilung des Dioskorides und seiner Erklärer befolgt, doch auch eine sachgemäße Gliederung angestrebt wird. Der Gruppe Gemmen und Metalle, wo allerdings auch die Namen für Butter, Käse, Milch, Eier und Leim erscheinen, folgt die Tierwelt, soweit sie für die Medizin in Betracht kommt, die Bäume und ihre Früchte, Wohlgerüche und Spezereien, Getreidearten und Hülsenfrüchte, schließlich die umfänglichste Gruppe mit den Namen der in den Offizinen gebrauchten Pflanzen und Wurzeln. An der Spitze der einzelnen Namensverzeichnisse steht die deutsche Bezeichnung für den betreffenden pharmazeutischen oder alchimistischen Begriff, dann die Synonyme dazu aus den verschiedenen deutschen Mundarten. Diesen folgen meist die niederländischen, immer die französischen und italienischen, häufig die spanischen und englischen Bezeichnungen. Als zweite Überschrift steht der lateinische Ausdruck, dem die griechischen und orientalischen Benennungen folgen.

Den eigenen Angaben Fischarts entsprechend hat er gewiß die deutschen, die Bezeichnungen aus den neueren europäischen Sprachen, sowie die lateinischen und griechischen Benennungen zu dem von Wolf und Toxites übernommenen Namensverzeichnis hinzugefügt, in welchem sicher die orientalischen und die aus Paracelsus Schriften stammenden Namen bereits vorhanden waren. Die übrigen Ausdrücke entnahm Fischart zum größten Teil dem reichhaltigen Sachnamenverzeichnis, Hadrian Junius' Nomenclator (Antwerpen 1567), welches er auch sonst, besonders für die Geschichtklitterung, ausgeschöpft hat. Hier gibt er die Namen oft in anderer Reihenfolge, läßt viele ohne ersichtlichen Grund weg, übernimmt manches mit Versehen und setzt wiederholt Ausdrücke in einen unrichtigen Abschnitt. Selbst fügt er fremde und deutsche, namentlich mundartliche Ausdrücke, auch spielerisch erfundene Benennungen hinzu, z. B. Junius: „Biscotten, wider oder erbachen brot. Tweemael ghebacken broot, bisempt, tweeback. Biscuit Biscotto. Viscocho." Fischart: „Schifbrot, Zweigebacken Brot Biscott. Widerbachen brot, Erbachen brot, Ungeheblet und Ungesäueret brot. Biscuit et pain sans levain. Biscotto e pane senza levato. Viscocho et pan cenceno. Biscuyt." — Beispiele nur für deutsche Synonyme; Junius: „Spar, spatz, sperck, spercklin Mosche." Fischart: „Spar, Spaz, Sperk, Sperklin, Sperling, Grau Mönchlin, Luning, Mosch." — Junius: „Speichelkraut, leußkraut, leussamen, bismuntz." Fischart: „Lauspfeffer, Läuskraut, Berkicher, Brachrosin, Beisminz, speichelkraut, Minnerbrüdersamen, Observantensamen, Barfüsersamen, Wolfskraut". — Junius: „Wulkraut, kunigskerz, bienkraut, himelkraut, kersenkraut, Wollekruyt." Fischart: „Wullkraut, wolekrut, Wolffzoppen, Königskerz, Wullich, Himelkraut, Kersenkraut, Frauenkerß, Wolblatt, Tortschenkraut, ochsenzagel, Beynwoll, Kerzwoll, Himmelbraut, wolkewurz, Nortmann, Manwoll, Unholdenkerzen." Gelegentlich benützte er auch die neueren kommentierten Ausgaben des Dioskorides von Joh. Ruellius, Joh. Lonicerus und Val. Cordus. Auch hier ist seine Arbeitsweise flüchtig, und so konnte dieses von verschiedenen Seiten zusammengeraspelte, unverläßliche Onomasticon als Nachschlagewerk keinen großen Wert beanspruchen.

Die von Toxites und Fischart in ihren Vorreden in Aus-

sicht gestellten Indices für jede der herangezogenen Sprachen sind nicht beigegeben. Toxites wollte jedenfalls diese Arbeit auf Fischart abwälzen, der sie auch als Last empfand und nicht durchgeführt hat.

Ganz anders angelegt ist das zweite Onomasticon, das ausdrücklich als Theophrasticum bezeichnet wird. Weil eben das erste Namensverzeichnis wenig Ausdrücke von Paracelsus enthielt, so fügte Toxites ein zweites Werk hinzu, für das nach seiner Mitteilung einige Vorgänger und er selbst aus Paracelsus Schriften schwer verständliche Wörter ausgewählt, alphabetisch angeordnet und durchweg mit teilweise umfänglichen Erklärungen in lateinischer, deutscher, französischer, italienischer, manchmal auch in spanischer und englischer Sprache versehen hat. Die deutschen Erklärungen rühren zum größten Teil von Toxites her, vielleicht auch die französischen und englischen, da er ja eine Zeitlang in Frankreich und wahrscheinlich auch in England geweilt hat. Fischart ist an diesem Onomasticon sicher nicht beteiligt. In der Vorrede dazu wird nichts davon erwähnt, und auch in den Erklärungen findet sich keine Spur von Fischarts Wortschatz und Stil, ebensowenig wie bei den übrigen von Toxites herausgegebenen und in Straßburg verlegten Schriften von Paracelsus.

Zu dem in seinem Besitz befindlichen Exemplar des ersten Onomasticon hat Fischart verstreut handschriftliche Bemerkungen eingefügt: die vier Anfangsbuchstaben seines vollen Namens auf das Titelblatt und außerdem auf die ersten 36 Seiten gelegentlich Verdeutschungen fremdsprachiger Ausdrücke, auch mit Wortspielen wie etwa für Fumus acerrimus „rauher rauch, Rauchrau, raurauch".

Im September 1574 wurde zu Basel bei Peter Perna gedruckt das „Onomasticon. Theophrasti Paracelsi eigene auslegung etlicher seiner wörter vnd preparierungen. Zusammengebracht durch Doct. Adamen von Bodenstein". Es ist ähnlich angelegt wie das zweite von Toxites herausgegebene Verzeichnis. In alphabetischer Reihenfolge stehen hier lateinische Ausdrücke, die oft mit deutschen Übersetzungen und manchmal mit ziemlich ausführlichen Erläuterungen versehen sind. Gleichfalls alphabetisch angeordnet, aber weit umfänglicher und reichhaltiger ist das „Ono-

masticum und Interpretatio Leonharten Thurneyssceres. Vber etliche unbekannte Nomina, Verba, Proverbia, Dicta, deren nicht allein in des Paracelsi, sondern auch in anderer Autorum Schriften gedacht" (Berlin 1583). Beide sind im Vergleich zu dem ersten Onomasticon, von dem sie ganz unabhängig sind, wissenschaftlicher ausgearbeitet und zur Benutzung viel besser geeignet.

Mit Hilfe solcher Wörterbücher konnte man sich zur Not mit der Terminologie von Paracelsus vertraut machen. doch zur Aufhellung seiner und der ihm zugeschriebenen Schriften und sonstiger chimischer Werke konnten sie nur wenig nützen.

Correctorium Alchymiae.

Toxites und Fischart waren auch beteiligt an der Ausgabe von alchimistischen Schriften, zu einer Zeit, als die Alchimie auf den Gipfel einer von Selbsttäuschung, Aberglauben und Betrug beherrschten Afterwissenschaft gelangt war. Die hermetische, die allen nicht Eingeweihten verschlossene Kunst, welche in Geheimschulen jahrhundertelang fortgepflanzt wurde, sogenannt nach Hermes Trismegistos, der griechischen Bezeichnung des ägyptischen Mondgottes Thot (Zeitmesser), stammt wahrscheinlich auch aus Ägypten. Dort erlebte sie einen neuen großen Aufschwung unter den Alexandrinern, welche von den Lehren des Aristoteles ausgingen, daß aus dem Urstoff die vier Elemente Feuer, Wasser, Erde und Luft entstanden, und in den verschiedenen Körpern nicht der Stoff, sondern nur die Eigenschaften verschieden seien, so daß der Übergang von einem in den andern Körper als möglich erscheine. Durch die Vermittlung der Araber, welche Ägypten um die Mitte des 7. Jahrhunderts erobert hatten, kam die Alchimie über Spanien ins Abendland. Der arabische Arzt und Chemiker Dschabir ibn Hajjan, im Abendland gewöhnlich König Geber genannt, eine in Dunkel gehüllte Persönlichkeit, lebte wahrscheinlich um 900 in Kufa bei Bagdad. Seinen Namen führt ein Korpus von Schriften, welche die Grundlage für die mittelalterliche Alchimie und Chemie bilden. Das Hauptwerk darunter, die Summa perfectionis magisterii, war am Beginn der Neuzeit über das ganze Abendland verbreitet. Auch einige europäische Forscher, namentlich im 13. Jahrhundert, nahmen in der Ent-

wicklung der Chemie eine hervorragende Stellung ein, standen aber alle im Bann der Alchimie. So der Dominikaner Albert von Bollstädt (Albertus Magnus), der in der Chemie die Handhabung verbesserte, neue Erkenntnisse gewann, aber behauptete, daß die Verwandlung von Silber in Gold möglich sei. Ferner der spanische Franziskaner Raimundus Lullus, einer der seltsamsten Weltverbesserer, der in den folgenden Jahrhunderten bei den Alchimisten in großem Ansehen stand. Eine Reihe von Schriften, wo mit großer Sicherheit aus eigener Erfahrung heraus die Herstellung des Steins der Weisen und seine wunderbaren Heilkräfte geschildert werden, waren auch in Deutschland unter seinem Namen verbreitet, die aber alle nicht von ihm herrühren. Sein Landsmann, der Arzt Arnoldus Villanovanus erkannte die Giftigkeit des Kohlendunstes, schrieb in seinem Hauptwerk Rosarius philosophorum als erster dem Stein der Weisen große Heilwirkung zu und förderte durch seine chemischen Untersuchungen die Medizin. Der Franziskaner und Professor in Oxford Roger Bacon wandte sich zwar gegen die Magie, glaubte aber an die Goldmacherkunst und den Stein der Weisen. Sein Speculum Alchimiae erschien zu Nürnberg 1541. In dieses Sammelwerk wurde auch aufgenommen das Correctorium Alchimiae seines Landsmannes und Zeitgenossen Richard of Wendover, Kanonikus von St. Paul in London, genannt Ricardus Anglicus.

Die Alchimisten der nächsten zwei Jahrhunderte können sich an wissenschaftlicher Bedeutung mit ihren Vorgängern nicht messen. Im 15. Jahrhundert förderte der deutsche Benediktiner Basilius Valentinus die Chemie. Er beschrieb genau das Antimon, entdeckte die Salzsäure, das Ammoniak, den Bleizucker, stellte reines Quecksilber aus Sublimat her und bildete die ersten Methoden der qualitativen Analyse aus. Als Alchimist fügte er den Grundstoffen Schwefel und Quecksilber noch das Salz hinzu und behauptete, daß der Stein der Weisen 10—30 Teile unedlen Metalls in Gold verwandeln könne. Seine viel Mystik enthaltenden Schriften wurden erst um 1600 veröffentlicht.

Die ganz unwissenschaftliche Richtung kam erst in die Alchimie hinein durch die Anschauung, daß es ein Mittel gäbe, welches alle Körper in Gold verwandeln könne. Diesen Stoff

nannten die Alchimisten Magisterium, roter Löwe, großes Elixier, Stein der Weisen, philosophischer Stein, rote Tinktur oder Aurum potabile, während Geber den Stoff, der alle Krankheiten heilen konnte, auch Magisterium nannte. Diese Übereinstimmung der Bezeichnung führte im Abendland zur Ansicht, daß dieser geheimnisvolle Stoff zugleich ungemessenen Reichtum und dauernde Gesundheit verleihen konnte. Im 13. Jahrhundert wurden zahlreiche weitschweifige, im wesentlichen übereinstimmende, aber durchaus dunkle, durch rätselhafte Anspielungen und immer wieder wechselnde Fachausdrücke noch unklarer gewordenen Beschreibungen des Steins der Weisen veröffentlicht. Überaus viel Zeit, Mühe und Geld wurden von zahllosen Adepten in unzähligen, im ganzen zwecklosen Versuchen verschwendet, die nur zufällig und unbeabsichtigt zu Entdeckungen und neuen Methoden auf dem Gebiet der Chemie geführt haben.

Auch in diese Entwicklung griff Paracelsus mächtig und in günstiger Weise ein, weil er sich gegen den Betrug und die Habgier der meisten Adepten wandte und in der Alchimie nicht das von allen Übrigen angestrebte Ziel erblickte, Silber und Gold zu erzeugen, sondern neue chemische Erkenntnisse zu gewinnen in dem edlen Bestreben, damit der Heilkunde zu dienen. Die von ihm angebahnte neue Richtung währte über ein Jahrhundert. Paracelsus hat bei aller Anerkennung der von Aristoteles aufgestellten vier Elemente doch dessen Anschauung von der Zusammensetzung der Körper abgelöst durch seine Lehre, daß alle Körper aus drei chemischen Grundstoffen zusammengesetzt seien: aus dem Schwefel, als dem Grundsatz des Veränderlichseins durch Feuer, dem Quecksilber, als dem Grundsatz des Flüchtigseins beim Erhitzen, und dem Salz, als dem Grundsatz des Feuerbeständigseins. Er selbst glaubte an die Möglichkeit, Gold zu erzeugen, meinte aber, daß Gott nur wenigen Menschen die hierfür notwendige Einsicht in die Art der Metalle verliehen habe. Er rühmte sich auch, den Stein der Weisen, die Tinctura physicorum, wie er ihn nennt, zu besitzen und beschreibt ihn auch in ganz allgemeinen dunklen Anspielungen. Er faßte ihn auch mehr als ein medizinisches denn als ein chimisches Präparat auf.

Kein Naturforscher jener Zeit sprach sich offen gegen die

Alchimie aus. Nur in den Schriften eines Zeitgenossen des Paracelsus, des in der Metallurgie gründlich bewanderten Georg Agricola tauchen Zweifel und Bedenken daran auf. In dem nach der Mitte des 16. Jahrhunderts ausgebrochenen Kampf zwischen den Ärzten der humanistischen Richtung und den Paracelsisten, standen nur diese im Lager der Alchimie und trieben einen großen Mißbrauch mit ihren neuen Präparaten, als Geheimmitteln.

Toxites gab auch einige alchimistische Schriften von Paracelsus heraus. In dessen Sinn glaubte er an den Stein der Weisen nur als ein schwere Gebresten heilendes Meisterstück. In seiner Vorrede zu Lullus Libelli aliquot Chemici (Basel 1572) verteidigt er warm dem Standpunkt von Paracelsus, dessen „wahre medizinische Chemie" nicht mit der trügerischen Alchimie der prahlerischen, habgierigen, im Lande herumziehenden, von Paracelsus oft bekämpften, Quacksalber verglichen werden dürfe. Dieser habe auch die von den Scholastikern verdunkelte Anschauung von der Alchimie wieder geklärt; seine Lehre sei die allein richtige „chemische Philosophie". Zwei Jahre danach gab Toxites bei Jobin die dem Paracelsus zugeschriebenen „Fünf Bücher vom langen Leben" heraus.

Im Jahre 1546 lernte Toxites in Straßburg den Doktor der Medizin Heinrich Wolf kennen, der dort kurze Zeit als Informator wirkte, und stand von da ab mit diesem in regem Briefwechsel. Wolf hatte anfangs der vierziger Jahre an einigen Universitäten Frankreichs, auch in Paris, studiert, und dort mit großen Kosten mehrere medizinische und alchimistische Handschriften erworben. Einen Teil davon gab er in deutscher Übersetzung bei Jobin unter dem Titel „Herrliche Medicische Tractat" (1576) heraus. Auf Toxites Wunsch sandte ihm Wolf um 1570 mehrere alchimistische Schriften, gegen deren Veröffentlichung er Bedenken hegte. Trotzdem gab Toxites zwei Abhandlungen davon heraus: „Von der Hermetischen Philosophia" und Dicta Alani (1574). In der Vorrede dazu kündigte Toxites die Drucklegung weiterer Handschriften von Wolf an. Dieser schien seinem Freunde das eigenmächtige Vorgehen nicht verübelt zu haben, weil er den Druck der übrigen „geheimnusreychen Tractat nit hinterhalten wöllen".

Deren Herausgabe aber verzögerte sich durch mehrere Jahre, und nach dem vor Ostern 1581 eingetretenen Tode von Toxites übernahm Fischart auf Wunsch seines Schwagers die Herausgabe. Dieses Sammelwerk enthält vier alchimistische Schriften in deutscher Übersetzung. Drei davon stehen auf dem Titel.

I. Correctorium Alchymiae Richardi Anglici. Das ist Reformierte Alchimy oder Alchimeibesserung ... II. Rainmundi Lulli Apertorium et Accuratio Vegetabilium. Von eröffnung und entdeckung wachsender Sachen und des Philosophischen steyns ... III. Des Königs Gebers aus Hispanien Secretum, dessen sich die Venetianer hoch austun. Alles nun erstmals zu nutz allen Geheymnußreicher Artznei vbenden ... in Truck gefärtigt (Straßburg bei Jobin 1581).

In diesem Sammelwerk ist noch als zweite Schrift abgedruckt: „Eyn kurze betrachtung von dem Lapide Philosophorum" eines unbekannten Verfassers. Nur am Schluß der ersten Schrift wird der Name des Verdeutschers der lateinischen Vorlage genannt: L. Pomisius.

Ähnliche Sammelwerke von alchimistischen Schriften in lateinischer Sprache sind dieser Ausgabe vorausgegangen. So das Werk De Alchemia (Nürnberg 1541) mit Richardus Correctorium, Schriften von Geber und anderen. Ein mit dem gleichen Titel zu Frankfurt am Main 1550 erschienenes Buch enthält den Rosarius minor von Richardus. Die Verae Alchemiae Aenigmata (Basel 1561) bringen auch das Correctorium von Richardus und das Apertorium von Lullus. Später werden solche Sammelwerke häufiger. Doch dieses von Fischart einbegleitete Buch mit alchimistischen Schriften in deutscher Übersetzung ist etwas ganz Neues und bleibt auch in der Folgezeit vereinzelt.

Die erste Schrift dieses Sammelwerkes, das Correctorium, handelt in weitschweifiger Darstellung mit vielen unverständlichen Ausdrücken über Fragen, wie die Kunst der Natur folge, warum die chimische Kunst das Studium der Philosophie benötige. Dann wird, von aristotelischen Aussprüchen ausgehend, die Natur der Mineralien und Metalle und deren Beziehungen zueinander und zum Schwefel und Quecksilber, die Herstellung von Tinkturen, des

Rebis (einer Medizin ex bina re), die Kräfte und Eigenschaften des Goldes (Sol) und des Silbers (Luna) und des falschen oder sophistischen Goldes und Silbers besprochen, mit Anführungen aus dem heiligen Augustinus, Avicenna, Albertus Magnus und andern berühmten Adepten und mit wiederholten Ausfällen gegen die falschen und betrügerischen Alchemisten, die alles verkehrt anstellen, wenn sie z. B. „ungleiche ding, die nicht proportionierlich sind", wie Eierschalen, Menschenhaare, Asche, Basilisken, Würmer, Kräuter und Kot für ihre Versuche heranziehen.

Die zweite Schrift, die „kurze Betrachtung" vom Stein der Weisen, welche sich inhaltlich mit den ersten Abschnitten des Correctorium ziemlich deckt, nur noch weitschweifiger ist, unterscheidet unter anderem zwei Arten von Philosophen. Diejenigen seien „viel herrlicher und trefflicher", welche nicht nur die Natur betrachten, sondern auch die Naturgeheimnisse ergründen. Die alten Philosophen hätten diese Kunst gesucht durch „Anblasung und Anreizung" des heiligen Geistes. Da bisher, meint der Verfasser, der Stein der Weisen mit ganz unklaren Worten und Gleichnissen beschrieben wurde, so daß viele überhaupt daran verzweifelt haben, so gebe er jetzt eine neue klare Schilderung über dessen Herstellung und Wesen, die natürlich auch ganz unverständlich ist. Der Grund, warum die Kunst von dem Stein so geheimnisvoll gelehrt werde, sei der, daß nur die Weisen sie erkennen sollten und nicht die unvernünftige große Masse, welche diese nur aus Geldgier suche. Einige Eigenschaften und Kräfte des Steins der Weisen erfahren die Leser hier seltsamerweise ausdem Munde des Teufels.

Auch die folgenden, Lullus und Geber zugeschriebenen Abhandlungen berichten in ganz ähnlich verworrener Weise über den philosophischen Stein.

In diesem Sammelwerk rühren von Fischart vielleicht die Randbemerkungen zu den zwei ersten Schriften her, welche im wesentlichen aus Inhaltsangaben bestehen. Ferner ein aus dem Lateinischen übersetzter Reimspruch:

Vier ding werden aus einem gemacht,
Und diese vier wieder zu eins gebracht,
Dies seind die geheimnussen sehr groß,
Der wirst du dich freuen ohn unterlaß

und bestimmt der Titel und die Vorrede. Fischart kannte sonst für die Alchimie nur Spott. Schon im Eulenspiegel nennt er sie „den armen Brand", in der Geschichtklitterung macht er sich über die Alchimisten lustig, im Podagrammischen Trostbüchlein wendet er sich in einem Reimspruch gegen „die bösen alchimisten", welche ihr Geld „wenden auf die Kunst, die gold verkehrt in rauch und dunst". In der Praktik scherzt er über ihr „Kesselgold", in der Dämonomanie über den „Philosophischen oder Vielbloßauffischen Wunderstein" und noch im Catalogus verhöhnt er die Titel ihrer Bücher.

In dieser peinlichen Aufgabe, etliche einen ganz veralteten Standpunkt einnehmende, alchimistische Schriften einzuleiten, konnte sich Fischart nur dadurch helfen, daß er im Titel und in der Vorrede deren Wichtigkeit für die Heilkunde hervorhob, wovon allerdings in den Abhandlungen selbst fast nie die Rede ist, und ferner dadurch, daß er die falsche Alchimie bekämpfte. Freilich tritt der Unterschied zwischen der wahren und falschen Alchimie aus diesem Sammelwerk nicht zutage. Fischarts an den „gutherzigen, kunstliebenden Leser" gerichtete „Vorwarnung" enthält am Anfang das seinen vollen Namen andeutende Anagramm: „In Forchten Gaths Mittel". Der Gedankengang dieser Vorrede, in welcher er auch alchimistische, größtenteils den einbegleiteten Schriften entnommene Ausdrücke verwendet, ist kurz folgender.

Als die Glaserzeugung aufgekommen war, verbot Kaiser Tiberius die Ausübung dieser nützlichen Kunst und ließ auch den Erfinder hinrichten, damit nicht das „schöne durchsichtige Glas" mit der Zeit das „bleiche Gold" entbehrlich mache und dadurch Handel und Gewerbe vernichte. Diesen „nichtswürdigen" Grund holte sich Tiberius, der wegen seiner Trunksucht Biberius genannt werden sollte, aus einem Trinkglas. Dadurch habe er erwiesen, daß er kein Lutum sapientiae sei, welches die Alchimisten so rühmen, sondern ein Lutum sanguine maceratum, ein von Blut befleckter Kitt, gewesen sei. Ebenso gehen jetzt diejenigen vor, welche fürchten, daß die chimische Bereitung der Metalle das Bergwerk schädigen, oder daß die Heilkunde zu leicht und allgemein gemacht werde. Sie wollen die chimische Kunst in Verruf bringen, damit sich kein Ehrlicher mehr damit abgebe, und

die, welche aus Liebe zum natürlichen Gold und der gewohnten Arznei, obwohl die Neuerer bei vielen Heilungen einen näheren Weg gefunden haben, fürchten, daß die alten Arzneimittel (Composita) mit den neuen (Simplicibus) in der Apotheke eine „grammaticische Schlacht" schlagen würden. Diese eifrigen Schirmer der alten Gewohnheit meinen, es könnten nicht zweierlei Künste nebeneinander bestehen, so doch schon die alten Völker beide geachtet haben. Diese Kunstzerstörer wollen den Tyrannen Diokletian nachahmen, der nach Besiegung der Ägypter diesen ihre Bücher über das Goldmachen wegnehmen wollte, um ihnen die Federn zu „beschroten". Aber wie es ihm mißlang, so werden auch heute trotz der Unterdrückung der „chimiphilosophischen" Schriften immer wieder neue ans Licht gebracht.

Auch manche Verfasser solcher Bücher schädigen selbst deren Benützung, weil sie diese Kunst „aufs aller verborgenest, unverständlichst, undeutlichst und wie ein verdeckts Essen den Leuten fürtragen". Doch sie verteidigen sich damit, daß sie nur für Weise schrieben. Ihre Unverständlichkeit werde aber niemanden dieser Kunst geneigt machen und schwerfällige Leser geradezu abschrecken. Wollen sie der Natur folgen, so müßten sie auch natürlich und faßlich schreiben und nicht die fremdartigsten und von weitest hergesuchten Wörter und Vergleiche „fürgrübeln". Darum seien die Verfasser der hier vorliegenden Abhandlungen zu rühmen, weil sie die ihnen durch Gottes Güte geoffenbarten Geheimnisse deutlich und verständlich mitteilen. — Was allerdings nicht der Fall ist! — Auch diejenigen seien zu loben, welche die von mißgünstigen Leuten versteckten Bücher wieder aufgefunden und der Nachkommenschaft überliefert haben, so Heinrich Wolf und Toxites. Fischart hoffte, daß diese Sammlung „allen wahrer Medizin Eiferigen zu großem dienstlichen Gefallen gereichen" werde. Doch der Erfolg war nicht groß. Erst 16 Jahre danach erschien eine bis auf kleine Änderungen ganz gleichlautende neue Auflage.

Die Bücher vom Feldbau.

Abgesehen von den Kapitularien Karls des Großen und den Anhängen zahlreicher Praktiken des ausgehenden Mittelalters, wo sich einzelne Vorschriften für einen landwirtschaftlichen

Betrieb finden, hebt eine Landwirtschaftslehre in Deutschland erst mit der Gründung des Buchdruckes und des Holzschnittes an. Der Aufschwung von Handel und Verkehr verursacht auch eine kräftigere und vernünftigere Bewirtschaftung des Bodens, welche wiederum eine fachwissenschaftliche Literatur erzeugt, die aber bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts von den antiken Schriftstellern abhängig bleibt. Zunächst wird sie im Rahmen der Naturwissenschaften und der Medizin gepflegt. Das 1482 gedruckte scholastische Werk „Buch der Natur" bringt neben der reichlichen Benützung antiker Quellen auch Ergebnisse neuer Beobachtungen. Weit größeren Einfluß erzielte das zum Teil nach römischen und byzantinischen Quellen Ende des 13. Jahrhunderts verfaßte, 1474 gedruckte Werk Ruralium commodorum libri XII des Advokaten Petrus de Crescentiis aus Bologna, welches zuerst in deutscher Sprache in Straßburg 1493, ebenda 1518, 1531 und noch 1602 herauskam. Der Humanismus führte die deutschen Gelehrten auch in der Naturwissenschaft allmählich zu selbständiger Forschung. Auf dem Gebiete der Botanik wurde diese angebahnt durch Otto Brunfels, der eine Zeitlang an der Lateinschule zu Straßburg unterrichtete, und durch Hieronymus Bock, der in seinem in Straßburg zuerst 1539 gedruckten „Kräuterbuch" auch auf die Land- und Viehwirtschaft und mit den vielen Rezepten auf die Medizin eingeht. Die von hervorragenden Humanisten 1514 herausgegebene Sammlung der alten Scriptores de re rustica (Cato der Ältere, Varro, Columella, Palladius) wurde in Italien, Frankreich und Deutschland wiederholt aufgelegt. Die letzten zwei Schriftsteller erschienen auch in der Verdeutschung von Michael Herr zu Straßburg 1538. Dazu kam der Einfluß spätbyzantinischer Schriftsteller, die zu dem alten Guten neuen Unsinn hinzufügten, besonders der auch von Herr verdeutschten Feldbaubücher Konstantins III. Noch der Rechtsrat Konrad von Heresbach stellte in seinem umfassenden Werke Rei rusticae libri quatuor (Köln 1571) die Lehren der alten Schriftsteller über seine eigene Erfahrung in Landwirtschaft und Viehzucht.

Ein vortreffliches, umfangreiches landwirtschaftliches Werk, das in Frankreich und Deutschland einen großen Erfolg hatte, stammt von Charles Estienne (Carolus Stephanus), einem An-

gehörigen der berühmten Pariser Buchdrucker- und Gelehrten-familie. Er wurde in jungen Jahren Doktor der Medizin, veröffentlichte einige medizinische und botanische Schriften und übernahm nach der Übersiedlung seines Bruders nach Genf dessen hervorragende Druckerei. Im Jahre 1554 kam sein Praedium rusticum mit hauptsächlich botanischem Inhalt heraus, welches von ihm selbst erweitert und ins Französische übersetzt wurde. Diese Fassung L'Agriculture et Maison rustique erschien nach seinem im Schuldturm erfolgten Tod zu Paris 1564 und im Jahr danach noch zweimal. Sein Eidam, der Pariser Arzt und Fachschriftsteller Jean Libaut ergänzte 1570 dieses Werk und fügte auch La chasse du loup von Jean de Clamorgan hinzu. Bis 1625 erschienen noch weitere sieben Ausgaben. Dieses Werk handelt in sieben Büchern über den allgemeinen Betrieb bei Bestellung eines Meierhofes, über Boden, Lage, Klima, über Verwalter und Arbeiter, auch mit Benützung von Catos De agricultura und Columellas De re rustica; ferner über Gemüse-, Obst- und Lustgärten, die Baumschule, über Bäume auf Feldern und an Wässern, über Bienen- und Fischzucht, Getreidebau, Brotbacken und Bierbrauen, Weinkultur, Forstwesen und Jagd. Dieses Werk zeigt vielfach neue Gesichtspunkte, namentlich den, daß jedes Land nach den verschiedenen Verhältnissen seine eigene Bodenkultur ausbilden müsse und nimmt darum im wesentlichen auf Frankreich Rücksicht. Von dem neu aufgekommenen Tabak (Nicotiana) ist ausführlich die Rede. Zum ersten Male findet man hier eine Anleitung zur Anlage des Mischdüngers. Daneben finden sich freilich noch viele veraltete und abergläubische Meinungen.

Die Verdeutschung dieses Buches besorgte Melchior Sebisch, der dafür gut vorbereitet war, weil er während seiner langjährigen Studien an Universitäten Frankreichs nicht nur die französische Sprache beherrschen, sondern auch durch seine Mithilfe bei Dallechamps Pflanzengeschichte die französischen Ausdrücke für Blumen und Kräuter genau kennen gelernt hatte. Zu Valence wurde er 1571 Doktor der Medizin, ließ sich danach in Straßburg, 1574 in Hagenau nieder und wirkte von 1576 ab wieder in Straßburg als Arzt. Eine neue mit „vielen nützlichen Experimenten"

gemehrte Ausgabe des bewährten Kräuterbuches von Bock gab er 1577 heraus.

Seine Verdeutschung der Agriculture erschien bei Jobin zur Ostermesse 1579 unter dem Titel: „Siben Bücher Von dem Feldbau vnd vollkommener bestellung eynes ordenlichen Mayerhofs oder Landguts. Etwan von Carolo Stephano vnd Johanne Liebhalto ... Frantzösisch beschrieben. Nun aber seines hohen nutzes halben, gemeynem Vatterland zu lieb von .., Melchiore Sebizio Silesio ... inn Teutsch gebracht". Für seine Widmung an den Kurfürsten Ludwig VI. von der Pfalz verwertete Sebisch einen Teil der Vorrede Libauts. Bei der Einteilung der Bücher und Abschnitte seiner Vorlage nahm er kleine Verschiebungen vor. So zerlegt er die größeren Kapitel des zweiten Buches in mehrere Abschnitte, zieht das 5. und 6. zu einem Buch zusammen und zählt den Anhang, die Wolfsjagd, als 7. Buch. Seine Verdeutschung ist, abgesehen von vielen Kürzungen und wenigen Fehlern, richtig und schlicht. Doch sind einige Kennzeichen seines persönlichen Stiles festzustellen. So liebt er es, die Steigerungsstufen mit dem unbestimmten Artikel zu versehen, wiederholt statt des Fürwortes das betreffende Hauptwort zu setzen, um möglichen Mißverständnissen vorzubeugen, längere Satzgefüge der Vorlage besserer Verständlichkeit wegen in einzelne Sätze oder Satzreihen aufzulösen. Oft erweitert er die Vorlage durch Zwei- oder Dreigliedrigkeit, besonders beim Haupt- und Zeitwort, durch Verwendung von Beifügungen, ohne sachlich Neues hinzuzufügen. Auch sonst nimmt er überflüssige Erweiterungen vor, wenn er z. B. durch einen Nebensatz den Hauptsatz erklären oder begründen will, wo es nicht nötig ist. Sein Streben nach möglichster Verständlichkeit führt so zur Pedanterie. Sein Wortvorrat ist reicher als der seiner Vorlage. Auch achtet er mehr auf den Wechsel des Ausdruckes innerhalb eines kürzeren Abschnittes. Selten kommen Gallizismen vor oder Stellen, wo er eine Redewendung der Vorlage in anderen Worten wiedergibt und damit den Sinn ändert oder den Standpunkt verschiebt. Manchmal findet sich ein flüchtiges Hinweggleiten über unwichtige Angaben.

Kürzungen und Streichungen führt er oft durch. Schon im

ersten Buch auf jeder Seite und im fünften sind fast 1000 Zeilen weggefallen. In diesem und im sechsten Buch läßt er die Schlußabsätze der Kapitel weg, auch wenn sie Wichtiges mitteilen. Umständliche Erörterungen, eingehend ausgemalte Schilderungen, Anführungen antiker Schriftsteller, Nachrichten über fremde Völker in der Vorlage zieht er stark zusammen. Auch bei vielen Auslassungen ist der Grund ersichtlich, so bei Wiederholungen in der Vorlage. Die von ihm gestrichenen Heilmittel und Rezepte billigte er wahrscheinlich als Arzt nicht. Außerordentlich selten schiebt er Zusätze ein; nur wenn er als Arzt seine Ansichten ausdrücken will. So rühmt er das Wasser als das beste Getränk fürs Gesinde und verweist auf die Gefahren des Biergenusses. Gelegentlich vermehrt er die Listen der angegebenen Rezepte und Krankheitsnamen und fügt zu den französischen Pflanzennamen die wissenschaftliche lateinische Bezeichnung. Den Beginn des zwölften Abschnittes im ersten Buch über die Pest erweitert er sehr, weil er in Straßburg oft Gelegenheit fand, Pestkranke zu behandeln. Sebisch dachte gar nicht daran, auch nur äußerlich die Vorlage deutschen Verhältnissen anzupassen. Die französischen Orts- und Flußnamen übernimmt er meist unverändert und gibt auch Redewendungen wie nostre France ohne weiteres wieder.

Nach der Abgabe seiner Handschrift an die Druckerei scheint sich Sebisch um das weitere Geschick seines Werkes, wahrscheinlich wegen wachsender Praxis, gar nicht mehr bekümmert zu haben. So ist es begreiflich, daß Fischart, welchem Jobin wie üblich die Korrektur schon bei der ersten Ausgabe der Feldbaubücher, anvertraut hatte, obwohl er weder auf dem Titelblatt noch in der Vorrede erwähnt wird, durch Umstilisierung eines Teils des ersten Buches, durch Zusätze in Versen und Prosa und durch die Einlage seiner Bearbeitung der Horazischen Epode Beatus ille beteiligt war.

Sein „Fürtrefflich artliches Lob deß Landlustes, Mayersmutes und lustigen Feldbaumanns leben“ sollte eine Art poetischer Empfehlung der Bücher vom Feldbau sein. Fischart hat die 70 Verse der Epode teils genau übersetzt, teils umständlich verarbeitet und durch zahlreiche kleinere und umfängliche Einschübe, welche von Gedanken und Aussprüchen der Vorlage angeregt sind,

sein Gedicht auf 294, in der zweiten Fassung gar auf 390 Verse gebracht, wodurch natürlich die Übersichtlichkeit verloren ging. Diese Bearbeitung zeigt durch das Bestreben, wozu ihm Horaz nur in wenigen Versen eine leise Anregung gab, das Landleben in jeder Richtung als nützlich, angenehm, begehrenswert, kurz als Ideal darzustellen und hingegen die städtischen Berufe, „den stadtgmeinen Neid und Streit" sehr ungünstig, ja des stärkeren Gegensatzes wegen in satirischer Übertreibung abfällig zu schildern. Und zwar geschieht es in der verneinenden Art, wie sie damals sehr beliebt war, daß der Landmann vor allen Unannehmlichkeiten, Schäden und Gefahren des städtischen Betriebes und anderer Berufe bewahrt bleibt, wie z. B. denen des Schiffers auf dem stürmischen Meere, des Landsknechts und des Bergkappen. In wenigen Strichen zeichnet Fischart wirksam die Sorgen des wucherischen Geldverleihers, des Kaufmanns, der sich dem Welthandel ergeben hat, die Erniedrigungen, welche sich Bittsteller um städtische Ämtlein von stolzen Ratsherren gefallen lassen müssen,

> Und ihm nachlauffen oft und lang
> Und tun manchen vergebnen gang,
> Auch vil stunden vor ihren Thüren
> Mit warten und stillstehn verlieren;
> Und als dann lang erst in den händen
> Sein hütlein drehen und umbwenden,
> Und zitternd einen brief darweisen,
> Als solt er einen Löwen speisen.

um dann von der Gnade der Machthaber abhängig zu sein. Alles Übelstände, welche Fischart damals in Straßburg selbst beobachten konnte. Durch diesen Vorgang werden natürlich die Vorzüge des Landlebens heller beleuchtet. Fischart entwirft idyllische Bilder von den Freuden des Gärtners, des Obstzüchters, des Hirten,

> Bißweiln sicht er sein lust dargegen
> Dort in eim Thal, ferr abgelegen,
> Wie das rot nnd weißwollecht Viech
> Zerstreut unten am Berge herziech,
> Und dort hoch an ein Berg sein Geisen
> In eim gesträuß die zweig abreißen,
> Und hört, wie mit einem Schäferliedlein
> Sein Hirt dort führt ein Sackpfeiffmütlein.

des Landmannes auch im Winter, von seinem behaglichen Heim, seiner einfachen, doch nahrhaften und gesunden Kost. Auch hier verfällt Fischart in die Unart überlanger Listen, wenn er etwa die in den Städten üblichen Leckerbissen und fremden Gewürze der reichen Schlemmer und die auf dem Lande gedeihenden Gemüse und Kräuter reihenweis aufzählt. Geläufig sind ihm jene aus dem Geschäfte seines Vaters; diese entnimmt er, sowie manche Beschreibung landwirtschaftlichen Betriebes, aus den Feldbaubüchern selbst, namentlich für die späteren Erweiterungen, wobei er manchmal auch wieder auf Horaz zurückgreift.

Fischart hat dieses Gedicht ganz auf den heimischen Boden und in seine Zeit versetzt und somit die Vorlage folgerechter bearbeitet als bei der Geschichtklitterung. Durch die ganze Auffassung und den Schluß weicht Fischart stark von Horaz ab. In dessen Gedicht erwacht ein Wucherer plötzlich aus einem idyllischen Traum und wird in die häßliche Wirklichkeit versetzt, eine Ironie also, welche die reine Wirkung aufhebt, während Fischart das Lob des Landlebens wirklich ernst nimmt. Zum Schluß erhebt der Dichter die Bitte zu Gott um Schonung des Landmannes, der damals bei den zahllosen Fehden gerade im Elsaß, wo Jahr um Jahr Landstrecken verwüstet wurden, im Gegensatz zu den wohlbefestigten Reichsstädten den Feinden völlig schutzlos preisgegeben war.

Neben diesem umfänglichen Gedicht steuerte Fischart noch 29 Reimsprüche von zwei bis dreizehn Versen, davon einen in der Vorrede und zweiundzwanzig im ersten Buch bei, welche zum Teil Umarbeitungen von Sprichwörtern und Sentenzen sind, die Sebisch wörtlich übernommen oder in deutscher Prosa wiedergegeben hat, zum Teil freie Zusätze Fischarts. Alle zeigen die Eigenheit seines Versbaues und seines Reimgebrauches, z. B. Mittelund Binnenreim:

Viel mehr dann euch ihr dienst ist nutz,
Dann stutz und trutz bringt nie nichts guts.

Annonimation und reiche Reime:

Es ist ganz unverträglich,
Zu sein mit Nachbaren unerträglich. —
Dann man mehr Närrisch Käufer find,
Als die Närrisch Verkäufer sint. —
Des Arbeiters geschickter fleiß,
Wend wohl des Grunds ungschickte weis.

Auch rühren von ihm eine große Zahl von Randbemerkungen mit Reim- und Wortspielen her: „Schlecht und gerecht ist Maiers Recht. — Ein weitläufig Gut ist nicht allzu gut. — Lust geht ab mit Verlust".

Die Darstellung von Sebisch hat Fischart in den ersten elf Kapiteln des ersten Buches umstilisiert durch Bilder, volkstümliche Redewendungen, Wortspiele, durch Stabreim und Reimprosa und abgesehen von den Reimsprüchen mit vielen (meist kleingedruckten) Einschüben versehen, die auch alle seinen Stil aufweisen. Z. B.: „Bühel oder Berglin; singen und sagen; auf die liegende Notbank schieben; zur Arbeit erboren und erkoren; von dem man ein Ding vermeinet zu verbessern, man es mehrteil pfleget zu verbösern". Für seine Zusätze, welche über die Luft, über Wind und Wetter, über Wassergewinnung, Ställe und Tennen, Sandgruben und Steinbrüche handeln und zu jedem Monat neue Bemerkungen bringen, verwendet Fischart neben antiken landwirtschaftlichen Schriften auch Bücher aus seiner Zeit, so Heresbachs Beschreibung eines Meierhofes, Walther Riffs Speisekammer, Nikolaus Wincklers Kräuterbuch und Schriften von Johannes Goropius. Alte Weidgeschreie und Jägersprüche entnimmt er Noe Meurers „Jagd- und Forstrecht" (1578). Was ihm gerade zur Hand lag, verwertete er zu diesen Einträgen an passenden und manchmal auch an unpassenden Stellen. Er merkt auch nicht, daß sich z. B. die Zusätze über Wetterläuten und Biertrinken den Darstellungen von Sebisch widersprechen. Er trachtet mit einigen dieser Zusätze auch Zustände der deutschen Landwirtschaft vorzuführen. Ferner fügt er ähnlich wie im Bienenkorb zu den Namen fremder Städte, Länder und Flüsse deutsche hinzu, erwähnt auch den Torf und die Brennerde in den Niederlanden und den lehmreichen Boden zu beiden Ufern des Rheines bei Straßburg mit einem verunglückten etymologischen Versuch über das Wort Argentinum. Aber wie sonst verliert Fischart auch hier bald die Lust zur Umarbeitung eines fremden Werkes. Denn später finden sich keine Zusätze mehr von ihm und abgesehen von den Randbemerkungen nur wenig Kennzeichen seiner Schreibweise.

Diese „Sieben Bücher" wurden noch 1580, 1592 und 1600 ohne Änderungen aufgelegt. Inzwischen erschien aber dieses Werk

in einer erweiterten Ausgabe unter dem Titel: „Fünffzehen Bücher vom Feldbaw ... mit vielfältigen Hochnützlichen Zusätzen vermehret. Straßburg 1587. Nach Sebischs alter Vorrede folgen jetzt die erste und die spätere Fassung vom Lob des Landlustes mit einer kurzen gereimten Antwort, der „Warnung" von dem Leibarzte des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz Dr. Georg Marius. Dann folgt eine von Fischart entworfene, doch vom Verleger ergänzte Erklärung, die nicht ganz richtige Angaben über die neuen Zusätze macht und grammatische Schnitzer in den herangezogenen lateinischen Ausdrücken aufweist. Hier wird zum ersten Male Fischarts Anteil, auch an der ersten Ausgabe und besonders an den Zusätzen zur zweiten erwähnt: „was er der Teutschen Landsart zum gemäßesten gewußt, aus mancherlei seinen Collectaneis und Observationen hievon ordentlich beigesetzt." Die neuen Zusätze sind tatsächlich alle von Fischart besorgt; einige davon werden auch durch seine Anfangsbuchstaben am Rande besonders vermerkt. Sebisch hätte auch keine Zeit dazu gehabt, weil er 1586 gleichzeitig zum Stadtphysikus und zum Professor an der Akademie ernannt worden war. Diese Zusätze haben das Werk ziemlich vergrößert, obwohl keine neuen Bücher hinzukamen, sondern die früheren sieben auf fünfzehn Bücher verteilt wurden.

Fischart hat auch bei dieser Ausgabe Sebischs Verdeutschung durch stilistische Eingriffe belebt und bereichert und besonders die ersten drei Bücher und später namentlich das dreizehnte und vierzehnte Buch, wo ihm eben der Stoff ergänzungsbedürftig erschien, durch neue Einfügungen aus zahlreichen Quellen, die er teils wörtlich, teils gekürzt verwertet, stark erweitert. Gleich am Anfang des ersten Buches sind umfängliche astrologische Ausführungen eingefügt, die Abschnitte über die Monate alle vermehrt und mit je einem Reimspruch versehen. Diese und die übrigen neuen Sprüche über die Winde, die linke Hand als Sonnenuhr, über Planeten und die gereimten Wetterregeln sind im Gegensatz zu den Reimsprüchen in der ersten Ausgabe nicht von Fischart verfaßt, sondern mit den übrigen Abschnitten irgendeinem Kalender jener Zeit entnommen. Über das ganze Buch verstreut ist der größte Teil des Buches „Paralipomena Hortulanica, daß ist Garten-

kunst zum Feldbau gehörig" (Straßburg bei Jobin 1586) von Georg Marius in einzelnen Wörtern, Sätzen und größeren Abschnitten verwertet. Diese Hauptquelle wird auch in der Vorbemerkung erwähnt.

Ins dreizehnte Buch hat Fischart die meisten Kapitel des vielgerühmten 1578 erschienenen Fachwerkes „Vom Gestüt der edlen Kriegsrasse" von Marx Fugger aufgenommen. Zwar stand ihm schon 1577 eine Handschrift davon durch Vermittlung eines „fürstlichen Stallmeisters" zur Verfügung, benützt hat er es aber erst für die zweite Ausgabe. Hierbei hielt er im Anfang Maß und nahm nur das heraus, was einem „Landmann mag dienen", zog die langatmige Vorrede Fuggers mit kräftiger Hervorhebung des Wesentlichen zusammen und fand noch Raum zu Wortspielen und Häufungen. Von den späteren Kapiteln nahm er aber wahllos alles herüber und nur gegen Ende entschloß er sich wieder zu Streichungen. Von Dr. Noe Meurers „Neu Jagd- und Weidwerk" (1582) benützte Fischart für das vierzehnte Buch mehrere Abschnitte über die Abrichtung des Falken.

Erst in der Ausgabe von 1588 kam Fischarts Name aufs Titelblatt, allerdings mit der unrichtigen Angabe, daß hier die von ihm gesammelten „Feldbaurechte und Landsitzgerechtigkeiten" hinzu gekommen seien. Fischart hatte allerdings die Absicht zu weiteren Vermehrungen, wie es aus dem letzten Abschnitt der Vorbemerkung von 1587 hervorgeht: „Wer hat auch je ein zugab von wohlfeilem Kauf gescholten? ... Wann dieselbige unvermerkt im Gras fort wächset, wie bald kann geschehen, daß aus sieben Feldbaubüchern siebzehn werden?" Unveränderte Ausgaben erschienen noch mehrere: 1592, 1598, 1607.

Schon die erste Ausgabe enthielt neben den Abbildungen von Destilliergefäßen, welche der französischen Vorlage entnommen wurden, und von drei Meßapparaten sechzehn in den Text gedruckte Holzschnitte, darunter alle Abbildungen zur Wolfsjagd. In der Ausgabe von 1580 kamen noch fünf Holzschnitte hinzu. Alle sind von Tobias Stimmer und von dessen Schüler Christoph Maurer gezeichnet. In den „fünfzehn Büchern" sind die Holzschnitte und Vignetten auf 49 erhöht, nach Zeichnungen von Maurer und Daniel Lindmeyer.

Das ganze Werk macht auch in der späteren Fassung einen unbefriedigenden Eindruck. Die Vorlage ist ein tüchtiges Hand- und Lehrbuch der Landwirtschaft, natürlich auf französische Verhältnisse berechnet. Sebischs Bearbeitung hat den Charakter des Lehrbuches verstärkt, doch ohne es den deutschen Verhältnissen anzupassen. In dieser schlichten und nüchternen Darstellung bemerkt man eine leichte stilgeübte Hand, die dem ungefügen Stoff trocknen Fachwissens ein gefälliges, buntes Gewand zu geben sucht. Außerdem äußert sich in Fischarts Zusätzen eine aufrichtige Freude über das arbeitsreiche, doch auch beschauliche und gesunde Landleben. Aus vaterländischer Gesinnung nimmt er wiederholt Rücksicht auf deutsche Zustände und wählt aus heimischen Büchern Abschnitte heraus, die auch dem deutschen Landmann nützlich sein könnten. Wiederholt weist er darauf hin, daß die französischen Verhältnisse nicht immer für Deutschland gelten. Und obwohl er antike landwirtschaftliche Schriften oft nennt und auch verwertet, hebt er doch hervor, daß „die altwelt nit alles erfunden hat". Plötzlich mitten im ersten Buch bricht er mit der Umarbeitung ab. In den späteren Büchern, wenigstens in der ersten Fassung, ist seine Beteiligung fast gar nicht zu bemerken. Er mag die Freude daran verloren haben. Auch die Abwesenheit von Straßburg kann der Grund dieses Erlahmens sein.

In seinen Schriften erwähnt Fischart die Feldbaubücher nur einmal in der Geschichtklitterung von 1582: „Da hat er sein Gesprech von feldbaulichen Sachen, von des Liebalti Meyerhof." Sein Lob des Landlustes in der älteren Gestalt wurde 1623 von Martin Opitz für dessen Lob des Feldbaues benützt.

Malleus maleficarum und die Verdeutschung von Bodins Démonomanie.

Gleich vielen gelehrten und geistig hochstehenden Zeitgenossen hat auch Fischart eine der entsetzlichsten und unsinnigsten Verirrungen der Menschheit, den Hexenwahn, völlig geteilt und mit Übereifer öffentlich vertreten. Doch nicht ihm, seiner ganzen Zeit fällt diese Schuld zur Last.

Der aus dem heidnischen und altjüdischen Dämonenglauben erwachsene Hexenwahn wurde im christlichen Mittelalter mit der

Lehre vom Teufel verquickt und immer üppiger ausgestaltet. Doch ist von Hexenverfolgungen bis ins 13. Jahrhundert nicht die Rede. Der Sachsenspiegel (1230) setzt für Zauberer die Todesstrafe fest, und in der gleichen Zeit beginnen die päpstlichen Inquisitoren auch Hexen vor das Ketzergericht zu fordern. Eigentliche Hexenverbrennungen vor weltlichen Richtern sind in Deutschland und der Schweiz erst für das 15. Jahrhundert nachgewiesen. Die Bulle Summis desiderantes vom 5. Dezember 1484, in welcher Papst Innocenz VIII. das Hexenwesen als Ketzerei und Teufelswerk bezeichnet und seine in Deutschland wirkenden Inquisitoren, die Dominikaner Heinrich Institoris und Jakob Sprenger zu unerbitterlichem Vorgehen gegen die Hexen aufforderte, hat die Prozesse gegen diese in Deutschland mächtig gefördert. Unsägliches Unheil aber veranlaßten die Inquisitoren, da sie nicht nur in Deutschland zahllose Frauen dem Feuertode überantworteten, sondern auch 1486 den Hexenhammer abfaßten, um die Richter in dem angeblichen Wesen der Hexerei und in dem grausamsten Verfahren gegen die Hexen zu unterrichten. Dieses Werk, Malleus maleficarum erschien zuerst in Köln 1489 und erlebte bis 1520 mehrere Auflagen rasch hintereinander.

Den Hauptanteil daran hatte Institoris, der hierfür die Akten des von ihm geleiteten Innsbrucker Hexenprozesses von 1485 mit verwendete. Auch im übrigen nahmen die Verfasser die Ergebnisse ihrer eigenen blutrünstigen Tätigkeit in das Werk auf, verwerteten und benutzten die Bekenntnisse der gefolterten Hexen und allgemein verbreitete Geschichten, auch die albernsten Lügenmärchen als geschichtliche Zeugnisse und ältere Schriften, besonders Niders Formicarius und für die theologische Begründung des Dämonismus Augustinus und Thomas von Aquino. Das in barbarischem Latein geschriebene, von Widersprüchen, Unsinn und gewaltsamen Beweisführungen strotzende Buch zeugt auf jeder Seite von der krausen Gelehrsamkeit, dem beschränkten Dünkel und der niedrigen Gesinnung der Verfasser.

Im ersten Teile suchen sie die Wirklichkeit des Hexenwesens aus der heiligen Schrift, dem kanonischen und bürgerlichen Recht nachzuweisen. Sie kommen zu dem Ergebnis, daß es Zauberei und Hexerei gebe durch die Macht des Teufels und mit Zulassung

Gottes, und daß es Ketzerei sei, nicht daran zu glauben. Dieses Verbrechen sei größer als der Fall der bösen Engel; der ungeheuren Verschuldung müsse darum die Größe der Strafe entsprechen. Die Hexerei werde hauptsächlich vom weiblichen Geschlecht ausgeübt wegen ihrer größern Verderbtheit. Die hier aufgezählten weiberfeindlichen Aussprüche und Schwänke aus der Bibel der Geschichte und Mythologie, aus antiken und neueren Schriften wurden im 16. und 17. Jahrhundert wiederholt nachgeahmt und benützt.

Der zweite Teil beschreibt ausführlich das Hexen- und Zauberwesen sowie die kirchlichen Mittel dagegen. Als wichtigster Grundsatz wird nach Nider gelehrt, daß die Hexen den Gerichtspersonen nicht schaden könnten. Vom Bündnis und von der Buhlschaft der Hexen mit dem Teufel, von deren Luftfahrten, von der Verwandlung der Menschen in Tiere, von der Verhexung der Zeugungskraft, vom Austreiben der Teufel ist ausführlich die Rede. Die Angaben, wie Hexen den Kühen Milch entziehen, Hagel, Ungewitter und Krankheiten erzeugen, über die Mittel, wie man Hexen erkennen und unschädlich machen könne, stimmen mit den heute noch allenthalben in abgelegenen Tälern verbreiteten abergläubischen Anschauungen überein.

Der dritte Teil bildet eine Unterweisung für die Richter. wie ein Hexenprozeß zu führen sei, mit weitläufigen Angaben über das Verhör, die Folterung und das Urteil. Festgestellt wird, daß die Hexen und Zauberer zunächst vor das geistliche Gericht gehörten, daß sie aber wegen des zeitlichen Schadens, den sie anrichten, auch vom weltlichen Richter zu bestrafen seien. Da es sich um Glaubenssachen handle, empfehle sich der Inquisitionsprozeß, das heißt die Eröffnung der Untersuchung auf eine geheime Angabe oder das bloße Gerücht hin. Das Verfahren bei diesem „Ausnahmsverbrechen" sei möglichst kurz, ohne viel Formalitäten und Zeugenaussagen, ohne eigentliche Verteidigung und Berufung durchzuführen; die durch das eigene (in der Folter abzuringende) Geständnis der Schuld erwiesene Person sei dem weltlichen Arme zum Feuertode zu überliefern.

Dieser Hexenhammer, welcher die ältere Literatur über Hexenwesen und die damaligen Ansichten der Ketzer-Inquisitoren

vollständig verwertet hat, führt auch Neuerungen durch, welche dann lange bestimmend nachwirkten; einmal, daß er nicht die ketzerische Eigenschaft der vorgeblichen Verbrechen der Hexen, sondern das maleficium, die schädigende Zauberei in den Mittelpunkt des Strafverfahrens stellt, und ferner daß die Hexerei grundsätzlich auf das weibliche Geschlecht beschränkt wird, schließlich daß er die Hexenprozesse von der Ketzer-Inquisition auf die weltliche Gerichtsbarkeit zu übertragen trachtet, was alsbald wirklich geschehen ist.

Das unglückselige Werk genoß nun bei den geistlichen und weltlichen Richtern des 16. und 17. Jahrhunderts unbestrittenes Ansehen und erlangte (nicht amtlich, doch in Wirklichkeit) entscheidende Gesetzeskraft. Es bot die Richtschnur für zahllose, jeder Gerechtigkeit, Milde und Vernunft hohnsprechende Hexenprozesse; es wurde Vorbild und Quelle für die vielen in rascher Folge erscheinenden deutschen, lateinischen, französischen und anderssprachigen Werke über Hexen und Dämonen. Denn mit dem Beginne des 16. Jahrhunderts brach nun eine bis dahin unerhörte Verfolgung der Hexen und Zauberer aus, die sich rasch über ganz Europa, auch über die katholischen und protestantischen Gebiete Deutschlands in gleicher Stärke verbreitete, bis zum dreißigjährigen Kriege immer grauenhafter anwuchs, dann lange verschiedenen Schwankungen unterlag und endlich im Laufe des 18. Jahrhunderts allmählich erlosch. Erscheinungen verschiedenster Art haben diese entsetzliche geistige Seuche erzeugt: der in der allgemeinen religiösen Aufregung zu blinder Angst gesteigerte Glaube an das leibhaftige Eingreifen des Teufels, der auch von den Reformatoren geteilt wurde, das neue unbillige Gerichtsverfahren, endlich die in der kampferfüllten Zeit gesteigerte Verwilderung der Gemüter, die Aufwählung aller bösen Leidenschaften, welche bei der neuen Erscheinung leicht ihre Befriedigung fanden, so die Rachsucht und Gehässigkeit der Angeber, die Geldgier und Mordlust vieler Landesherren, Richter und Henker. Die ohnedies furchtbaren strengen Bestimmungen des Hexenhammers und der peinlichen Gerichtsordnung Karl V. (1532) wurden immer mehr überboten. Aus jedem Hexenprozeß erwuchsen hundert neue, weil jede Angeklagte gezwungen wurde, die Namen ihrer angeblich

Mitschuldigen zu nennen. So fielen mehrere Millionen Menschen, darunter viele Schwarzkünstler und Giftmischer, Dirnen, Böses sinnende und übende, von Selbsttäuschung befangene oder geistesgestörte Frauen, doch größtenteils unschuldige Personen jedes Alters und Standes der gräßlichen Verfolgungswut zum Opfer.

In gleicher Weise wuchs auch die Literatur über das Hexenwesen. Jetzt beschäftigten sich nicht nur Theologen mit dem Dämonismus, auch Gelehrte verschiedenster Wissensgebiete erörterten in eigenen Schriften das Wesen der Hexerei, die wiederholt als ein neue Erscheinung bezeichnet wird, und empfahlen in der Überzeugung, ein gottgefälliges Werk zu tun, die gewaltsamsten Mittel zu ihrer Bekämpfung. Auch die erleuchtetsten uud mildesten Männer waren von der Wirklichkeit des Hexenwesens überzeugt oder betrachteten diese Erscheinungen als wüste Phantasien, die der Teufel den Weibern vorspiegle. Nicht aus Gründen reiferer Erkenntnis, sondern aus Gründen der Menschlichkeit traten einzelne öffentlich für eine mildere Behandlung der Hexen auf. Der erste, der es wagte, war Cornelius Agrippa von Nettesheim, der selbst der Magie zugeneigt, nach seinem Tode allgemein als Zauberer betrachtet wurde. Ihm folgte sein Schüler, der erfahrene und weitgereiste Joh. Weyer, Leibarzt des gerechten Herzogs Wilhelm II. von Cleve. Weyer gab 1563 das Werk De praestigiis Daemonum et incantationibus ac veneficiis heraus, worin er mit ausgebreiteter Gelehrsamkeit das Hexenwesen bespricht, viele angebliche Teufelskünste aus natürlichen Ursachen erklärt, die Roheit und Ungesetzlichkeit des Verfahrens gegen die Hexen beleuchtet, und die Unschuld der meisten Verurteilten mit edlem Eifer aufzudecken sucht. Seiner Meinung nach sollten zwar Giftmischer und Schwarzkünstler mit dem Tode bestraft, die Hexen hingegen durch christliche Unterweisung gebessert werden. Dieses tapfere Werk, das rasch zahlreiche Auflagen sowie Übersetzungen ins Deutsche und Französische erlebte, fand die Billigung des Kaisers Ferdinand I. und mehrerer richterlicher Behörden, die auch eine Zeitlang ein milderes Verfahren anwandten, sowie die Zustimmung hervorragender Gelehrter.

Viel größer aber war die Zahl der Gegner Weyers in Deutschland; doch sein leidenschaftlichster Feind wurde der be-

rühmte französische Staatsrechtslehrer Jean Bodin, der trotz seiner Gelehrsamkeit und seiner für die gleichmäßige Duldung der gottesfürchtigen Bekenntnisse eintretenden Gesinnung ein blindwütiger Anwalt erbarmungsloser Hexenverfolgung war. Gegen Weyer richtete er 1580 sein umfängliches, vom Hexenhammer beeinflußtes Werk De la démonomanie des sorciers. Bodin hat auch die neuere Hexenliteratur und die Ergebnisse der französischen (zum Teil unter seinem Vorsitz durchgeführten) Hexenprozesse der letzten Jahrzehnte verwertet. Das erste Buch gibt eine theoretische Betrachtung der Natur der bösen Geister, ihrer Kräfte, Eigenschaften und ihrer Beziehungen zum Menschen, das zweite eine Schilderung des neuern Hexenwesens mit Anführung der albernsten Geschichten als wissenschaftlicher Beweise. Das dritte Buch lehrt die Mittel zum Schutze gegen Behexung und Zauberei, das vierte ein möglichst grausames und ungesetzliches Gerichtsverfahren wider Hexen und Zauberer. Jede Milde und Schonung wird den Richtern unter Androhung zeitlicher und ewiger Strafen verwehrt. Die ganze Schrift enthält Ausfälle gegen Weyer; der Anhang ist geradezu gegen ihn gerichtet und durch dessen zweite Schrift De Lamiis veranlaßt. Da Weyer wie seine Gesinnungsgenossen doch noch vielen Hexen- und Teufelsfabeln Glauben beimaß, so bot er dadurch dem gewandten Gegner dankbare Angriffspunkte. Bei der Bekämpfung der Zauberei meint Bodin, sei es Sache der Theologen und Juristen, das göttliche und menschliche Gesetz zu vertreten. Der Arzt untersuche die Farbe des Harns; das sei seines Amtes. Mit der gleichen Bosheit nennt Bodin seinen Gegner einen Beschirmer der Hexen und Zauberer und verhöhnt ihn als Schüler des Teufelsgenossen Agrippa. Mit innerster Überzeugung verteidigt er das „heilige Werk“ gegen Weyer, der durch seine Schriften die Ehre Gottes zertreten habe.

Dieses abstoßende Werk Bodins, das in französischer und lateinischer Fassung zahlreiche Auflagen erleben sollte, wurde schon ein Jahr nach dem Erscheinen von Fischart ins Deutsche übertragen. Der Titel von dreißig Zeilen lautet stark gekürzt:

De Daemonomania Magorum. Vom Außgelaßnen Wütigen Teuffelsheer der Besessenen Vnsinnigen Hexen

vnd Hexenmeyster. ... Nun erstmals durch den auch Ehrnvesten vnd Hochgelehrten H. Johann Fischart, der Rechten Doctorn auß Frantzösischer Sprach treulich inn Teutsche gebracht vnd an etlichen enden gemehret vnd erkläret. (Straßburg bei Jobin, September 1581.)

Es ist eine bedauernswerte schriftstellerische Leistung, die natürlich in keiner Weise verteidigt oder beschönigt, doch zum mindesten durch die Zeitverhältnisse erklärt werden kann. Im Elsaß wütete das Hexenwesen wie im übrigen Deutschland. Schon in der Bulle Innocenz VIII. wurde der Straßburger Bischof ausdrücklich zur Förderung der päpstlichen Hexenrichter aufgefordert. Die protestantischen Prediger Straßburgs billigten in einem Gutachten 1538 die Verfolgung der Hexen und seit den siebziger Jahren mehrten sich die Hexenbrände allenthalben im Elsaß. Im grünen Bruch zu Straßburg wurden noch 1564, 1581 und 1588 Hexen verbrannt. Ward so Fischart durch seine Umgebung gewöhnt, dieses Unwesen als etwas Selbstverständliches zu betrachten, so mußte er darin noch bestärkt werden durch die allgemeine Anschauung im Kreise der reformierten Theologen seiner Zeit, welche für eine unnachsichtige Verfolgung der Hexen eintraten, so Lambert Danäus in Köln, der Straßburger Professor Petrus Vermigli und auch der von Fischart gefeierte Heinrich Bullinger. Dazu kommt, daß er sich zu jener Zeit um eine feste Stellung umsah. Wollte er, was am nächsten lag, Amtmann werden, so konnte er sich nicht besser empfehlen, als durch eine Schrift zur Hexenverfolgung. Denn auf den kleineren Herrschaften lag damals die Führung der Hexenprozesse den Amtleuten ob.

Die Vorrede zur Daemonomania, die Fischart an Egenolff, Herrn zu Rappoltstein richtet, gibt an, daß dieser dem Inhalt und der Richtung der Bodinschen Schrift zugestimmt habe. Fischart erklärt hier, er habe sich, obwohl dieser Stoff eigentlich Theologen zukomme, doch als Jurist entschlossen, die „bei heutigen unrichtigen und verwirrten Läuften hochnötige und viel wegs nutzliche“ Schrift Bodins zu verdeutschen, nachdem sich auch Philosophen und Mediziner, darunter Weyer, „unterfangen“ hätten, ein Urteil über diesen Gegenstand zu fällen. Nur den

Juristen gebühre es, sich über die hierbei in Betracht kommenden Gesetze und Strafen zu äußern. Mit diesem Buche sei allen Obrigkeiten eine Richtschnur geboten und er hoffe darum, Lob zu ernten für die „gemeinem Nutzen und Vaterland zu vorstand" vorgenommene Arbeit.

Die der Vorrede folgende „Vorwarnung von Leßung und Urteilung folgender Bücher", die in der zweiten und dritten Auflage mit dem Anagramm Invento Filio Gaudemus Messia unterzeichnet ist, erweist, daß Fischart doch nicht an jeden einzelnen Unsinn im Bodinschen Buche glaubte. Der Übersetzer ermahnt hier auch die Leser zur Vorsicht und rät ihnen, nicht „überall Beifall und Glauben zu geben"; Bodin biete die verschiedenartigsten Geschichten und Erklärungen, die nur zum Teil mit Wahrheit „untergesprengt" sind. Fischart selbst gibt in Randbemerkungen und in Zusätzen zum Text oft seine gegenteilige Meinung kund.

Im allgemeinen übersetzte Fischart die französische Vorlage genau und gut, ohne Kürzungen und sachliche Änderungen. Nur gelegentlich zieht er bei wörtlichen Anführungen, juridischen Fachausdrücken und Wendungen auch die lateinische Übersetzung heran. Auch hier gibt er für ein Wort der Vorlage zwei oder mehrere deutsche Ausdrücke, versucht für schwierigere Fremdwörter scherzhafte oder in Ernst gelungene Übertragungen und ersetzt trockene Wendungen durch anschauliche, häufig derbkomische Redensarten und Vergleiche. Auch hier schiebt er in die Prosa Reimsprüche ein, namentlich bei Übertragung von Zitaten und Sentenzen. Frei hinzugefügt sind fast alle Randbemerkungen. Bodin verzeichnete am Rand nur die Titel der im Texte benutzten Schriften. Fischart bringt außerdem kurze Inhaltsangaben der beistehenden Abschnitte, Ergänzungen zum Texte, etymologische Erläuterungen, Anspielungen auf bekannte Fabeln und Schwänke, spaßhafte Vergleiche und Sprichwörter. Seine Zusätze enthalten meist kurze Hinweise auf Bibelstellen, geschichtliche und literarische Beispiele, Sprichwörter usw., die zu den betreffenden Ausführungen Bodins passen, auch etymologische Wortspiele und Auszüge aus Büchern seiner Zeit von Goropius, Bock, Aventin, auch aus Ludwig Lavaters „Buch von den Ge-

spensten". Eine Reihe umfänglicher Zusätze bringt Beiträge zur Kultur und den Volksüberlieferungen seiner Zeit.

Im Herbst 1586 erschien die zweite vermehrte Ausgabe der deutschen Dämonomanie. Fischart hat für diese Ausgabe nochmals den Text genau durchgesehen, einige Besserungen daran vorgenommen und ungefähr im ersten Drittel neue, meist kleinere Zusätze eingeschoben. Nach Fischarts Tod folgte eine im wesentlichen unveränderte Ausgabe 1591, wo nur die schon aus Bodin stammenden hebräischen Ausdrücke in lateinischen Lettern wiedergegeben wurden. Dieser dritten Ausgabe ist beigedruckt ein weitschweifiges „Rechtliches Bedenken in Malefitzsachen" über drei Weiber von einem nichtgenannten, ziemlich milden und vernünftigen Rechtsgelehrten. Über ein Jahrhundert später erschien zu Hamburg 1698 eine erweiterte Ausgabe, wo nirgends Fischarts Namen genannt ist, die aber eine sprachliche, gelegentlich kürzende Erneuerung seiner Verdeutschung darstellt; mit einem neuen sehr langen Titel, wo das Werk irrtümlich als zweiter Teil von Nikolaus Remigius' Daemonolatria bezeichnet wird. Doch dieses Buch ist erst 1596 in lateinischer Sprache erschienen und hat mit Bodins Buch nur im allgemeinen den gleichen Stoff gemeinsam. Der letzten Ausgabe ist ein zweiter Teil als „Anhang Bodini Daemonomaniae" beigebunden, welcher eine Unzahl Geschichten von besessenen Menschen aus verschiedenen Ländern bringt. Diese Ausgabe, also eigentlich eine schriftstellerische Leistung von Fischart, benützte Goethe für seine Vorstudien zur Walpurgisnacht seines Faust.

Durch die Bearbeitung von Bodins Démonomanie wurde Fischart auf den Malleus aufmerksam, der seit 1520, so viel bekannt, nicht mehr erschien, weshalb eine Neuausgabe bei dem damaligen Ansehen dieses Buches einen guten Absatz versprechen mußte. Fischart, der damals eben als Avokat beim Reichskammergericht vorgemerkt war, konnte sich durch eine neue für die Juristen so wichtige Ausgabe dieser Behörde gut empfehlen und gab darum aus äußern Gründen, obwohl nicht ohne Zögern, dem Drängen des ihm befreundeten Verlegers Lazarus Zetzner nach und führte dessen Plan, die Neuausgabe des Hexenhammers und mehrerer inhaltlich verwandter Schriften sehr rasch aus.

Ostern 1582 erschienen, gedruckt bei Nikolaus Bassäus in Frankfurt am Main: Malleorum quorundam maleficarum, tam veterum, quam recentiorum autorum tomi duo. Der erste Band enthält den unveränderten Text des Malleus. Fischart hat nur die zahllosen Druckfehler und Versehen der älteren Ausgaben getilgt, die Kürzungen aufgelöst, wichtige Worte in Lapidar, deutsche Zitate in Schwabacher Lettern drucken lassen, die einzelnen Kapitel mit Überschriften versehen, Satzzeichen durchgeführt, ferner in Randbemerkungen den Inhalt der einzelnen Abschnitte kurz mitgeteilt oder auf wichtige Stellen aufmerksam gemacht. Gerade aus diesen Randbemerkungen ergibt sich, daß er nicht mit innerem Anteil an der Arbeit war, sondern nur im Auftrage des Verlegers seine Pflicht als Korrektor und Redaktor ausgeübt hat. Bei den heftigsten Ausfällen gegen Ketzer aber und bei Ausführungen, die seiner dogmatischen Überzeugung widerstreben mußten, verzeichnete er am Rande ruhig, ohne den geringsten Widerspruch, ohne ironische Anspielungen den Inhalt. Der erste Band enthält noch das fünfte von Zauberern und Hexen handelnde Kapitel aus dem zur Zeit des Baseler Konzils entstandenen Formicarius des Dominikaners Johannes Nider, welches zuletzt Wimpfeling in Straßburg 1517 neu herausgegeben hatte. Fischart geht bei diesem Anhang als Herausgeber genau so vor wie beim Malleus.

Der zweite Band enthält neun lateinische Abhandlungen von sieben Schriftstellern; darunter befinden sich sechs Theologen und ein Jurist, Deutsche, Italiener, ein Franzose und ein Spanier. Sechs Schriften handeln vom Zauber- und Hexenwesen, zwei von Beschwörungen. Die älteste darunter, von dem Pariser Universitätskanzler Johannes von Gerson, erweist einen anderen Geist, denn sie wendet sich gegen den Mißbrauch der Visionen. Literarisch bemerkenswert sind die beiden zuerst von Sebastian Brant 1497 in seiner Gesamtausgabe der Schriften von Felix Malleolus (Hemmerlin) veröffentlichen Traktate über Beschwörungsformeln in Süddeutschland sowie über Gespenster und Teufelserscheinungen, ferner ein 1499 gedruckter Traktat von Thomas Murner, ein Gespräch, in welchem er erzählt, wie er als Kind von einem alten Weibe lahm gehext und durch Gegenzauber wieder geheilt wurde.

Diese Schriften nun, von denen die meisten seit 60 bis

80 Jahren nicht mehr erschienen waren, mußten bei ihrer Veröffentlichung Aufsehen erregen und im Kreise der Hexenrichter rasche Verbreitung finden. Die Hoffnungen des Verlegers sollten sich auch erfüllen, denn 1588 kam die zweite, 1600 die dritte Ausgabe dieses eigenartigen Sammelwerkes bei dem gleichen Drucker heraus. Die Texte, Kapitelüberschriften und Abhandlungen sind dieselben geblieben. Die Titel der beiden Bände lauten jetzt etwas anders. Neu ist die Vorrede zum ersten Band, obwohl auch sie von Zetzner abgefaßt ist. Nachdrucke dieser dritten Ausgabe erschienen mit Fischarts Randbemerkungen und mit einer zum Teil andern Auswahl der Schriften für den zweiten Band zu Lyon 1614 und 1669.

Die Reimdichtung vom Peter von Staufenberg.

Die Erneuerung der mittelhochdeutschen Dichtung vom Peter von Staufenberg steht in losem Zusammenhang mit Fischarts Dämonomanie, zu deren Ausführungen jene „mehr Erklärung, Exemplifizierung und eigentliche Wahrmachung" darbieten sollte. Ein Nachkomme des Helden dieser Dichtung, Melchior von Staufenberg, welcher dem damals noch allein blühenden Zweige Widergrün des seit dem 12. Jahrhundert belegten weitverzweigten badischen Geschlechtes, derer von Staufenberg, und auch dem Straßburger Patriziate angehörte, wünschte von Fischart, der manchmal bei ihm auf der Burg Staufenberg in der Ortenau zu Gaste war, die Erneuerung dieser Dichtung, die von einem seiner Vorfahren so Rühmliches und Denkwürdiges zu erzählen wußte.

Die Bearbeitung selbst konnte Fischart nicht übernehmen, weil er 1588 neben der Versehung seiner Amtmannschaft noch schriftstellerisch überaus fruchtbar war. So übertrug er diese Arbeit einem alten Bekannten, der seinen Namen am Schluß dieser Dichtung mit den Buchstaben B. S. O. andeutet, dem Organisten des Straßburger Münsters Bernhard Schmidt, der bei sonstigen Veröffentlichungen seinem Namen gleich den Beruf Organist hinzufügte. Diese Erneuerung war seine erste Reimdichtung, die noch dazu bei dem unbegabten Dichter ziemlich schlecht ausfiel.

Seine Vorlage wurde ungefähr 1310 höchstwahrscheinlich von Egenolf von Staufenberg auf der gleichnamigen Burg gedichtet. Sie schildert Peter Diemringer von Staufenberg als das Ideal eines Ritters. Er war danach freigebig, tapfer, gebildet, fromm, durch seine Kriegstaten in ganz Europa und im heiligen Lande rühmlichst bekannt. Auf einem Ritt zur Kirche traf er eine wunderschöne Frau. Sie gestand ihm, daß sie immer unsichtbar an seiner Seite gewesen sei, seitdem er ein Pferd bestiegen. Sie habe ihn auf Turnieren und im Kriege vor Gefahren und vor Schmach bewahrt. Sie sei von nun an bereit, sobald er nach ihr verlange, zu erscheinen und ihm ihre Liebe zu schenken, ihm bis zum jüngsten Tag Glück, Ruhm und Reichtum zu verleihen unter der einen Bedingung, daß er nicht heirate. Dabei rief sie Gott zum Zeugen an, daß sie die Wahrheit spreche. Der Ritter war bereit, ihr zu eigen zu sein, so lange ihm Gott das Leben schenke. Er lebte nun einige Zeit in hohen Freuden, genoß die Liebe der wunderbaren „Frau" und vollbrachte mit ihrer Hilfe die rühmlichsten Taten der Tapferkeit und der Freigebigkeit. Dem wiederholten Drängen seiner Verwandten zu einer Heirat wußte er zu wiederstehen. Da aber wünschte der König, der ihn im Turniere gesehen, daß er seine Base, eine Prinzessin von Kärnten, heirate. Der Ritter berichtete, um sich davor zu bewahren, von seinem seltsamen Liebeshandel. Die bei der Unterredung anwesenden Priester erklärten, daß der Teufel sein Schlafgeselle sei. Der Ritter glaubte es und verlobte sich nun mit der Prinzessin. Seine Geliebte erschien ihm darauf, sagte ihm traurig den baldigen Tod voraus, ermahnte ihn zur Beichte und letzten Ölung und wünschte ihm Gottes Gnade. Während des Hochzeitsmahles ließ sich ein schönes Frauenbein bis zum Knie durch die Decke herab; das Zeichen, daß der junge Ehemann binnen dreien Tagen sterben müsse. Der Ritter bereitete sich in aller Frömmigkeit zum Tode vor, nahm von seiner jungen Frau und den Freunden Abschied und starb zur bezeichneten Zeit. Seine jungfräuliche Witwe ging in ein Kloster.

Die Sprache dieser Dichtung zeigt deutlich elsässische Färbung. Sie blieb auch im Elsaß lange beliebt. In Straßburg wurde sie vor dem Ausgange des 15. Jahrhunderts und noch bis 1550

im ganzen viermal gedruckt. Den letzten Druck hatte jedenfalls Schmidt zur Hand. Er setzte die Vorlage, mit Ausnahme einiger übernommener Reime, im allgemeinen ins Neuhochdeutsche um, vermied sichtlich ausgesprochen mittelhochdeutsche Ausdrücke, sagt z. B. für aventiure „Schrift", für alterseine „war allein"; die höfischen Begrüßungsformeln läßt er weg, das Minnespiel schreibt er in frühneuhochdeutsche Ausdrucksweise um. Die katholische Grundlage des Gedichtes bleibt im wesentlichen unangetastet, nur einmal wird für „Maria" „der Herr" eingesetzt und ein Mariengebet mit der Bemerkung versehen: „nach altem Catholischem brauch". Die Messe, Beichte, letzte Ölung werden sogar breiter als in der Vorlage beschrieben, ohne ironischen Beigeschmack. Außerdem erweiterte er die Dichtung um rund 700 Verse. An der Handlung änderte er nichts. Doch verbreiterte er die Darstellung, fügte Betrachtungen über die Geschehnisse ein, führte Abschiedsreden und Zwiegespräche, sowie die Beschreibung des Turniers, des Hochzeitsmahles und der Abschiedsreden des sterbenden Ritters breiter aus; im ganzen in einer trockenen Darstellung.

Die Form dieser Erneuerung ist überaus nachlässig; holprige Verse, grob alemannische und viele unreine Reime, nichtssagende Reimwörter; häufige Verwendung von Flickwörtern, gewaltsame Wortverrenkungen und Kürzungen, ein geringer Wortvorrat mit lästiger Wiederholung von Lieblingswörtern, wie „geziert", „gebührt", „rüsten", „herrlich", „tun", „ganz". Die gleichen inhaltslosen Wörter finden sich auch trotz der Verschiedenheit des Gegenstandes in Schmidts etwas jüngerer gereimten „Beschreibung des Übungsschießens" (in Straßburg Mai 1590) und hier noch ärgere metrische, sprachliche und stilistische Verstöße, so daß es wahrscheinlich ist, daß Fischart bei der Durchsicht von Schmidts Erneuerung, nur die ärgsten Verletzungen milderte oder berichtigte. Doch sicher verglich Fischart nicht diese Erneuerung mit der Vorlage, sonst hätte er nicht am Schlusse seines Prologes behaupten können, es sei an jener nichts ergänzt oder gestrichen worden. Die Zusätze zu dieser Vorlage rühren sicher auch von Schmidt her. Einige Stellen aus dem ersten Kapitel hat Fischart gestrichen, weil er diese in seinen Prolog übernommen hatte.

Dieser umfängliche Prolog, unter dessen Überschrift I. F. G. M. steht, ist von Fischart verfaßt. Wohltätig hebt er sich von der Bearbeitung ab durch die glatten Verse, durch die Abwechselung mit vielen klingenden Reimen, durch Stabreim und Reimkünste, durch den reichen Wortschatz mit vielen Neubildungen und Wortspielen, durch den persönlichen und lebendigen Stil.

Fischart benützte den Anlaß, um diese Geschichte „dem Adel zum Spiegel und männiglich zu guter Lehr und anweisung“ vorzuführen. Sie sollte „nun auf ein Neues zu eim rechten Adelsspiegel“ werden, „darin er sich seiner Adelichen Gebür hab zu ersehn“. Von diesem Gesichtspunkt aus gibt Fischart im Prolog eine frei erfundene Schilderung der Erziehung und der Jugendzeit des Stauffenbergers, der hier noch mehr als im alten Gedicht als Ideal gezeichnet ist. Mit scharfer Verurteilung der Gegenwart und mit unbedingter Verhimmelung „der guten alten Zeit“ legt er hier seine Ansichten über Adelige, über Hofleute und Krieger, über Erziehung und gute Sitte nieder. Am herbsten tadelt er die Gleißnerei und Verlogenheit, die zu seiner Zeit an den Höfen herrschte, und das rohe Kriegsvolk ohne Ehr und Glauben, das dem folgt, der am meisten zahlt. Hier wie in anderen Schriften verwendet er für seinen Helden den Mythus vom Herkules auf dem Scheidewege und preist ihn, weil er, wie Achill den Homer, „zu seiner zeit“ auch einen Dichter seiner Taten gefunden hat.

Die Sage, welche dieser Dichtung zugrunde liegt, ist gewiß von hohem Alter. Wahrscheinlich wurde sie schon vom Herzog Berchtold I. von Zähringen 1061—1073 erzählt und später auf einen jüngeren Besitzer der Burg Staufenberg übertragen. In dem mittelhochdeutschen Gedicht heißt die seltsame weibliche Erscheinung nur frouwe; eine besondere Beziehung zum Wasser wird weder hier noch in der späteren Bearbeitung erwähnt. Trotzdem heißt sie auf dem Titel eines Straßburger Druckes „merfeye“. Paracelsus, auf den sich Fischart in seiner dem Prolog vorangestellten Vorrede beruft, nennt sie „nympha oder wasserfrawe“; Fischart nennt sie „meerfee oder Meervenus“. Jedenfalls gehört sie zu den im germanischen und keltischen Mythus vorkommenden Elbinnen, die mit irdischen Männern einen Liebes-

bund schließen, der gewöhnlich ein jähes Ende nimmt, weil der Erwählte die gestellte Bedingung nicht einhält. Auch in den lothringischen und elsässischen Sagen finden sich verwandte Gestalten, so die Perlenjungfer am Diemeringer Salzbrunnen, die kristallene Salzfee und andere. Verwandt damit ist auch die erst Ende des 14. Jahrhunderts in Frankreich aufgezeichnete Sage von der Melusine, die sich später auch in der Nähe des Staufenbergs angesiedelt und die namenlose Meerfee verdrängt hat.

Wie alle heidnisch-mythischen Erscheinungen in christlicher Zeit als Ausgeburten der Hölle betrachtet wurden, so galt auch die Geliebte des Staufenbergers als Teufelin. So ergibt sich schon in der alten Dichtung ein Widerspruch, wo das Teufelsweib fromme Reden führt. In Fischarts Prolog tritt dieser Widerspruch noch schärfer hervor. Der Überschrift zufolge mußte der Ritter sterben, weil er ihren „teuren Rat" mißachtete. Anderseits erläutert Fischart in der Vorrede und im Prologe den religiösen Sinn der ganzen Begebenheit dahin, daß die Meerfee nur eine Verlockung des Teufels gewesen sei und daß der Ritter diese sündhafte Verbindung mit ihr durch seine schließliche Ergebung in Gottes Willen und durch seinen frühen Tod gebüßt und gesühnt habe.

Die ganze Begebenheit hält Fischart für eine „wahrhafte Geschichte", wie es im Titel heißt, und am Schlusse seiner Prosavorrede beteuert er die Wahrheit dieses Berichtes, auch verweist er auf Paracelsus, der diese „Wundergeschicht wahr befunden". In seiner maßlos umfänglichen Vorrede ergeht sich Fischart weitschweifig über den Gegenstand, „was von dergleichen und andern Familiaren oder geheimen zukuppeligen Geistern sei zu halten". Er handelt hier von zahlreichen mythischen Erscheinungen, die er für Verwandte der Meerfee hält, vor allem von den „halb frawen und halb Fischartischen bildern". Venus, Sphinx, Circe, Medusa und andere Gestalten der antiken Mythen erklärt er für Ausgeburten des Teufels und bringt sie durch seltsame etymologische Umdeutungen ihrer Namen mit mittelalterlichen Fabelgestalten der Melusine, Merlins Mutter, dem Ahnherrn der Merowinger, einem Seeungeheuer, und andern in Beziehung. Den Namen Merlin legt er als „Märlinsager"

aus und verspottet die über ihn erzählten Geschichten als „rocken-stubnarrisch geläß“. Er erzählt mehrere fränkische Sagen mit Angriffen auf die geistlichen Chronikenschreiber, welche nach der „Zelle stinkende abenteuerliche Ungeschichten“ erdacht hätten. Daneben ist auch vom König Arthur, vom Tannhäuser, vom Schwanenritter, vom Doktor Faust und andern Sagengestalten die Rede; alles bunt durcheinandergewirbelt.

Die Erneuerung der alten Dichtung mit Fischarts Vorrede und Prolog erschien Spätherbst 1588 bei Jobin: „Ernewerte Beschreibung der ... Alten vnd warhafften verwunderlichen Geschicht. Vom Herren Petern von Stauffenberg ... Was wunders jhme mit einer Merrvein oder Mörfähe seie begegnet. Dazu ein außführlicher Bericht ... was von dergleichen ... Geistern sei zu halten“.

Eine zweite Ausgabe erschien zu Straßburg 1598, für die mehrere metrische Unebenheiten und mundartlichen Erscheinungen der ersten Ausgabe gebessert wurden, und ein Nachdruck davon zu Magdeburg bei Franck ohne Jahr. Nach dieser Erneuerung — ohne Benützung des Prologes von Fischart — haben Achim von Arnim und Clemens Brentano für des Knaben Wunderhorn (1806) einen verhältnismäßig kurzen Romanzenzyklus abgefaßt und Hans Pöhnl hat sie 1887 zu einem Volksbühnenspiel „Ritter Stauffenberg und die schöne Meerfei“ verwertet.

Catalogus Catalogorum.

Zu seiner letzten Schrift erhielt Fischart die Anregung durch Rabelais' Gargantua, wo das 7. Kapitel des zweiten Buches einen satirischen Katalog der Bibliothek zu St. Viktor in Paris enthält. Fischart wies selbst in seiner Vorrede kurz auf die Quelle hin, die ja noch ganz deutlich aus seiner erweiternden Umarbeitung zu erkennen ist. Lange vorher aber, ehe er diesen Plan eines satirischen Kataloges zu einem selbständigen Buch erweitert hat, finden sich in verschiedenen Schriften seiner Feder kleinere oder größere Listen wirklicher und erfundener oder parodierter Büchertitel, die wegen deutlicher Beziehungen als Vorarbeiten des Catalogus zu betrachten sind. So im Epilog zum Flöhhaz, wo Fischart zur Verteidigung des absonderlichen Gegen-

standes auf andere Beispiele moderner und antiker (dazumal in Deutschland verbreiteter) ironischer Enkomien und Tierdichtungen verweist, die zum Teile im Catalogus wieder erscheinen, und ferner zwei Listen in der Geschichtklitterung, die beide aus Erweiterungen Rabelaisscher Titelreihen hervorgingen.

Hier gibt Fischart zunächst im Vorwort fünf Büchertitel Rabelais' zum Teil in scherzhaften Erweiterungen wieder und fügt eine (in der zweiten Ausgabe 1582 stark vermehrte) Reihe von über 30 Büchertitel hinzu, die sich soweit, sie nicht als bloße Scherze zu betrachten sind, auf spätere Bände des Gargantua, auf bekannte Bücher jener Zeit beziehen, vor allem aber (auch nach dem Vorbild Rabelais') Fischarts eigene groteske und langstielige Titel als „unsers gespunst Büchertitel, die euch wunderlich Krabatisch in den Ohren lauten", verspotten. Die Anregung zu seinem Catalogus wird hier bereits ausgedrückt: „Von blinder hundsgeburt heutiges bücher schreibens". Denn die Vielschreiberei, die Unzahl wertloser oder schädlicher Schriften, die damals auf den Markt geworfen wurden, reizte ihn zur Abfassung eines großen satirischen Kataloges.

Die zweite viel größere Liste findet sich im 17. Kapitel der Geschichtklitterung. Rabelais hat bereits in seinem entsprechenden 14. Kapitel gelegentlich einer spöttischen Bekämpfung der schlechten Erziehungsmethode am Ausgange des Mittelalters unter anderem eine große Zahl der in den Schulen der Scholastiker allgemein üblichen, aber veralteten, nur auf das Formelle ausgehenden, wertlos gewordenen Lehrbücher, den Donat, den Facetus, Theodul, Alanus, das Doktrinale und viele andere, alles wirkliche Titel gangbarer Anleitungen, Grammatiken, Eselsbrücken und Kommentare mit wenigen Namensverdrehungen und sparsamer Hinzufügung komischer Verfasser zusammengestellt. Fischart hat nun alle diese Titel wiedergegeben. Aber wie er überhaupt das ganze Kapitel durch viele kleine Scherze und drei große Einschübe vermehrte, so erweiterte er auch die Liste Rabelais' mit 26 (1590 um drei mehr) neuen, erdichteten Titeln angeblich scholastischer Lehrbücher, die derbkomisch in barbarischem Deutsch-Latein und zum Teil maccaronisch abgefaßt sind. Den Grundstock von Fischarts „ganzem Register" bilden gewöhnliche bei den Scholastikern

oft wiederkehrende Buchbezeichnungen, wie Grammatica, Gemma Gemmarum, Tabulare, Summa, Vocabularius, Vademecum, Opus minus usw. Außerdem entnahm Fischart den Epistolae obscurorum virorum mehrere ihrer fingierten komischen lateinischen Titel, erweitert sie aber mit deutschen scherzhaften Ausdrücken, mit erfundenen oder auch aus den Epistolae übernommenen derben Verfassernamen und Ortsnamen, oft ganz abliegende Stellen oder verschiedene Titel der Quelle miteinander verbindend. So z. B. stammen „Die Formalitates Scoti mit Supplementis Bruliferi und Magistri Langschneiderij Ortwiniste" aus zwei Stellen dieser Quelle. Ortwinistae sind die Anhänger des Empfängers der Epistolae, Ortwinus Gratius. Weiter kommen hinzu etymologisierende Scherze wie Philomulus für Philomusus und maccaronische Bildungen wie Kleinehr de magnis Oribus.

Im 26. Kapitel der Geschichtklitterung von 1582 weist Fischart unmittelbar auf seine geplante Bearbeitung von Rabelais' Bibliothekskatalog hin, wo er bei der Morgenandacht des jungen Gargantua der „Gebettformular" gedenkt, „die heut ein jeder Kanzelstand und Predigtstuhlbeschreiber zusammenklittert, damit er auch wie ein Schwalbennest an Doctor Gesners Bibliothek oder ins Suppliment zugeflickt werde: aber sie werden mir im anderen Teil zur Liberi noch wohl bekommen". Fischart beabsichtigte also, die Vorlagen durch Titel zu erweitern, welche die Überflutung des Marktes durch Gebet- und Erbauungsbücher mit süßlichen Titeln verspotten sollten.

Diese hier angekündigte Liste führte Fischart wirklich aus und zwar in seiner Vorrede zu einer Verdeutschung der Tractatus tres continentes doctrinas longe utilissimas, (Frankfurt a. M. 1582). Der Verfasser, der humanistisch gebildete Johann Rivius (1500—1553), Organisator des sächsischen Schulwesens und Inspektor der Fürstenschule in Meißen, war auch als Schriftsteller auf den Gebieten der Philologie, Pädagogik und der Theologie tätig. In seinen Schriften zur praktischen Philosophie und Ethik stellt er, wie hier, seine Kenntnisse der antiken Philosophie in den Dienst der christlichen Anschauung.

Anfangs 1588 erschien bei Jobin eine Übersetzung dieser Traktate von einem Unbekannten: „Wolsichernd Auffmunterung,

der inn Wansicherheit vnsicher verschlaffenen Welt. Durch drey recht sichere weg Christlicher warnungs weiß angebracht. 1. In Verweisung gröster Thorheit der Menschen ... 2. In Erklärung der frommen Leut stäter Freud hie auff Erden ... 3. In Ermanung derselbigen, zu stätem vnauffhörlichem Kampff vnd Streit, wider jhre Erb-, Leib- vnd Ertzfeind."

Von Fischart rührt der Titel und die Vorrede her, welche Beziehungen zum Catalogus und dem Gedicht auf die Bibliothek zu Theleme erweist. Diese Vorrede steht in keinerlei innerem Zusammenhang mit den herausgegebenen Schriften, sondern handelt nur „vom Nutz viel auskommender Trostschriften". Ihr Gedankengang, der von überreichem Wortschwall und den ungefügen Satzgruppen förmlich verhüllt wird, ist kurz folgender: „Dünkelkluge" und in ihrem „Mistnest gleichsam verstänkte und versenkte Leut", welche keiner anderen Bücher achten als Zinsregister, Gültbriefe, gekerbter Korn- und Weinzettel. Borgkalender Wechseltalmuth, Schindbrevier u. a. — also Zwischenhändler und Wucherer — ärgern und beschweren sich über das heutige unaufhörliche Drucken von mancherlei Schlag, wie neue Postillen, Hand- und Hausbüchlein, Laienbibeln, Betbüchlein, Spruchbüchlein, Hexentröster, geistliche Rüstkammern, Paradiesquellen, Totenkränzlein und viel mehr „solcher mit auserlesenen Kramlobenden und Kaufflockenden Titeln auffgemutzte und feylgethane Büchlein". Wiewohl der Bücherhandel heute wirklich größer ist denn je, muß doch bei Betrachtung der jetzigen Verderbnis, wo man „am sorglosesten und wansichersten dahin sauset und hauset" das unabläßige Ermahnen und Warnen, sowie die allgemeine Verbreitung erbaulicher Bücher als Notwendigkeit befunden werden. Bei dieser Überschüttung mit tröstlichen und dräuenden Erinnerungen hat die schon zum Feuer erkannte Welt nicht das Recht der Ausrede, sie wäre nicht genugsam auf den Weg des Herrn geleitet worden. Wenn die Menschen schon nicht auf die Beispiele der heiligen Schrift und die Aussprüche der Propheten hören, so sollten sie doch als Heilmittel die „kleinen Werklein" benützen, „sie seyen so frembd benannt, wie sie wöllen, wann sie allein auf die rechte Bahn weisen". Warum tadelt man deren süße Benennungen, wenn sie doch auch süßen Trost bringen.

Wem sollte nicht zu Herzen gehen die Geistkräftig Seelarznei aus biblischer Apotheke, der Honigseim aus göttlichem Immengarten, der Ewig Heil- und Gesundheitsbrunnen? Abscheu vor dem schnöden Lebenswandel sollen bewirken: der Herzenmahner, die Weckglöcklein zu heiligem Wandel, die Schaustellung menschlicher Eitelkeit! Wer ist so ein Unmensch, der nicht solche „mutsprechende" Büchlein achte, wie „das Bedenks End und die Endbedenkung; den Abdanck der Welt, und der Welt Habdank und Grabdank"; (Ähnliche Titel von katholischen und protestantischen Erbauungsbüchern finden sich in den Frankfurter Meßkatalogen der achtziger Jahre.) Und je höher die Bosheit und Untreue wächst, desto mehr müssen die Mahnungen und Strafen gehäuft und geschärft werden. Darum hat Gottes Fürsehung „die rühmliche und kömmliche Kunst" des Buchdrucks rechtzeitig hervorbrechen lassen, daß in den Tagen des Ärgernisses solche heilsame Schriften hoch und niedrig zugänglich würden. Aus diesem Grunde seien auch Fortsetzung und Nachdruck guter Bücher nicht zu tadeln, viel mehr seien solche „Bücherpflanzer" des Ruhmes und ewiger Belohnung würdig.

Trotz diesen Versicherungen blickt in der ironisch angehauchten Vorrede auch Fischarts Widerwille durch gegen „das unaufhörlichs hin und wieder publizieren". Am Schluß erst werden die „Christliche Tractätlein" erwähnt, die der Verleger zur Erbauung angefochtener Herzen und als Anweisung zu einem aufrichtigeren Lebenswandel herausgeben wolle.

Endlich stellte Fischart in einem neuen Schlußabsatz der Geschichtklitterung von 1582 den Katalog wieder in Aussicht mit dem Scherzwort: „Es wird mir die Liberey zu S. Victor wol dienen in die Kuchen."

Im März 1590, als Fischart wohl den Plan der Fortsetzung des Gargantua aufgegeben hatte, entschloß er sich das allein daraus fertig gewordene Stück, die Bearbeitung des Kataloges, als Buch herauszugeben:

Catalogus Catalogorum perpetuo durabilis. Das ist: Ein Ewigwerende Gordianischer, Pergamenischer vnd Tirraninonischer Bibliothecken gleichwichtige vnd richtige verzeichnuß vnd registratur Aller Fürnemer außbündiger fürtrefflicher

nützlicher, ergetzlicher, schöner, nicht jederman gemeiner getruckter vnd vngetruckter Bücher vnd Schrifften ... mancher Herrlicher Auctorn und Scribenten ... Vormals nie außkomen, sondern vor den Sinnarmen ... an starke Ketten bißher verwahrt, Newlich aber durch Artwisum von Fischmentzweiler erditricht vnd an Tag gebracht ... Getruckt zu Nienendorff bei Nirgendsheim im Mentzergrund.

Ganz die gleichen Gedanken mit verstreuter Wiedergabe des Titeltextes trägt die ebenfalls ironische Vorrede vor. Im Tone von Rabelais' Vorreden spricht Fischart seine Leser an mit allerlei Abschweifungen, packenden Redensarten, eingestreuter Reimprosa, knapp erzählten Schwänken und komischen Erlebnissen. Er wolle die schriftgierigen Leser und Buchdrucker nicht länger hinhalten, und da alles vor der Welt Ende an den Tag kommen müsse, so trete auch er mit seiner „Pantagruelinischen Bibliothek" — das ist die einzige Andeutung seiner Vorlage — vor die Öffentlichkeit. Auch hier erwähnt er Gesners Bibliothek und vermißt in dem Supplement dazu sein eigenes Repertorium, obwohl es einen so rühmlichen Vorrat, wie kaum die größten Büchersammlungen der Zeit habe. Lesern, welche aus den Titeln auf den Inhalt der Bücher schließend Verlangen darnach tragen, soll ihr Wunsch gewährt werden, ebenso Buchdruckern, welche zur Verlagsübernahme geneigt seien. Diese mögen einen Zettel mit Nennung des Gewünschten zur Frankfurter Messe an den Römer schlagen. Schriftsteller, die ein tolles Buch mit einem seltsamen Titel taufen wollen, finden hier ihren Vorteil, daß ihr Buch „des frembden Namens halb dem Trucker desto eher abgang". Der Verfasser werde zwar keinen Dank davon haben, hoffe aber doch daß seine „Registratur" einen starken Absatz haben und der Leserschaft („ewerer Mäusität") gefallen werde. Darum plane auch der Verfasser, der inzwischen die berühmtesten Bibliotheken des Altertums mit dritthalbhunderttausend Bänden beerbt habe, „noch einen anderen Nachtrab zu schicken, daran ihr viel hetten zu schlicken".

Dieser Vorrede folgt nun das Bücherverzeichnis mit der Überschrift „So seynd nun diß die offtgerümbte Bücher". Es sind in ganzen 530 Titel, von denen 138 aus dem Gargantua

und Pantagruel (II 7) stammen. Rabelais läßt in diesem Kapitel den jungen Pantagruel die Bibliothek der Abtei St. Viktor in Paris besuchen, die wegen ihrer scholastischen Richtung übelbeleumundet war und legt bei dieser Gelegenheit ein zum großen Teil erfundenes ironisches Verzeichnis des betreffenden Bücherkataloges vor. Rabelais' Titel sind entweder französisch oder lateinisch abgefaßt und zwar im schlechten Mönchslatein des ausgehenden Mittelalters und durchsetzt von maccaronischen Mischformen (französischen Stämmen mit lateinischen Flexions- und Ableitungssilben). Vielfach werden wirkliche Titel scholastischer Schriften durch Änderungen ins Komische verdreht mit lächerlichen Verfassernamen versehen oder in Parodien nachgeahmt. Auch die älteren Scholastiker, Duns Scotus, Thomas von Aquino, Wilhelm Ockam werden verspottet, und in höherem Grade die Scholastiker der Verfallszeit, Franziskaner und Dominikaner und vor allem die Magistri nostri, Professoren und Doktoren der damals leidenschaftlich der älteren Richtung anhangenden Sorbonne. Neben französischen Modebüchern jener Zeit verhöhnt Rabelais in seiner Liste auch bekannte deutsche Schriftsteller, so die Kölner Obskuranten Ortwin Gratius und Jakob von Hochstraten, den Gegner Luthers Dr. Eck, Johann Geiler von Kaisersberg. Im Geschmacke dieser Vorbilder erfindet Rabelais viele neue Titel, die auch im allgemeinen die Gebrechen und Unsitten des Zeitalters in Staat, Kirche, Wissenschaft, Rechtsbrauch und Lebensführung, Alchemie und Astrologie, Mißbräuche verschiedenster Stände — auch Kirchenfürsten und Päpste blieben nicht verschont — mit schärfster Satire oder mit bösartigen, vielfach auch unzüchtigen Scherzen geißeln.

Rabelais stellt 140 Titel zusammen. Fischart hat für sein Verzeichnis im Catalogus 138 davon verwendet und zwei (Nr 43 und 102) ohne ersichtlichen Grund weggelassen. Alle übrigen überträgt er in der Reihenfolge Rabelais' in seine Liste, schiebt aber gewöhnlich zwischen sie ein oder mehrere neue Titel ein, zieht zweimal je zwei Titel Rabelais' zu einem zusammen und gelangt mit der Liste des Vorgängers in seinem Verzeichnis bis zu Nr. 300 Gabelinus (bei Rabelais Nr. 52 Jabolenus) de Cosmographia Purgatorii, dem einzigen Titel, den er außerhalb

der Reihenfolge Rabelais' anbringt. Da Rabelais' Titel zumeist sehr kurz sind, Fischarts hingegen sowohl die frei übertragenen, wie die neu hinzugefügten Titel sehr umfänglich gestaltet, so ist Rabelais' Verzeichnis von wenigen Seiten unter Fischarts Händen zu einem selbständigen Buche geworden.

Bei der Übertragung der französischen Titel ist das Vorgehen Fischarts nicht immer gleich. Doch pflegt er in der Regel die lateinischen Ausdrücke der Vorlage wörtlich herüberzunehmen, die französischen aber ins Deutsche zu übersetzen. Darum findet sich zunächst eine kleine Gruppe nur lateinischer oder lateinisch-maccaronischer Titel, die Fischart ganz unverändert läßt oder nur mit kleinen Abweichungen oder Ergänzungen versieht. Z. B. zu: Gerson de auferibilitate papae ab ecclesia, — ein wirklicher für das Konstanzer Konzil bestimmter Traktat Johann Gersons — fügt Fischart nur die Würde hinzu: Cancellarius Parisiensis. — Einige wenige französische Titel werden auch, zwar nicht im Wortlaut beibehalten, aber schlicht und genau übersetzt z. B. L'entree d'Antoine des Leves es terres du Bresil mit „Antonij von Leva Einzug in das Bresilgenland".

Die meisten Übertragungen Fischarts zeigen aber größere Erweiterungen durch zwei- oder mehrfache Wiedergabe eines einzelnen Ausdrucks der Vorlage, durch Hinzufügung von Beiwörtern, Scherzen, Redensarten und umfänglichen Verfassernamen, die zumeist den Witz und die Satire verstärken. Diese Zusätze sind gewöhnlich deutsch, seltener lateinisch abgefaßt. Für La savate (alter Schuh) d'humilité sagt z. B. Fischart „Die Lümmelsoln der Demut vnd Niderträchtigkeit", für „La barbute des penitenciers" mit einer Verdreifachung „das Helmvisier vnd Nasengesperr der Penitentzierer, Osterbüser vnd Bußgaißler ...", für Stratagemata Francarchieri de Baignolet mit Beibehaltung des Originals und Verdeutschung jedes Ausdrucks: „Stratagemata oder Kriegsdück, Herren Francarchieri Freyschützen von Baignolecht im Finsterbaderthal". Und mit Anfügung eines passenden Verfassernamens wird L'acoudoir (Ellenbogenstütze) de vieillesse übersetzt mit „deß Alters Ellenbogensteurung: durch Ludolff Achsselbold vndergelegt". Noch umfänglicher werden die Erweiterungen bei mehreren anderen Titeln. So z. B. bei „Les

hanebanes des evesques“, wo Fischart den ersten französischen Ausdruck zunächst im Deutschen nachbildet, dann mit zwei rechtigen Verdeutschungen versieht und einen passenden Verfassernamen Disturbium (Verwirrung) hinzufügt, denn es handelt sich ja hier um eine Anspielung auf die Schwindel- und Schlaferregende Wirkung bischöflicher Hirtenbriefe: „Der Bischoff Hänenbane oder Hennengift und Schlafkraut durch Foelicem Disturbium Mag. in artib. secularib.“

Fischarts Sprachgewalt zeigt sich auch im Catalogus am deutlichsten bei den Neubildungen und zwar hier hauptsächlich in der Umsetzung französisch-lateinischer Mischformen in deutsch-lateinische, er „vergermanisiert“ so die maccaronischen Ausdrücke. Für croquendis (aus croquer krachen, gierig essen, daß die Kinnbacken knacken) sagt Fischart „Krachegknackendis“, für incornifistibulier: „verstopfsteint“; für Barbouillamenta Scoti: „Sudelkochia Scoti“, für Cullebutatorium: Gaukelburzlinus, für Manieres ramonendi fournellos par M. Eccium (Kaminfegermanieren des Dr. Eck) mit großem Reichtum an entsprechenden auch italienisch-maccaronischen Ausdrücken: Maniera spatzocaminandi et ruseschərrandi furnellos atque pyrroschornstios per Mag. Eccium.

Neben zahlreichen richtigen, geschickten und wohlgelungenen Übertragungen finden sich aber auch manche unglückliche Übersetzungen mit willkürlicher Abänderung des Sinnes und geradezu mit Irrtümern und Versehen. Bei dem Titel Le creziou de contemplation (Der Schmelztiegel der Beschaulichkeit) denkt Fischart augenscheinlich an creuser = aushöhlen, ergründen, denn er verdeutscht ihn: Die Grubenhaimerei oder Alraundelbung der Contemplation“. (Elsässich delben = graben.) Hier bezeichnet er die von der Alraunwurzel ausgehende Zauberei, wie er in der Geschichtklitterung grande Medicine (eine zauberkundige Hebamme) mit Alraundelberin wiedergibt. — Aber in La coqueluche des Moynes faßt Fischart coqueluche (Kaputze) als Bettelsack auf, vielleicht absichtlich, und ändert völlig den Sinn: „Von den Aierschalentritten vnd der Knackwürstigkeit der Bettelmönch: beschrieben von Fratre Huberto Schüttepott“.

Wenn Fischart schwierigere mundartliche oder maccaronische

Ausdrücke nicht versteht, so zerbricht er sich darüber nicht den Kopf, sondern er hilft sich mit Wortverrenkungen und Scherzen, setzt die unverständlichen Wörter unmittelbar nach dem Wortklang in deutsche Formen um, die dann dem Original nicht entsprechen oder überhaupt sinnlos sind. Für: „Les fariboles (Possen) de droit“ sagte er erst lateinisch „Faricobolia Juris“ und deutscht dann dieses groteske Wort in „Fahrliecht im Hochmör des Rechtens“ um. So gibt er frêres frapars, das sind die strengen Franziskaneroberen, die von den Novizen „Klopfbrüder“ genannt wurden, einfach als „Frapartsbrüder“ und die (als „Jungfern-Sperrenzchen“ erklärte) maccaronische Neubildung Chiabrena als „Schiabrenisch.“

Fischart versucht in keinem Titel die versteckten Anspielungen Rabelais' zu deuten. Er scheut auch bei unübersetzbaren maccaronischen Titeln, die er wörtlich wiedergibt, nicht vor Selbstironie zurück, indem es z. B. im Scherz hinzufügt: „oder wie es der Author verdeutscht hat.“

Von den rund 400 Zusatz-Titeln sind gegen 100 ganz deutsch, etwa 50 ganz lateinisch, je ein Titel ist italienisch und französisch (der letztere genau nach einem wirklich erschienenen Buche P. Vireti Le monde à l'empire et le monde Demoniacle), drei Titel haben italienisch-maccaronische, je ein Titel griechische und spanische Ausdrücke. Alle übrigen, die überwiegende Mehrheit, sind gemengt lateinisch-deutsch, meist versehen mit maccaronischen Neubildungen und lateinischen Verfassernamen.

Fischart wurde im allgemeinen auch für seine eigenen Titel von Rabelais angeregt, sowohl in der Form der Sprachmischung, als auch in der Verfolgung satirischer Zwecke. Auch Fischart gibt neben erfundenen Titeln, Parodien und Verdrehungen wirklicher Titel, komische und bekannte Verfassernamen. Auch in seinen Zusätzen kämpft er gegen die Scholastiker mit ihren schlechten Lehrbüchern und ihrem barbarischen Latein, und noch in verstärktem Grade gegen Mönche und Papsttum. Auch er geißelt mit seinem Catalogus Gebrechen und Unsitten der Zeit, Mißbräuche verschiedener Stände und persifliert verbreitete literarische Modegattungen. In der Berücksichtigung der zeitgenössischen Literatur ist Fischarts Bücherverzeichnis weit reich-

haltiger und vielseitiger als das Rabelais'. Auf diesem besonderen Gebiete liegt der Hauptwert der Neubearbeitung Fischarts.

Die einzelnen Zusatztitel können nur schwer gedeutet werden, denn Fischart liebt ja auch hier solch versteckte Anspielungen, solch seltsames Durcheinandermischen der Vorlagen und Anregungen, daß nur ein Zufall die Lösung herbeiführen kann. Und die vielen krausen Wortverdrehungen, wortspielenden Scherze, tollen Einfälle verschließen sich überhaupt jeder Deutung. Viele Titel werden aber am besten erläutert, wenn man die verwandten, zu deutlich sich abhebenden stofflichen Gruppen mit den besonderen Zielen der Satire vereinigt, aus welcher Zusammengehörigkeit dann eine Art gegenseitiger Beleuchtung der Titel bewirkt wird. Auch die Quellen, die Fischart für seinen Catalogus verwertet und die er in der Vorrede nur zum Teil erwähnt, tragen viel zur Erläuterung der Einzelheiten bei.

Eine über das ganze Verzeichnis verstreute Gruppe schließt sich unmittelbar an die Bücherliste im 17. Kapitel der Geschichtklitterung als Fortsetzung an. Auch hier Kampf gegen Scholastik und mittelalterliches Kirchentum und zahlreiche Übereinstimmungen in den Einzelheiten. In der Geschichtklitterung „Dialecticorum Eselsbruck“, im Catalogus ein Pontem Asinium, dort ein Virsificator, hier Vitrificatoria, dort mit der Sorbonne das Wortspiel Sauerbonicum (saure Bohnen) hier Sorbonosorbillosis (sorbillare = schlürfen). Hier werden noch mehr mittelalterliche Lehrbücher parodiert, z. B. Viniversorium oder Eintrechterung in Logica Pet. Hispani, als Anspielung auf des Petrus Hispanus Summulae logicae. Schriften von Arnoldus de Villanova, von Duns Scotus. Wie dort die berüchtigte ars grammatica des Älius Donatus erwähnt wurde, so hier ein Kommentar: „Klainhundii Expositio in Donatum secundum Viam Doctoris sancti“. Es ist ein wirklicher Buchtitel eines auf den Lehren des „heiligen Doktors“ Thomas von Aquino sich aufbauenden Kommentars, den Magnus Hundt, der Vater (und nicht Minus Hundt, der Sohn) zu Köln 1497 veröffentlicht hat.

Auch hier benützt Fischart die Epistolae obscurorum virorum. Er bildet Verfassernamen, wie Aierbacherus und Cochleffelius, er gebraucht Lieblingsausdrücke der Epistolae wie quaestiones,

subtilis, cuculla, quodlibetum u. a. Zu einem Titel wie „Opera Pepercornica et Hochstratica quoad die Sturmglock vnd das Gruselhorn contra Reuchlin" wurde er auch durch die Epistolae angeregt, die Hochstraten und namentlich Pfefferkorns „sturmglock contra Reuchlin" (1514) wiederholt erwähnen.

Fischart trug sich auch aus verschiedenen Briefen der Dunkelmänner Stoff für seine Titel zusammen. So: „Clypeus Thomistarum et quod Thomistae ac. Albertistae non multum differant aus den weitabliegenden Stellen mittatis miti ... et Clypeum Thomistarum und non est magna differentia inter Thomistas et Albertistas (den Anhängern des Thomas von Aquino und des Albertus Magnus) oder D. Joan. Wick, Prokuratoris Reuchlini Romae Epistolae de Puncto Coloniensi" aus den zwei Briefen 49 und 53 des zweiten Bandes, wo berichtet wird, mit welchem Erfolg und Geschick „Johannes Wick, Procurator Johannis Reuchlini" zu Rom die Sache Reuchlins gegen die Kölner geführt habe.

Mit dieser Gruppe hängen auch die Büchertitel innerlich zusammen, in denen Fischart ohne nähere Beziehung zu den Obskuranten die verschiedensten Vertreter der Kirche bekämpft. So die Mönche allgemein in einem stabreimenden Titel: „Der Mönch Muß, Messen, Mesten, Misten, Mosten vnd Müssigburg: durch Bruder Jost Eselstod". Oft die Franziskanerlegende, so: „S. Francisci Angelgert, darmit er die gesängte, geröstete, gebratene, gebachene Seelen alle Freitag erfischt durch Fratrem Theop. Deo sine". Gegen Domherrn: „Die Futerstichigkeit der Canonicken: durch Adalbrecht Stoltzgeiß." Gegen Päpste: „Johan. Steuoni Valentini, De Paparum pedum exosculatione et eleuatione." Endlich im Hinblick auf die zahlreichen antikatholischen Prognostikationen der Zeit: „Die 7 Todenflecken deß Rom. Reichs daran sein unversehen plötzlich End zu erkennen durch Bona fidium Windnot."

Eine weitere große Gruppe bilden die rein literarische Anspielungen enthaltenden Büchertitel. Er gibt hier viele, meist mit kleinen Änderungen und Scherzen versehene Titel wirklicher und im 16. Jahrhunderte verbreiteter deutscher, lateinischer und fremdländischer Schriften. Er hat für diese Titel die Frankfurter

Meßkataloge von Willer und Portenbach, die er in der Vorrede erwähnt, nur in geringem Maße benützt, doch im ganzen die besondere Form dieser Kataloge parodierend nachgeahmt. Hingegen entnahm er dem großen Bücherverzeichnis: Konrad Gesners Bibliotheca, in der letzten von Frisius erweiterten Ausgabe 1583, zahlreiche Titel wörtlich oder das Latein halb oder ganz verdeutschend oder mit (meist scherzhaften) Abänderungen.

Den größten Raum in den Titeln aus der deutschen Literatur der Zeit nehmen die Dichtungen von Hans Sachs ein. Sie erscheinen im Catalogus verstreut. Fischart hat zahlreiche wirkliche Überschriften Hans Sachsischer Schwänke und Fastnachtspiele (nicht nach Gesner, sondern nach ihm vorliegenden Einzeldrucken) aufgezählt, vielfach mehrere verwandte Dichtungen „zusammen in ein Handbuch geordnet" oder „Alles in ain gethail bracht". Er macht dabei allerlei Scherze, auch mit dem Namen des biederen Meisters (Johan de Saxo, Johannen von Sachsenhausen, Reimer von Nürnberg). Diese Art, mehrere Schriften eines Verfassers zu einem langen Titel zusammenzustellen, kommt gerade in dieser Gruppe sehr oft vor. Auch stoffverwandte Schriften verschiedener Verfasser setzt Fischart zu einem oft mit neuer Bezeichnung versehenen Mischtitel zusammen, namentlich bei deutschen aus dem Altertum stammenden oder humanistischen Satiren, Gesprächen, ironischen Enkomien, Narren- und Tierdichtungen. Z. B. Scapha fatuarum durch Magistrum lucundum, Narrenbaderum: das ist: der Narren Leichschiff an D. Branden vnd Alex Barckeleins Narren Naue, darin sich Gersonis ludus stultorum spilt angehenckt durch Magister Lustmann weißzwanger: darzu auch vom Trucker wegen gleicher Materi D. Gailers Thornpredigen vnd D. Murnars narrenbeschwerungen getan worden. (Anspielungen auf die lateinische Ausgabe der Predigten Geilers über Brauts Narrenschiff und auf die englische Übersetzung des Narrenschiffs von Barclay sowie auf Gersons De ludo stultorum.)

Ferner z. T. geänderte Titel aus der damals so verbreiteten Trink- und Teufelliteratur z. B. „Beroaldi Declamatio ains Trunckenboltzes wider den Hurer vnd Spieler" und zwar nicht nach dem von Wimpheling herausgegebenen Werke oder

nach Seb. Francks Verdeutschung, sondern genau nach Gesner. Ferner „Wider den rauschenden Praußstraußkraußkrösentheuffel vnd seine Junge Pluder Kleiderbutzen durch C. Hosenmänlein" (nach Joh. Strauß', „Pluderpauß- vnd Krauß Teuffel", Görlitz 1581).

Sehr parodistisch werden auch bekannte scholastische, humanistische, neulateinische, fachwissenschaftliche Werke, theologische Streitliteratur, fremdländische Dichtungen behandelt. Z. B. „Von den Gelehrtesten Nichtswissenden vngeschickten gelehrten per Cardinalem von Chussa sampt seiner gehaimnuß Erklärung deß Kegelens" (nach Nikolaus von Cusas Schriften De docta ignorantia und De ludo globi mystice), „Trithemius von den Laternen deß Teutschlands" (nach des Abtes Trithemius De luminaribus Germaniae) „Beschirmung des Kirchhoffes wider den Gottesacker durch G. Witzel" (nach Georgii Wicelii De sepultura ecclesiastica).

Eine weitere große Gruppe bilden Nachahmungen von marktschreierischen oder modern gewordenen, bis zum Überdruß wiederkehrenden Titeln und Persiflierungen stark verbreiteter, aber verwerflicher Gattungen von Büchern. Hiedurch werden nicht nur die betreffenden Erscheinungen gegeißelt, sondern im allgemeinen Unsitten und Aberglauben der Zeit, Alchimie und Astrologie, Kleiderluxus und Schlemmerei, Mißbräuche einzelner Berufe, (Kalendermacher, Ärzte, Apotheker, Advokaten, Hofleute, Musiker, Zeitungsschreiber) z. B. „Tabulatur aller Musicischen Instrument durch Michel Bogendantz vnd J. Altzenfidler" (natürlich Volker von Alzei, der videler). Eine allgemeine Verurteilung der Zeit in: „Conformitet oder Gegenhaltung der Teutschen Alten Sitten gegen den heutigen gebräuchlichen. Durch Gäntzrich Heldenstam" und Bücher, die aus Dutzend anderen zusammen gestoppelt waren: Thesaurus Thesaurorum Thesaurizatus ex multis Thesauris per R. P. F. de Funibus.

Endlich eine kleine Reihe von Titeln, mit denen Fischart in seiner auch sonst geübten Selbstironie auf seine eigenen Schriften oder doch auf verschiedene von ihm behandelte oder geplante Stoffgebiete anspielt, z. B. „Die Hirtenpfeiff deß Maierslusts in Vergleichung der Thurnblasung deß Bürgerlusts durch Land-

wirt Treubamer von Gnadenfeld", (zu dem Gedicht „Lob deß Landlusts".) Einige überlange Titel verspotten überdies Fischarts eigenen Brauch.

Dieser „wilde Wald der Bücher" stellt also eine vielseitige Satire dar, die durch Rabelais und durch den Unmut Fischarts über „die Unendlichkeit des Büchermachens" veranlaßt wurde. Schöpfte er auch einen großen Teil seiner Titel aus gedruckten Bücherverzeichnissen, so kannte er doch sehr oft die Bücher selbst, was aus der Art seiner Satire hervorgeht. Seine erstaunliche Belesenheit und Literaturkenntnis tritt auch aus diesem Kataloge zutage. Doch genügte ihm diese große Bücherliste noch nicht, weil er im Titel wie am Schluß des Catalogus einen „größeren Nachtrab" in Aussicht stellt. Der Tod behinderte ihn daran. Es war ja sein letztes Werk. Weitere Auflagen kamen nicht zustande und ebenso scheint eine unmittelbare Nachwirkung zu fehlen, weil spätere überlange satirische Bücherverzeichnisse, die vielleicht wie die früheren mittelbar von Lukian beeinflußt sind, keine wörtliche Übereinstimmung zu Fischarts Catalogus erweisen. Doch seine besondere Art der Abfassung parodistischer Büchertitel scheint für diese Listen vorbildlich gewesen zu sein.

4. Fischart als Wortforscher.

Von den zwei aus dem Humanismus hervorgegangenen Richtungen, welche die germanistische Wissenschaft vorbereiteten, der sogenannten antiquarischen und der praktischen Richtung, welche sich der Betrachtung und später der wissenschaftlichen Behandlung der lebenden Sprache widmete, betrieb Fischart in dilettantischer Weise die erste, wofür er sich gute Vorbilder wählte. Die antiquarische Richtung lenkte ihre Blicke in die Vergangenheit der alten Germanen, die Ursprünge und die Geschichte der deutschen Stämme und kam so einerseits zur Erforschung der Heimat und andererseits zur Betrachtung der älteren deutschen Sprachzustände. Bekannt waren Fischart die Werke von Beatus Rhenanus über die Germanen, von Johann Turmair (Aventin) über Bayern und von Tschudi über die Schweiz, auch der Mithridates (1555) von Konrad Gesner, der die Sprachkenntnisse

seiner Zeit zusammenzufassen suchte und einigermaßen richtige Vorstellungen von dem Zusammenhang der germanischen Sprachen verrät. Besonders eingehend aber beschäftigte sich Fischart mit dem Hauptwerk von Lazius.

Der aus schwäbischer Familie stammende Wolfgang Lazius wurde in Wien 1514 geboren und verblieb daselbst, abgesehen von seinen medizinischen Studien in Ingolstadt und weiten Reisen, bis zu seinem Tode 1565. Neben seinen anstrengenden Berufen als Professor der Anatomie und Chirurgie sowie als Spitalarzt, war er noch auf mehreren, seinem eigentlichen Fache ganz fernliegenden Wissenszweigen tätig, auf dem Gebiete der griechischen und der römischen Altertumskunde und der mittelalterlichen Geschichte. Da er überstürzt und darum flüchtig, auch ganz kritiklos arbeitete, kam er zu unrichtigen Schlüssen und falschen Behauptungen. Doch seine Schriften waren reich an fruchtbaren Anregungen, auch bebaute er manches bis dahin ganz brach gelegene Feld, besonders die Münzen- und Inschriftenkunde. In der Literatur über die ältere germanische Geschichte ist das meist benützte und angeführte Werk von Lazius De gentium aliquot migrationibus, sedibus fixis, reliquiis, linguarumque, initiis et immutationibus ac dialectis libri XII, Basel 1557. Lazius gab hier nach Handschriften wie Rhenanus Proben aus den Althochdeutschen und als Erster einige Strophen aus dem Nibelungenlied, das er als geschichtliche Quelle betrachtete. Er urteilt verständig über die Unterschiede zwischen den Mundarten und vergleicht deutsche Wortformen mit griechischen und lateinischen, zum Teil mit richtigen Ansichten, doch Lehnwörter und urverwandte Stämme vermengend.

Mit diesem Werke befaßte sich Fischart wahrscheinlich bereits vor 1575, weil er es schon in der ersten Ausgabe der Geschichtklitterung erwähnt. Fischart hat, soviel bekannt, die ersten drei von den zwölf Büchern dieses Werkes übertragen, wohl zwischen 1575—1578; denn die Rechtschreibung in den von seiner eigenen Hand erhaltenen Bruchstücken ist die seiner Werke in der Zeit, wo er den Druck strenge überwachte, und ferner zeigen sich mannigfache Beziehungen zwischen seiner Verdeutschung und den beiden ersten Ausgaben der Geschichtklitterung. Auch weist

Fischart auf diese Übersetzung zuerst 1581 hin in seiner Daemonomania mit den Worten: „Solchs wird eygentlich erwisen ins Vertenten (Übersetzers) Buch von Noe Stammen vnd irer Nachkommenen Besitz vnd Länder". Damit ist das erste Buch De aboriginibus gemeint, wo Lazius die Verbreitung der Nachkommen Noahs über Europa und besonders über die späteren österreichischen Länder nach seiner Auffassung schildert. Von Fischarts Übertragung dieses Buches sind nur die dazu angehängten Verzeichnisse erhalten, eins von griechischen und daraus entlehnten deutschen Wörtern, und das andere von lateinischen Stämmen, welche die Gallier und die Deutschen übernommen haben. Fischart fügt den deutschen Ausdrücken der Vorlage meist noch ein oder zwei damit verwandte deutsche Stämme hinzu; auch erweitert er sie mit sprachlichen Bemerkungen, die eine gute Beobachtungsgabe erweisen. So nennt er das s „ein singenden und sausenden," das kh einen „rauhlautenden" und sch, ch und z „teutsche Kraftbuchstaben". Er verwendet hier Verdeutschungen diphtongus: „doppeltönender", vocalis: „selbstlautender", consonans: „mitlautender" Buchstabe, aspiratio: „starkthönung" und „vollthönung", Ausdrücke, die er zum Teil Fabian Frangks Orthographia (1531) entnahm. Er beobachtet auch die Ähnlichkeiten der Stämme in verwandten Sprachen. Diejenigen deutschen Wörter, bei denen er in den Listen von Lazius Verwandtschaft mit den lateinischen und den griechischen Ausdrücken bemerkte, stellt er zu einer eigenen Liste zusammen, die meist aus Lehnwörtern besteht. Auch findet er manchmal neben lächerlichen Etymologien wie fenestra „Fenster (dieweil es wider das finster dient)" richtige Deutungen wie tectum „Tach (vom decken, gedeckt)".

Doch Lazius geht ihm nicht völkisch genug vor. Zu dessen Ableitung des Wortes Maid von Δμωίς fügt er darum ärgerlich hinzu: „Solchs kommt vil eh vom Teutschen", und an den Rand schreibt er: „Solcher wörtter gedenk ich ain ganz Namenbuch oder Lexicon an tag zugeben, gleichwol anderer gestalt, namlich, das andere sprachen vil meher solche wörtter von der ältesten Teutschen sprach noch von der Babilonyschen zerrüttung her haben, wie dan solches ain ieder, so die Etymologias lesen wird, soll bekennen, vnd auch hie in Erklärung diser ist zusehen".

Und an einer andern Stelle, wo Lazius deutsche Taufnamen und fremde Personennamen aufzählt, meint Fischart: „Davon gedenk ich ain sonder buch zufertigen". Einen Anfang dazu machte er im 10. Kapitel der Geschichtklitterung, wo er eine große Reihe von lauthallenden und wohlklingenden kriegerischen und friedsamen altdeutschen Namen als Taufnamen empfiehlt, wovon einige mit Lazius' Listen übereinstimmen.

Weiter sind von seiner Übertragung erhalten der Schluß des zweiten Buches, wo Lazius nachweisen will, daß die Gallier, die er den Germanen gleichsetzt, und die Kelten, welche in den Donaulandschaften ansässig waren, durch griechische Einwanderer griechische Wörter übernommen hätten und daß durch diese Mischung die deutsche Sprache entstanden sei, ferner der Anfang des dritten Buches über die alten Franken, deren Trachten Lazius in eigenen, phantastisch ausgeführten Zeichnungen beschreibt. Fischarts Übertragung ist genau und gut, nur verbreiternd. Er schiebt zur Verdeutlichung Beiwörter und Verhältniswörter sowie kurze Bemerkungen ein, gibt für einen Ausdruck der Vorlage häufig zwei oder drei. Dieselben oft wiederkehrenden Ausdrücke und Wendungen der Vorlage verdeutscht er in verschiedener Weise, um Abwechslung in die Darstellung zu bringen. Andeutungen der Vorlage folgend, leitet er die Wandalen vom „wanderen und wandelen" ab, die Schwaben von „weben, schweben und schwaiffen". Die zahlreichen lateinischen Gedichte der Vorlage gibt Fischart frei und gut in Reimpaaren wieder, während er von den griechischen Zitaten entweder nur kurz den Inhalt angibt oder sie genau in Prosa verdeutscht. Schließlich schiebt er noch zwei eigene Gedichte ein.

Diese Bruchstücke enthalten gewiß die erste Niederschrift Fischarts, weil an zahlreichen Stellen ein Ausdruck oder eine Redewendung durchgestrichen und dafür eine ihm besser scheinende Verdeutschung gesetzt wird, z. B. „auf dem Thron (sitzend)", dafür „prangend". Bei den Gedichten sind ganze Zeilen gestrichen und durch entsprechendere ersetzt.

Auch beim zweiten Buch nahm Fischart Stellung zu den Ansichten von Lazius. Wo dieser die deutsche Sprache als eine gemischte bezeichnet, meint Fischart: „Imo es ist kain vermengte

sprach, sondern selbsständige". Und eine sehr verständige Beobachtung ist: „Hie stimmen auch vil latinische wörter mit den Griechischen vberein, solten sie es drum von den Griechen gelernet haben. Imo es komt meh von der affinitet vnd gleichait, die die sprachen all miteinander haben, da sie von ainer ainigen sprach in vil sint getrent worden". Darnach hatte also Fischart eine Ahnung von einem ursprünglich gemeinsamen Wortschatz der ihm bekannten Sprachen, die ja alle dem Indogermanischen angehörten, mit Ausnahme der hebräischen Brocken, deren er sich noch vom Gymnasium her erinnerte.

In den handschriftlichen Randbemerkungen zu den Opera von Goropius, wo Fischart zweimal auf das Werk von Lazius anspielt, weist er auch wiederholt auf seine Übertragung desselben hin: vide annotata mea in Genealogiam (stirpem) Adami". Es wäre darnach möglich, daß er neben den kleineren und größeren Einschüben zu Lazius noch eine eigene Abhandlung zur Ergänzung und Bekämpfung in Angriff nahm, die wahrscheinlich nicht fertig wurde. Auch die Umschreibung des Titels von einem eigenen Werke Fischarts im Catalogus kann sich nur darauf beziehen: „Prophecey von der Japetischen Sprach gegen Nord, daß dieselb kurtz vor dem End der Welt werde Gesatz und Maß geben vnd vorschreiben: Auch daß die Monarchien allzeit von Sud gen Mitternacht gewandert haben: erklärt durch D. Wickartum de Moguntiaco."

In seinem Anhang zu Gesners Bibliotheca universalis (1583) erwähnt J. J. Frisius in einem Fischart gewidmeten kleinen Artikel auch die Genealogiae omnium fere principum Germaniae als noch nicht erschienen. Doch weder Fischart noch einer seiner Zeitgenossen deuten auf eine ähnliche Arbeit hin. Gemeint ist damit gewiß wieder Fischarts Bearbeitung von Lazius, wo im dritten Buch die Könige aus dem Hause der Merowinger und Karolinger mit den wichtigsten Daten und hier wie später die Genealogien der Herzoge und Grafen der verschiedenen deutschen Stämme vorgeführt werden.

Schon früh hegte Fischart die Absicht, eine Abhandlung über den Ursprung von Straßburg und dem Elsaß zu

schreiben. Die Hauptsache dabei war ihm nach den erhaltenen Andeutungen und wenigen Proben, die lateinischen und deutschen Namen von Straßburg und den übrigen Orts-, den Fluß- und Völkernamen des Elsaß zu erklären. Es geschah aber in willkürlicher und sprachwidriger Weise.

Diesen spielerischen und zwecklosen Vorgang lernte er kennen nicht nur bei Lazius, sondern auch in Sebastian Münsters Cosmographey (1545), der mit großer Harmlosigkeit im allgemeinen behauptet: „Hie solt du mercken, daß die gemelten namen seind fast Teutsche namen gewesen, aber die Römer, die sie nicht verstanden, haben sie dermaßen geradbrecht vnd auff die Latinische art gezogen, daß man nicht wol mag mercken, was es für nammen seind gewesen". Und im besondern hat Münster die Raurika, das nach dem keltischen Raurikon von den Römern so benannte Basel-Land, mit „rauhem Rachen" erklärt, denn „das gebirg ob Basel tut sich zusammen auf beiden seiten des Rheins und wird gleich als ein Rachen daraus". Von Straßburg führt er die Ansicht an, daß vom Herzog Trebeta nicht nur Trier so benannt sei, sondern auch Trebeßburg oder Tyraßburg, welches, „etwas verändert und etliche Buchstaben verkehrt", zu Straßburg wurde. Anderer Meinung sei, daß Attila nach der Eroberung dieser Stadt „allenthalb Straßen durch die Mauern macht" habe, und daher diese Straßburg genannt sei. „Das ist gewiß, daß sie vor langen Zeiten her von den Römern Argentoratum vnd darnach von den Teutschen Gelehrten Argentina, das ist Sylberstatt oder Sylberburg ist genennt worden". Münster schließt diese Ausführungen mit der klugen Bemerkung: „Es mag nicht wol erfunden werden, wie aus Argentorato Straßburg ist erwachsen. Der Teutsch vnd Lateinisch namme seind gar ungleichförmig worden".

Doch im besonderen war Fischarts Vorbild für seine Origines Argentoratenses das 1569 erschienene Buch Origines Antwerpianae von Goropius, das hauptsächlich aus vergleichenden Untersuchungen zwischen den antiken, einigen germanischen und orientalischen Sprachen besteht mit vielen Deutungen von Orts- und Völkernamen und den Beweis erbringen will, daß die Niederlande die Urheimat des Menschengeschlechtes gewesen seien. Dieses um-

fängliche Werk war Fischarten bekannt, weil er schon 1575 an zwei Stellen der Geschichtklitterung darauf anspielt.

Seine Aufzeichnungen zu diesem „Tractätlein" verwendete Fischart, wie es scheint, zunächst für Dichtungen. In der Geschichtklitterung nennt er das Basler-Land zweimal den „rauhen Rachen". Im Glückhaft Schiff erdichtet er den Ursprung von Basel, wornach die Treuwacher (für Triboker, einen germanischen Stamm, der im ersten Jahrhundert v. Ch. einen Teil des Elsaß besiedelt hatte), die Ill aufwärts ruderten und am Einfluß der Birsig eine Stadt gebaut und diese, weil sie hier einen „Bässer Ill" gefunden, „Bassil" als Hauptstadt im „Trautricher-Land" genannt hätten. An einer frühern Stelle bringt er die Triboci auch in Beziehung mit der Gründung von Zürich: Turich (der sagenhafte Thuricus), ein König der Heldwallen (Helvetier) und der Balgerhelden (Belgier), von dem auch Trüehr (Treuehr für Trier) und im Heldsaß bei den Trüwonern Türacburg (Straßburg) erbaut wurde, habe auch Zürich (Turigum) gegründet. Diese Türuchiner seien kühner gewesen, wie alle andern Stämme im Heldväterland. Später wünscht Fischart, daß Straßburg wegen seiner Treue zu den Eidgenossen Trausburg genannt werde. Als Deckname für das glückhaft Schiff wählt er „Ulrich Mannßehr (Mentzer) von Treubach."

Im zweiten Gedicht zum „Bündnis und Verein", 1588, entwickelt er aus dem Volksnamen Triboci eine Reihe deutscher Ableitungen, die allmählich über Tribach und Triborg, Treuborg und Trautburg zu Straßburg und in Anlehnung an den lateinischen Ortsnamen zu Archentraut (arx und traut) führen. Diese Wortspiele setzt er fort am Beginn seines Lobspruches auf Straßburg:

> Der jenig, so beweisen that,
> Daß Straßburg etwann gheißen hat
> Trautburg, und solchs sehr fein abnam
> Aus Archentraut, dem alten nam,
> Der traff es recht, weil alts und new
> Hierin zusammen stimmen frei.

Vor Christi Geburt sei diese Stadt Tribarch und Treuborg genannt worden, was ebensoviel bedeutete wie Trautenburg und Burgentraut. Als dann die Alemannen ins Land gekommen

waren, setzten sie „wie ihr Brauch, zum Namen ein S", welches den Namen Straßburg „gleichsam streitbar" machte. In diesen Versen meint Fischart jedenfalls zunächst seine Origines Argentinenses. Doch die Umwandlung aus dem lateinischen in den deutschen Ortsnamen lehrte ihn Beatus Rhenanus (Rerum Germanicarum libri III, 1551): Argentoratum, occupata Germania prima Alemanni primoribus duabus syllabis amputatis, et S litera sibili causa adjecta, de suo vero burgum adnectentes, Storatburgum et Stratiburgum appellavere.

Obwohl die Origines sicher weder vollendet, noch veröffentlicht wurden, erfuhren doch Fischarts Bekannte davon, konnten aber ohne Einblick in die Handschrift nicht völlig richtige Angaben darüber machen. So spricht Christian Wurstisen in der Vorrede zu seiner Baßler Chronick (1580) die Hoffnung aus, es werde „der Hochgelehrte Dr. Johann Fischårt mit Straßburg gleiches ins Werck richten", nämlich eine Straßburger Chronik abfassen.

Ein längeres Beispiel aus seinen Aufzeichnungen setzt Fischart an den Rand der ihm gehörigen Ausgabe der Opera von Goropius, wo er von dem Worte Tartessus des Textes ausgehend durch Umstellung von Buchstaben über „Tratsessus, Tratseß, Tratsitz" und „Trausitz" zu „torat in Argentorato" kommt und dann fortsetzt: „idem quod Argentraut quasi die Archen oder Argen traut, quare Rhenamque aliqua subodoratus est, cum ex torato finali formaret Tratburg et tandem Straßburg ... quidam vero volunt non a burg sed a pruck quasi Straßpruck, weil es vil Pruckstraßen hat". Andere leiten Straßburg von den vielen Straßen ab, die zur Stadt führen, also „Straß zur burg". Von „Argen" aus gelangt Fischart dann auf Ummwegen zu Origines und Aborigines, „den Noachischen Enckeln vnd Urenckeln, denen als vom Japhet her kommend dieser Thail am Rein ist zuertailt worden". Er schließt diese langwierigen Ausführungen mit den Worten: „Vides ergo antiquitatem Argentorati sicut ex eodem A eodem fonte et Archivorum inter Graecos constat: Nam hoc tenendum: Archos, Archivos, Argos, Arrigos, Arrichos vocatos fuisse illos populos, qui primi post divisionem in aliquam regionem appulerunt ex ibi consederunt; nam dicti aus der Arch und dem Schiff".

Zwei Stellen unmittelbar aus Fischarts Handschrift, welche er seinem Schwäher Hertzog zur Verfügung stellte, führt dieser in seinen Edelsässischen Chronick an: „Von disem Fluß Ergers will in eim sondern Tractätlin von Originibus Argentoratensibus, D. Joh. Fischart beweisen, daß der Name Argentoratum eigentlich sey herkommen vnd entsprungen, vnd der alt Sarck" (in der älteren Bedeutung: Behältnis) „der Stadt Argentorat, oder Aergentraut sich an Graffenstaden erstreckt hab." Und an einer andern Stelle: „Kraut Ergerßheim ... so soll es etwann Traut Ergerßheim sein genant worden, gleich wie hernach die Stadt, so zu einfluß der Ergers oder Argentz in die Jll bei Grauenstaden gelegen gewesen, soll ebenmäßig Argentraut, damit folgender Zeit Argentoratum worden, soll jhren Namen bekommen haben". Joh. Dan. Schöpflin erwähnt diese Stellen gekürzt in seiner Alsatia illustrata (1751) und schreibt hier Fischarten irrtümlich die Descriptio territorii Argentoratensis (1675) eines unbekannten Verfassers zu.

Fischarts handschriftliche Abhandlung dürfte vom Verleger Jobin auf dessen Nachfolger Joh. Carolus gelangt sein, in dessen Verlag 1625 die gereimte Straßburgische Chronick von Michael Kleinlawel erschien. Hier wird in der von Carolus unterzeichneten Vorrede eine lange Reihe von elsässischen Chronisten aufgezählt, darunter gleich nach Hertzog auch „Joannes Fischart Doctor", und am Beginn der Chronik selbst werden verschiedene Meinungen über die Erklärungen des Namens Straßburg mitgeteilt, welche Übereinstimmung mit Fischarts Ausführungen erweisen.

Aus diesen Proben und Andeutungen gewinnt man doch einigermaßen ein Bild von der Anlage und Durchführung der Origines Argentoratenses. (Die richtige Namenserklärung aber ist für Argentoratum die Ableitung vom keltischen Argente, Silber und für Straßburg die von der ältesten, im 6. Jahrhundert auftauchenden Form Strateburgus, Burg an der [via] strata, der gepflasterten Straße.)

In die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts fallen in den Niederlanden die Anfänge der sprachvergleichenden Studien und der germanischen Philologie, die in dem kürzlich vom spanischen Joch befreiten Lande mit vaterländischem Eifer betrieben

wurden. Auch hier widmete man den alten Sprachen eingehende Studien, aber der tatenreiche und hochbegabte Stamm war selbstbewußt genug, seine eigene Muttersprache darüber nicht zu vernachlässigen. Aus diesen fruchtbaren Bestrebungen erstand 1575 die Universität Leyden, die rasch einen glänzenden Aufschwung nahm und an der vom Anfang an das Studium der Landessprache und der germanischen Philologie gepflegt wurde. Am Beginn dieser Studien wirkte der 1518—1572 lebende Arzt Jan van Gorp (Goropius Becanus), als Sprachforscher ein siebenseltsamer Kauz. In seinen umfangreichen, lateinisch geschriebenen, mit einem großen Aufwand ausgebreiteter, aber unfruchtbarer Gelehrsamkeit abgefaßten Werken sucht er immer wieder die von ihm aufgestellte wunderliche Hypothese zu erweisen, daß das Germanische und insbesonders das Niederländische (lingua Cimbrica) die älteste Sprache der Menschheit sei. Niemand aus seinen Kreisen ging in dem einseitigen Stolz auf seine Muttersprache so weit, niemand war so verrannt in ein von Anfang an verkehrtes Verfahren als er. Schon in den Origines Antwerpianae (1569) versucht er, in langwierigen schrullenhaften Erörterungen mit Heranziehung zahlreicher Sprachen den Nachweis zu erbringen, daß die ersten Menschen die Sprache der Cimbern und Teutonen gesprochen hätten. Im sechsten Buch bespricht er mit Benützung von Lazius das Alt- und Mittelhochdeutsche; im siebenten Buch gibt er als erster Proben aus dem Gotischen.

Seine wichtigsten Werke erschienen erst nach seinem Tode: Opera, hactenus in lucem non edita, Antwerpen 1580. Sie handeln alle von der Entstehung der Sprache, von Sprachphilosophie und Sprachvergleichung, von der ältesten Geschichte und den Wanderungen der Völker in kritikloser und phantastischer Weise. In allen Schriften kommt Goropius auf verschiedenen Wegen immer wieder zu seiner fixen Idee von der niederländischen Ursprache zurück.

Die Verwandtschaft der klassischen Sprachen mit dem Deutschen, sowie der germanischen Sprachen untereinander wurde damals bereits beobachtet. Gefördert wurden diese vergleichenden Studien durch den kirchlichen Glaubenssatz, daß das Menschengeschlecht bis zur babylonischen Verwirrung nur eine Sprache gebraucht

habe. Ziemlich allgemein galt begreiflicherweise das Hebräische für diese Ursprache. Insbesondere hatte damals der Franzose Postellus eine umfassende Sprachvergleichung auf Grundlage des Hebräischen, als Ursprache durchgeführt. Goropius aber führte dagegen ins Feld, daß griechische und römische Schriftsteller Barbarensprachen für die ältesten zu erklären pflegten und daß das Hebräische zu große Mängel zeige, als daß es als Mutter der übrigen Sprachen betrachtet werden könnte. Nur die beste Sprache könne auch zugleich die älteste sein, nur diejenige, die sich von Anfang an unverändert erhalten habe, so daß ihre Worte die Natur der zu bezeichnenden Gegenstände am deutlichsten nachahmen und die wahre Bedeutung der Begriffe aus dem Namen selbst erkennen lassen. Das Deutsche aber und insbesondere das Niederländische weise allein alle diese Vorzüge auf. Wie es vom heiligen Geiste dem Menschengeschlechte gespendet worden sei, so habe sich sein bewunderungswürdiger Bau durch besondere göttliche Gnade rein und unversehrt erhalten, so daß bei den niederländischen Wörtern der ursprüngliche Grund der gewählten Bezeichnung klar zutage liege. Wolle man bei Worten anderer Sprachen die wahre Bedeutung herausfinden, dann müsse man zur Erklärung immer wieder auf die niederländischen Wurzeln zurückgreifen. Die übrigen Sprachen seien als Entartung des Germanischen den Krebsgang gegangen: auch Mysterien und Weissagungen könnten am besten in der deutschen Sprache wiedergegeben werden.

Diese Werke schaffte sich nun Fischart an, versah die sechs Titelblätter mit seinem vollen Namen, lateinischen und deutschen Anagrammen und die Darstellung selbst mit zahlreichen lateinischen und deutschen Randbemerkungen. Der Standpunkt des Goropius konnte Fischart nur freuen, erhob er doch selbst unter anderem im zweiten und zehnten Kapitel der Geschichtklitterung die deutsche Sprache mit völkischem Selbstbewußtsein über die lateinische und griechische; hier wie in der Dämonomanie wies er auf des Goropius Ausführungen „von der Aelte und Herrlichkeit der deutschen Sprache" hin. In Randbemerkungen wird seine freudige Zustimmung zu Goropius Behauptungen laut: „Vor der Sündflut haben sie all Teutsch geredt"; Lingua germanica est latinae matrix.

Doch wer der Methode des Goropius zustimmte, der mußte schließlich, wenn er einem anderen deutschen Stamme angehörte, auch zu einem anderen Ergebnis kommen. Wie jener im Niederländischen die natürlichsten Bezeichnungen zu finden glaubte, so kam Fischart, obwohl im allgemeinen auf seiner Seite stehend, im besondern zu der Überzeugung, daß das Deutsche in der alemannischen, also in Fischarts Mundart, die älteste, natürlichste und beste Sprache darstellte.

Goropius betonte die Vorzüge des Niederdeutschen auf Kosten des Hochdeutschen. Er meint unter andern, Luna heiße bei den Niederdeutschen „Man", bei den Hochdeutschen „Mon' (Mond). Sein Name komme aber von „mahnen", weil er durch die wechselnde Form an den Fortgang der Zeit und durch die Flut an die Abhängigkeit der irdischen von den himmlischen Verhältnissen gemahne. Die niederdeutsche Form sei also die ursprüngliche und richtige. Die den Hochdeutschen (seit der zweiten Lautverschiebung) eigenen Laute pf, ß und z bezeichnet Goropius als tierisch und rühmt ihnen gegenüber das „attische t" der Niederländer. Die Oberdeutschen oder Alemannen, sagt er, sprechen mit aufgeblähten Backen, schärfen ihre Worte mit s-Lauten und zischen wie Schlangen. Mit ihrer barbarisch rauhen Redeweise verunstalten sie die edle germanische Sprache so arg, daß sie kaum wieder zu erkennen sei.

Mit demselben Eifer und derselben starren Überzeugung stand nun Fischart auf Seite der alemannischen Mundart. Ein großer Teil seiner Bemerkungen besteht darin, daß er den niederländischen Beispielen hochdeutsche gegenüberstellt und zu zeigen versucht, daß diese die Ursprünglichkeit des Germanischen noch entschiedener erweisen. Er wirft Goropius vor, daß dieser aus Haß gegen die Oberdeutschen den Laut z unberücksichtigt lasse, der doch in der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache vorhanden sei. Fischart hält auch nicht mit Spottreden zurück: „Das T geht gar stumpf ab, wie ein gestutzter Hund" — „Ihr (der Niederländer) magere, dürre, schnatternde Backen wöllen unser uralt S wie ein Ent im Water ausschnattern und austrecken". Und neben den Kosenamen „Wattländer" und „Quatvögel" zeichnet Fischart einen Niederländer auf, der zur Strafe für seine falsche

Aussprache am „gallischen Tau“, das ist am Galgen, baumeln muß. Hiebei kommt es ihm besonders auf das sch an, welches ja bei den Alemannen eine weitere Verbreitung gefunden hat, als in andern oberdeutschen Mundarten. Wiederholt kündigt er ein Büchlein darüber an: „De quo singularem, Deo volente, conficiam libellum“ und „Fischarti libellus de Alemannorum Sibilo vel Sch,“ wozu er wohl viel Stoff aufgesammelt hatte. Auch erwähnt er seine Ausführungen über die Zahl Sieben. Wahrscheinlich wollte er diese einzelnen Untersuchungen zusammenfassen zu einem großen etymologischen Wörterbuch. Eine Farrago Etymologiarum erwähnt er wiederholt, also ein Gemengsel von Worterklärungen, wozu diese Randbemerkungen eine Fülle von Belegen bringen. Auch längere Beispiele gibt er daraus: „In confusione linguarum haben die Graeci das hören zum gesicht gemacht und das gesicht, die Augen zum gehör. Das ist zum *ἀκούειν*, welchs von Aug kommt. Nam hoc plurimis vocabulis per omnes linguas est factitatum, ut in collectaneis meis Etymologicis demonstro“. Weiters gibt er deutlich die Absicht kund, Lexicon Germanicum componendum. Nach weiteren Andeutungen handelt es sich bei diesen Zusammenstellungen um Völker- und Götternamen, wie um philosophische Begriffe und Ausdrücke des täglichen Lebens.

Fischarts Etymologien sind in gänzlich unwissenschaftlicher Art gehalten, wie es im 16. Jahrhundert vielfach üblich war; ohne eine Ahnung von den Gesetzen der Laut- und Wortbildung, ohne nähere Kenntnis der wirklichen Beziehungen verwandter Sprachen untereinander, mit der größten Willkür durchgeführt. Da Fischart mehrere Sprachen beherrschte und von andern einige Kenntnis hatte, so ließ er sich zum Ausspinnen einer ganzen Kette von falschen Deutungen verleiten, wobei er auf die fernstliegenden Dinge verfiel. In diese verkehrte Methode wurde er durch Goropius noch mehr hineingetrieben, wenn er in Widerspruch oder in Ergänzung zu dessen Ausführungen am Rande seine etymologischen Versuche anbringt.

Ein wichtiger Grundsatz der damaligen Etymologie war, daß Wörter mit äußerlicher Ähnlichkeit auch stammverwandt sein sollten. Goropius leitet die Namen Belgae von bellicosae,

Galater von „laten“ (lassen), „matt“ von modus ab. Nach ihm sei die Sprachenscheidung beim babylonischen Turm durch Ausfall, Einschub, Umstellung von Buchstaben und durch Umkehrung ganzer Wörter vor sich gegangen. Er meint z. B., daß die Umkehrung eines Wortes das Gegenteil bezeichne: „mat“ (indomitum) zu „tam“ (zahm, domitum).

Fischart macht von allen diesen Mitteln den weitesten Gebrauch. Besonders die Conversio verwertet er für alle möglichen Fälle z. B. „der erst Man oder Männisch, Homan, homo, war der erst Nam, der andern allen Namen gab: und weil der erst Nam war ein Man“. Eine Ergänzung dazu gibt seine Bemerkung: „Adam linguam primam fecit, non Eua. Hinc et a Man est Nam, quod scriptura dicit, virum indidisse Nomina. Der Adam oder Adman gab Nam“. Die Umstellung gilt ihm auch als Verwandtschaft bei ganz verschiedener Bedeutung, „Fisch“ soll mit „Schiff“, lupa mit „buhlen“ stammverwandt sein. Dieser Grundsatz ist ihm so wichtig, daß er im Ernst den Vorschlag macht, daß man, weil die Hebräer von rückwärts lesen und schreiben, „die Kinder vor und hinter sich lehrne sprechen und lesen“. Den Akkusativ Musam bringt er in Zusammenhang mit „Mutsam vel Mühsam. Poloni Mentem vocant Mysl, quod Mütsal Gmütsal“. Die Tatsache, daß früher jedes Volk eine andere Tracht trug, erklärt er in ganz unrichtiger Weise: „die Veränderung der klaider in Bachanalibus hab nichts anderes bedeitet, dan die änderung der sprach. Wie es durchaus dan allzeit pflegt zu geschehen, daß auff änderung der sprach auch folg änderung der klaider“.

Bei Fischart, dem immer der Schalk im Nacken sitzt, kommt noch dazu, daß er selten eine Gelegenheit zu einem Witz oder einer launigen Bemerkung verpaßt. In den Dichtungen sind seine Etymologien meist beabsichtigte Wortspiele und Scherze. Bei diesen Randbemerkungen aber weiß man nicht, wo der Ernst aufhört und der Spaß beginnt. Nur ein Beispiel: „Hinc et Esopus mythice mulierem in murem mutatam fabulatus est: quo Murlier (wie sie den wol murren vnd beißen können) r in l Mullier: Hinc juris glossatores Mulierem a Mollitia derivant, quamvis alii a malitia, Ja wol, Maulitia, so käms wol vberain mit murren vnd beißen.“

Sowohl Lazius wie Goropius wurden wegen ihrer Kritiklosigkeit von dem berühmten Philologen Josef Justus Scaliger, dem Sohn des Julius, scharf gerügt, Lazius als ratisseur, der alles unbesonnen drucken lasse, und Goropius als circulator. Darüber beschwerte sich nicht nur Goropius' Verleger Plantinus in der Vorrede zu den Opera, sondern auch Fischart in den Randbemerkungen dazu, auch mit einem boshaften Wortspiel „die Scaliger schal auscaliert vnd a scalis degradiert"; und ähnlich in der Geschichtklitterung 1582, zu der Bemerkung, daß Goropius Adam und Eva als niederländische Namen erwiesen habe, „wie sehr es auch den jungen Leytertrager Joseph verdreust."

Ein Landsmann und Zeitgenosse des Goropius, der Antwerpener Kaufmann Abraham Ortelius (1527—1598), gab als wohlhabender Mann früh seinen Beruf auf und unternahm, namentlich zu archäologischen Zwecken weite Reisen. Eines seiner Werke Synonyma geographica sive populorum, regionum, insularum, urbium, . . . appellationes et nomina (Antwerpen 1578) erwarb Fischart gern, weil er von früh an eine große Vorliebe für Synonyme hegte. Auf das Titelblatt dieses Werkes setzte er seinen Namen; auf die leere Seite beim Titel schrieb er einige Überschriften geographischer Werke auf. Seine Randbemerkungen bestehen auch hier zum größten Teil aus sinnlosen Wortklaubereien. So leitet er z. B. „Laibach" von „Laubach" ab, eine Volksetymologie, die allerdings noch heute üblich ist, weil dieser durch die gleichnamige Stadt fließende Bach auch in strengen Wintern nicht gefriert; die „Germanen" von „Gwermanen", also sich wehrenden Männern, Graviscae von „Grabfischer". Der gleichen Art gehören auch die wenigen Randbemerkungen Fischarts an zu dem Erstlingswerk des berühmten Historikers und Führers der Katholiken in den politisch-religiösen Kämpfen der Schweiz, Aegidius Tschudi, De prisca ac vera Alpina Rhaetia, cum cetero Alpinarum gentium tractu . . . descriptio (Basel 1538). Der Verfasser dieses von den damaligen Gelehrten mit großem Beifall begrüßten Werkes begann früh seine Heimat zu erforschen durch Reisen und Bergbesteigungen, durch Sammlung von Urkunden und ältesten Nachrichten über die Schweiz und

die benachbarten Alpenländer. So konnte er auf diesem noch wenig bebauten Gebiete neue und fruchtbare Ergebnisse liefern. Rhaetia erklärt Fischart als „das Rettland, welchs errettet hat" und z. B. mundiburdium als „Mundwort, Mundswart, Mundbürd, Mundbart" zu beliebiger Verwendung.

Diese Randbemerkungen, neben den hauptsächlich vertretenen etymologischen Versuchen und Anagrammen seines vollen Namens auch Hinweise auf eigene bereits erschienene und auf geplante, niemals vollendete Schriften, ferner Lied-Bruchstücke, Übersetzungen von Reimen der Originale, Sprichwörter, Ausrufe und Scherze, kurze Inhaltsangaben der einzelnen Absätze, auch kleine Zeichnungen, Kreuze, Dreiecke und das Zeichen Christi in verschiedenen Formen, wurden von ungefähr 1581—1588 niedergeschrieben. Denn sie berühren sich mit einigen Einschüben zur zweiten Ausgabe der Geschichtklitterung; sie erwähnen Bücher, die bis 1584 erschienen, und sie zeigen nach mancher Richtung eine andere Rechtschreibung wie die Bruchstücke der Verdeutschung von Lazius.

Noch 1588 in der Vorrede zum Stauffenberg ergeht sich Fischart in weitausgesponnenen Deutungen, namentlich von Bezeichnungen der Elben. Mit Hinweis auf des Goropius' Erklärung, „Venerem" bedeute die „Feinere", wirft er sich auf das Bestimmungswort in „Meervenus". Dieses komme hier nicht von „Meer", sondern von „Mär; das Wort zurück gebuchstabt mitpringt rümen; also Meervenus, die vermärte Rumfeine sein" soll. Obwohl er hier vor falscher Etymologie warnt: „Also viel ist an erkantnus vnd vnterscheidung der sprachen vnd jhren eigentschafften gelegen, daß man nicht aus gleichthonung eins worts jhm alsbald ein Abentheurliche Vngeschicht laß einfallen vnd darnach dasselbig für war bestreite", fügt er noch 1590 in die Geschichtklitterung, wo von des Cyrus Hund Kyrr die Rede ist, hinzu: „der ihm gleichwol hindersich lesend ein Rich verkündet hät".

Außer den Werken von Pierius, Goropius, Ortelius und Tschudi besaß Fischart noch eine Reihe von Büchern: das schon 1567 erworbene Werk aus dem gleichen Jahre Histoire de nostre temps, dessen drei Bände mit je einer Namenseintragung und je einem französischen Wahlspruch von ihm versehen sind;

ferner von dem Professor der Medizin in Pavia, Hieronymus Cardanus, De rerum varietate libri XVII (Basel 1557), welches den Inbegriff der Naturkunde und der Metaphysik eines abenteuerlichen philosophischen Systems enthält. Dann die von ihm viel benützte Sammlung: „Sprichwörter, schöne, weise Klugreden" (Frankfurt bei Egenolff 1565); Heinrich Bullinger, Hausbuch (Bern 1558); Cosmographia Petri Apiani per Frisium aucta (Köln 1574); Joannis Bockenrodii Admiranda quaedam poemata (Köln 1583) und schließlich einen in der Wolfenbüttler Hofbibliothek aufbewahrten Mischband mit siebzehn französischen, italienischen und lateinischen Flugschriften meist politischen Inhalts, die er zum Teil für seine eigenen Arbeiten verwendete. Die meisten dieser Schriften zeigen auf dem Titelblatt Fischarts Namen, ganz oder gekürzt, manchmal mit griechischen Buchstaben geschrieben; auch Anagramme, doch keine oder nur wenige belanglose Randbemerkungen. Noch nicht gefunden ist sein Handexemplar einer der ältesten mythologischen Darstellungen aus dem Kreise der italienischen Humanisten: De deis gentium libri sive syntagmata XVII von Lilio Gregorio Gyraldo. Im Goropius weist er auf seine annotationes zu diesem Werke hin. Außerdem besaß er gewiß die Werke, die er übersetzt und bearbeitet hatte, also Rabelais' Gargantua, Schriften von Plutarch, Bodins Démonomanie, Marnix' Biencorf, Lazius' Migrationes, auch Wörterbücher, Chroniken und andere Nachschlagwerke, die für ihn unentbehrlich waren.

Bei seiner vielseitigen Gelehrsamkeit, seinen mannigfaltigen Bestrebungen und seiner ausgebreiteten schriftstellerischen Wirksamkeit ist es selbstverständlich, daß er eine reichhaltige Büchersammlung sein nannte. So lang er sich dauernd oder doch vorübergehend in Straßburg aufhielt, konnte er ja die dortigen reichhaltigen, ihm jedenfalls zugänglichen Bibliotheken benützen, später freilich in Speyer und namentlich in dem abgelegenen Forbach mußte er sich für seine dortige schriftstellerische Tätigkeit Bücher kaufen. Seine letzte Arbeit, der Catalogus, erweist besonders diese Notwendigkeit.

Trotz der im Catalogus wiederholt ausgesprochenen Empörung über die Überflutung des Büchermarktes noch dazu durch über-

flüssige und schädliche Erscheinungen ist er selbst ein aufrichtiger Freund von Büchern, natürlich nur von wertvollen. Aus dem Beginn der achtziger Jahre, wo er wohl schon eine stattliche Büchersammlung beisammen hatte, stammt sein 1582 in die Geschichtklitterung eingefügtes Gedicht, welches für die Bibliothek der Abtei zu Theleme bestimmt ist und dem Bibliothekar Ptolemäus in den Mund gelegt wird. Knapp vorher zählt er die berühmtesten Bibliotheken der Welt auf; aus seiner Zeit die der Fugger und der Medici, die nicht nur herrliche Bücher aufbewahren, sondern „auch die Gelehrten wohl vergelten. Ihr geschlecht wird desto länger in ehren plühen, je mehr sie die Musas an sich ziehen". Dieses hohe Lied eines echten Bücherfreundes erweist durch den treuherzigen, ganz persönlichen Ton die aufrichtige Freude und Begeisterung über den Bücherschatz, die zweifellos auch ganz persönlich empfunden und im ganzen auf Fischarts eigene Bücher gemünzt ist. Nennt er doch hier auch Gesners Tierbuch mit Namen, das er weidlich ausnützte und ganz sicher besaß.

„Gott grüß euch, liebe Bücher mein!" Mit diesem herzlichen Zuruf beginnt das Gedicht. Ihr seid noch unversehrt und wohlerhalten, denn ich schone euch sorgsam. Ich nehme euch nicht gleich nach Tische vor mit noch unsaubern Händen, ich netze nicht eure Blätter mit nassen Fingern, und hebe euch auf einem sichern ruhigen Platz auf, wo euch keine Gefahren drohen. Hieran schließt sich ein begeistertes Lob der Schriftsteller:

O, ihr Scribenten wol erkant,
Die ihr durch ewer Schrifft
Berühmt macht ewer Vaterland
Vnd ewig Ehr euch stifft!

Die Namen der bedeutenden Schriftsteller verwelken nie, wie die adeliger und reicher Bürger.

Gelobet sey der löblich Fund
Der edeln Truckerey,
Der euch vns noch erhalt zur stund.

Gelobet auch deren Erfinder. Gott hat durch dieses Mittel den Weg zu allen Künsten geöffnet und viele berühmte Dichtungen werden nur dadurch für immer erhalten. Die Feinde der Bücher

aber sollen verwesen. Die Werke guter Schriftsteller stiften unendlichen Segen, sie verbreiten sittliche Anschauungen, sie rügen die Fehler der Fürsten. Ihre Lehren beachten Kaiser und Könige und nehmen gute Bücher auf ihre Kriegsfahrten mit. Sie verkünden Gottes Wort und weisen in die Zukunft, sie lehren Gesetz und Recht, sie berichten von erhabenen Taten der Vorfahren und zeigen kühnen Seefahrern den Weg in ferne Länder.

Ja jeder guter Geist hier find,
Was jhn freut vnd erquickt.

Fürstlich sei es, große Büchersammlungen anzulegen. Wäre der Dichter ein Fürst, dann müßten viele „solcher Zeughäuser der Weisheit“ entstehen. Zum Schlusse ruft er die Musen an, sie mögen die Bücher vor ihren ärgsten Feinden, den Milben und Schaben, vor den Pergamenthändlern, den Freunden von Buchdeckeln und vor dem Ketzerfeuer behüten.

* * *

Fischart war also ein aufrichtiger Freund guter Bücher, auch ungemein belesen. Er kennt die meisten Dichtungen von den antiken Klassikern angefangen über die höfischen Epen des Mittelalters hinaus bis zu den Dichtungen seiner Zeit. Er war bewandert in der Fachliteratur verschiedenster Gebiete; er kannte Werke der Kirchenväter, der Scholastik und des Humanismus, Werke über Musik, Naturwissenschaften und Medizin, Chroniken und Kosmographien, theologische und konfessionell-polemische, satirische und belehrende Schriften. Er hatte eine gründliche vielseitige gelehrte Bildung genossen, war also ein richtiger Polyhistor, wie solche Vielwisser in Deutschland während zweier Jahrhunderte nach dem Humanismus in großer Zahl vorhanden waren. Viele Polyhistoren waren auch fruchtbar schaffende Gelehrte, so Josef Justus Scaliger, Lazius, im 17. Jahrhundert noch Daniel Georg Morhof. Viele darunter aber haben weder wissenschaftliche Arbeiten noch Dichtungen von Belang veröffentlicht und sind darum ins Dunkel der Vergessenheit geraten.

Nur in einem bestimmten Wissenszweige, der Rechtswissenschaft, war Fischart fachmännisch vorgebildet, doch seine Zusätze und Beigaben zu seiner Verdeutschung der Démonomanie Bodins

und zu seiner Neuausgabe des Malleus maleficarum sind nicht juristischer Natur. Seine lateinischen Vorreden In haereticis coercendis und zum Onomasticon beschäftigen sich, die eine mit der Ketzerliteratur, die andere mit medizinischen und naturwissenschaftlichen Wörterbüchern; sie sind ebensowenig wie seine mit sprachlichen Bemerkungen versehene Übersetzung einiger Teile des Hauptwerkes von Lazius als wissenschaftlich zu bezeichnen. Fischarts umfängliche Aufzeichnungen zur Wortforschung gehen von einem ganz verkehrten Standpunkt aus und sind darum, obwohl er eine Ahnung von sprachlichen Gesetzen hatte und manche Erscheinung richtig auffaßte, Schrullen oder Wortspiele.

Begreiflich wird dieser willkürliche Vorgang dadurch, daß damals trotz manchen Bestrebungen hervorragender Grammatiker und Sprachforscher noch keine wissenschaftliche Methode für die Wortdeutung ausgebildet war. Lange nach Fischart herrschen noch ähnliche Anschauungen. So verteidigt noch 1606 Guichard in seiner L'harmonie étymologique die üblichen Ableitungen par addition, subtraction, transposition et inversion des lettres und Alsted stellt in seiner Encyclopaedia (1630) 23 Regeln für die vergleichende Wortforschung auf, die lediglich auf dem willkürlichen Etymologisieren des vergangenen Jahrhunderts beruhen.

Abgesehen von seinem ganz kritiklosen und unmethodischen Vorgehen hatte Fischart auch nicht die Eigenschaften, die für einen Gelehrten erforderlich sind. Vor allem besaß er keine Ausdauer, nicht die Geduld und Spannkraft, unermüdlich bis zur Erreichung des angestrebten Zieles zu arbeiten. Ein Beispiel dafür, daß ihm diese Gelehrtentugenden fehlen, ist, daß er nur einen kleinen Teil von Lazius verdeutscht hat; denn wäre diese Arbeit fertig geworden, so hätte sie Jobin sicher verlegt, da bei dem damaligen Ansehen und der Beliebtheit der Migrationes eine Verdeutschung gewiß Erfolg erzielt hätte. Auch fehlte Fischarten die Gründlichkeit, denn viele seiner Übersetzungen zeigen eine arge Flüchtigkeit, und schließlich der Ernst, denn gerade bei seinen Etymologien geht er oft von ernsten Betrachtungen förmlich in ein Ballspiel mit den Worten über. Er kann seinen Mutwillen und seine überschäumende Laune, die in satirischen Dichtungen ganz am Platze sind, auch bei wissenschaftlichen Versuchen nicht

zügeln, so daß die Grenze zwischen Ernst, Willkür und Kurzweil ganz verschwimmt.

Ein Gelehrter, der über die erlernte Methode, die erforschten Ergebnisse und über die erschlossenen Tatsachen hinausstrebt, wird diese durch Kombination, durch Beobachtung und Vermutung zu verbinden streben, wird von größeren Gesichtspunkten aus Hypothesen wagen und mit Vorsicht aus den gefundenen Belegen Schlüsse ziehen und so auch seine Einbildungskraft walten lassen. Fischarts etymologische Versuche aber sind willkürlich und phantastisch. Er zeigt auch in der Wortforschung keine Selbständigkeit, er ahmt einfach seine Vorgänger nach, wenn er auch Lazius und Goropius im einzelnen entgegentritt. Erasmus Roterodamus z. B. war als Gelehrter eine starke Persönlichkeit, auch nichts anders als Gelehrter. Fischarts wissenschaftliche Bestrebungen aber sind ganz unselbständig; als Schriftsteller und Dichter allerdings äußert er seine kräftige persönliche Eigenart.

Neuntes Buch.

Versbau und Sprache Fischarts.

1. Vers- und Strophenbau, Reimtechnik.

Der schon in urgermanischer Zeit mit wenigen Ausnahmen auf die Stammsilbe festgelegte Hochton bildet das Rückgrat des germanischen Verses. Dieser Zusammenfall des Worttons mit dem Verston, der in allen altgermanischen Dichtungen herrschte, mußte den mittelhochdeutschen Dichtern um so mehr als natürliches rhythmisches Gesetz gelten, als damals die meisten Nebensilbenvokale zu kurzem e abgeschwächt waren. Da diese Nebensilben im Frühneuhochdeutschen allmählich tonlos oder stumm wurden, ist es um so auffälliger, daß die Mehrzahl der Dichter des ausgehenden 15. und des 16. Jahrhunders dieses Gesetz durch Nichtbeachtung der natürlichen Betonung verletzte. Ihre Erklärung findet diese Erscheinung dadurch, daß der deutsche Vers in verschiedenen Zeiträumen immer wieder durch fremden Einfluß in seiner freien Entwicklung behindert wurde. Den alten dipodischen Rhythmus, zwei Versfüße mit je einer Haupt- und einer Nebenhebung mit verschiedener Zahl von Senkungen als h ythmische Einheit, zwang Otfried in monopodische Gleichmäßigkeit, die er wie den Endreim dem lateinischen Hymnenvers entnommen hatte. Er hemmte dadurch auf lange hinaus das rhythmische Gefühl, wenigstens der kunstmäßigen Dichter. Es folgte dann eine Zeit metrischer Regellosigkeit, ein Schwanken zwischen der altheimischen Art und größerer Gebundenheit. Kaum war bei den höfischen Dichtern ein Ausgleich hergestellt, so übernahmen diese von den Franzosen die Fessel der regel-

mäßigen Jamben, welche für die erzählende Reimdichtung von Konrad von Würzburg zum erstenmal folgerecht durchgeführt wurde.

Von diesen Reimpaaren mit Auftakt, acht Silben bei stumpfem und neun Silben bei seltenerem klingenden Ausgang geht das eigentliche Versmaß des 16. Jahrhunderts aus, welches mit wenigen Ausnahmen für die gesamte Spruchdichtung: Dramen, epische, satirische, konfessionell-polemische und lehrhafte Dichtungen verwendet wurde. Es wird heute nach dessen fleißigstem und berühmtestem Benützer und zwar mit Unrecht als der Hans Sachssche Reimvers bezeichnet, wurde aber damals, so vom Meistersänger Adam Puschman der „gemeine deutsche Reim" benannt, der aber nicht von allen Dichtern gleichmäßig gebaut wurde. Auch hiebei kann man durch das ganze 16. Jahrhundert den Kampf zwischen eingeborener Dipodie mit fremden, übernommenen und schulmäßigen Einflüssen beobachten, woraus sich ganz verschiedene Richtungen ergaben.

Die mittelhochdeutschen Jambenverse übernahmen die Meistersänger für ihre Lieder, natürlich der Strophenform wegen mit verschiedener Silbenzahl. Da der Bau ihrer Gesätze aus bekannten Gründen immer künstlicher wurde, kam es zu einer Vergewaltigung der Sprache und zur Verletzung der natürlichen Betonung, und da ihre Gesänge nie gesprochen wurden, erschien ihnen die Hebung auf tonloser Silbe selbst im Reim nicht anstößig. Durch diesen langen Brauch stumpfte sich aber nach und nach das Ohr der Meistersänger überhaupt gegen die Verletzung des natürlichen Wort- und Satztons ab, und sie bauten darum auch für ihre Spruchgedichte ganz ähnliche Verse; wie der Meistergesang überhaupt auf den Rhythmus der Spruchdichtung von ungünstigem Einfluß war. Da weiter ihre Tabulatur eine bestimmte Silbenzahl für die einander entsprechenden Verse der Strophen desselben Liedes vorschrieb, so kam durch den Meistergesang und wiederum durch romanischen Einfluß die Silbenzählung als einschneidender Grundsatz in den Versbau des 16. Jahrhunderts hinein. Verletzung des Worttons begann vereinzelt auch bei den epischen Dichtungen des 15. Jahrhunderts, so bei den Strophen Michael Beheims im Buch von den Wienern,

Auch andere Gründe veranlaßten die Verrohung des Versbaus in jener Zeit. In den Übergangsjahrhunderten zeigte die deutsche Sprache ein arges Schwanken in den Selbstlauten der Stammsilben. Die neuen Zwielaute, die neuen Längen, die Längung ursprünglich kurzer offener Stammsilben waren in verschiedenen deutschen Landschaften zu verschiedenen Zeiten und in vielen gar nicht eingedrungen. Eine An- und Ausgleichung durch eine gemeinsame Schriftsprache war erst in den Anfängen zu merken. Die sprachliche Unsicherheit verschuldete auch die metrische Unsicherheit. Sebastian Brant war der erste Dichter im 15. Jahrhundert, der nach einem bestimmten rhythmischen Gesetz Verse baute, die auch von seinen Zeitgenossen gerühmt wurden und auf die er selbst stolz war. So wurde die beispiellose Nachwirkung des Narrenschiffs auf die satirischen Reimdichtungen des folgenden Jahrhunderts nicht nur durch die Neuartigkeit der Idee und der Ausführung, durch die Reichhaltigkeit, womit sie verschiedene Kreise befriedigte, erzielt, auch sein Versbau galt mit dem strengen Wechsel von Senkung und Hebung bei einer gewissen Berücksichtigung der natürlichen Betonung auf ein Jahrhundert hinaus als Vorbild. Die Forderung der streng einzuhaltenden Silbenzahl, die später auch von Theoretikern als zweites Gesetz aufgestellt wurde, war nicht schwer zu erfüllen bei der damals üblichen willkürlichen Wortkürzung und Zerdehnung, die auch Brant, obschon maßvoll, ausübte, und bei dem in der deutschen Prosa überhaupt vorherrschenden jambischen Tonfall und den vier Hebungen, die sich bei den ungefähr acht Silben von selbst ergeben. Darum weichen die damaligen Dichter nur bisweilen und dann aus Versehen von der feststehenden Zahl der Senkungen und Silben ab.

Schwieriger war es für die Dichter, welche Brants Beispiel folgten oder die aus dem Meistergesang hervorgingen, die angestrebte Alternierung mit dem natürlichen Wort- und Satzton zu verbinden. Die Dichter jener Zeit verhielten sich unter dem Zwange dieser Forderung nach ihrer Eigenart, Begabung und Bildung, Gefühl und Geschmack ganz verschieden; Meistersänger anders als humanistisch gebildete Dichter, ältere, noch von mittelalterlichen Überlieferungen ausgehende, anders als spätere Dichter,

die sich an französischen Vorbildern geschult hatten. Darum bieten die Reimpaare des 16. Jahrhunderts nur für das Auge ein einheitliches Bild dar, nicht fürs Ohr. Diese Mannigfaltigkeit wird erst richtig erfaßt werden können, bis die Verskunst jedes der begabtern Dichter jener Zeit erforscht und mit der Rhythmik der übrigen in Beziehung gebracht wird. So zeigt Gengenbach bei dem unverkennbaren Streben nach Alternierung, bei seltener Verletzung der natürlichen Betonung nur ausnahmsweise Überschreitung der regelmäßigen Silbenzahl. Bei Hans Sachsens Spruchdichtung wird die natürliche Betonung nicht grundsätzlich vernachlässigt, sondern nach dem mehr oder weniger empfindlichen Gefühl des sehr rasch und ungleich arbeitenden Dichters beachtet, der sich überdies immer mehr von den strengen Jamben loslöste, so daß sich bei ihm zuletzt nur halb so viel Verse mit steigendem Rhythmus finden als in der Jugend. Bei seinen ältern Dichtungen und denen seiner Singschulgenossen wurde jedenfalls dort, wo Vers- und Wortakzent in Widerspruch gerieten, die natürliche Betonung dem Rhythmus zum Opfer gebracht. Die Verse in den Dramen der Meistersänger und der Dichter mit derselben Alternationstechnik wurden bestimmt taktierend gesprochen mit größerer Berücksichtigung des musikalischen Rhythmus als der Forderung des Sinns. Doch ganz erlosch das Gefühl für die natürliche Betonung nicht. Abgesehen davon, daß damals viele Nebensilben wohl noch nicht stumm waren, kommen auch bei den unempfindlichsten Dichtern schwerere Verstöße nur ausnahmsweise vor.

Die erste Niederschrift des Theuerdank, der von Maximilian I. erfunden und wahrscheinlich von seinem Sekretär Treitzsauerwein ausgeführt wurde, zeigt ziemlich ungelenke, der Silben- und Hebungszahl nach regellose Verse, doch mit natürlicher Betonung. Für den Druck aber hat sein Kaplan Pfinzing diese Verse gewaltsam auch bei klingendem Ausgang auf acht Silben gebracht mit Alternierung und sehr häufiger, auch im Reim vorkommender Verletzung des Wortakzents. Andere Dichter wiederum, die Lehrer oder Prediger waren wie Scheit, Rebhun, Alberus, Ringwaldt, die also eine gute Sprachbehandlung anstrebten, hüteten sich möglichst vor Verletzung des Wort- und Satztons, hielten aber mit schulmeisterlicher Pedanterie am regelmäßigen Wechsel von

Hebung und Senkung fest und bauten so richtige glatte, aber eintönige Verse. Sie hielten sich auch treu an die übliche Silbenzahl, nur Alberus' Verse bringen entgegen seiner eigenen Aussage bisweilen mehr oder weniger Silben.

Wie in der ganzen mittelhochdeutschen Zeit, so blieben noch das 16. Jahrhundert hindurch die volkstümlichen Dichtungen und die Dichter, welche sich ihr anschließen, der alten Überlieferung treu. Vor allem das weltliche und auch das geistliche Volkslied. Die alten Sprechverse erhielten sich noch bei den berufsmäßigen Reimsprechern, bei Gelegenheitsdichtern, bei den Pritschmeistern, deren Aufgabe es war, Schützenfeste weitschweifig in Reimen zu beschreiben, bei Schmähdichtungen, gereimten Zeitungen, den altüblichen Sprüchen bei Brautwerbung und Hochzeiten,. bei sonstigen Fest- und Handwerksbräuchen. Auch gelehrte Dichter, welche die Volksdichtung kannten und schätzten, eigenartige, kräftige Persönlichkeiten, die sich ein lebendiges Gefühl für den deutschen Rhythmus bewahrten und keinem lästigen Zwange unterwerfen wollten; so Luther, nicht nur in seinen geistlichen Liedern, sondern auch in Gedichten und Reimsprüchen. In Murners Versen werden zweisilbige Senkungen und Ausfall des Auftaktes immer häufiger, bei angestrebter, doch nicht streng durchgeführter natürlicher Betonung. Ähnlich verhält sich Johannes Nas. Waldis baute in seiner Jugend im Drama vom verlorenen Sohn niederdeutsche, von jedem fremden Einfluß freie viertaktige Verse mit beliebiger Silbenzahl und wunderbarer Verwendung des Wort- und Satztons. Es sind die besten Verse des 16. Jahrhunderts überhaupt. Bei seinen spätern hochdeutschen Reimpaaren hielt er sich an die übliche Silbenzahl. Fischart wiederum gelangte von strenger Gebundenheit zu immer größerer Freiheit. So ist durch das ganze Jahrhundert bei den Reimpaaren ein Schwanken und Vermitteln zwischen der strengen und der freien Richtung zu verfolgen.

Ein weiterer Versuch ging von Rebhun aus, der Ende der dreißiger Jahre in seinen Dramen „Susanna“ und „Hochzeit zu Cana“, um die Klippklappverse zu verdrängen, streng gebaute Jamben und Trochäen von verschiedener Silbenzahl und im Gegensatz zu den antiken Quantitäts- und Positionsregeln mit natürlicher Betonung, doch mit sprachlichen Härten verwendete. Nur wenige

Schulmeister folgten seinem Beispiel. Für das Drama versagte seine Neuerung völlig. Der Versuch Scheits, der in seiner Einführung zur Lobrede des Maien, 1551, vers communs (fünffüßige gereimte Jamben) geschickt und mit natürlicher Betonung anwendete, blieb vereinzelt.

Die Grammatiker des 16. Jahrhunderts beschäftigen sich bezeichnenderweise sehr spät mit Metrik. 1573 erschienen die Sprachlehren von Albertus und die davon abhängige von Ölinger, 1578 die von Clajus, dessen Vorschlag, Jamben und Trochäen mit deutscher Betonung zu verwenden, auch keinen Erfolg hatte. Da sich diese Theoretiker der antiken Terminologie bedienten, welche für die deutschen Verse ungeeignet ist, sind ihre Ausführungen unklar und mißverständlich. Überdies ziehen sie nur von wenigen Dichtern ihre Regeln ab, die also nicht auf alle, so verschieden gebauten, Reimpaare angewendet werden können. Clajus insbesonders verkannte völlig die Rhythmik von Luthers Liedern. In der Metrik stimmte damals Theorie und Praxis eben nur zum Teil überein. Hoeks Verstechnik bedeutete eine Vorahnung der rythmischen Neuerung von Martin Opitz. Von Clajus und andern angeregt, lehrte dieser 1624 in seinem kleinen, neuer und fruchtbarer Gedanken baren „Buch von der deutschen Poeterey", was man schon längst geübt hatte, daß der deutsche Vers nicht wie der antike nach der Länge der Silben gemessen werden dürfe. Überdies empfahl er regelmäßigen Wechsel von Hebung und Senkung, insbesondere in der Form des Alexandriners, welcher dann anderthalb Jahrhunderte lang eine Fessel für Gefühle und Gedanken im Epos und Drama werden sollte, wirksam freilich nur für eine kleine Zunft von gelehrten Dichtern und hauptsächlich für die viel später durch Deutsche besiedelten nordöstlichen Landschaften, die bis dahin einer dichterischen Überlieferung auch in der Form entbehrt hatten.

In dieser Entwicklung des vierhebigen Verses nimmt nun Fischart eine eigenartige Stellung ein. Vor allem: der rhythmische Bau seiner Verse ist nicht zu allen Zeiten gleich. Er macht eine Wandlung durch, die ein deutlich erkennbares Streben zu einer immer größeren, wenn auch schließlich noch bedingten Freiheit von dem geltenden Gesetz des regelmäßigen Wechsels von Hebung und Senkung erweist. Jederzeit hielt Fischart an

der Forderung der gleichen Silbenzahl fest. Und zwar bewußt, wofür seine gelegentlichen scherzhaften Aussprüche als ernste Beweise dienen können. Er hat auch bei Umarbeitung von Holtzwarts Flohklage, wo es nötig war, die richtige Silbenzahl hergestellt. Zwar finden sich in allen seinen Dichtungen Verse, welche die erforderliche Zahl von acht, beziehungsweise neun Silben nach oben oder unten überschreiten, doch lassen sich viele davon (nicht alle) als Schreib- oder Druckversehen erklären und durch Apo-, Synkope oder Zusatz eines e leicht auf die normale Zahl bringen. Auch hält Fischart wie die übrigen Dichter der Zeit bei Fremdwörtern und Eigennamen Überschreitung der Silbenzahl für berechtigt.

Als gelehriger Schüler Kaspar Scheits, den er selbst 1572 als „den besten Reimisten" seiner Zeit bezeichnet, bemüht sich Fischart in seinen Jugenddichtungen von 1570—1572 den natürlichen Wortton mit dem regelmäßigen Wechsel von Hebung und Senkung möglichst zu vereinigen. Im Nacht Rab, im Dominici Leben, vor allem im Eulenspiegel gibt es große Reihen zusammenhängender Verse, die durchaus vier zweisilbige Takte von steigendem Rhythmus ohne Verletzung der natürlichen Betonung zeigen. Schwerere Verstöße gegen den Wortakzent (Betonung einer Flexions-, Bildungs-, Vorsilbe oder des Grundwortes z. B. „meinér, Eltérn, vérging, Ehrgeiz") oder des Satzakzentes (Betonung des bestimmten oder eines einsilbigen unbestimmten Artikels, Pronomens oder einer einsilbigen Präposition z. B. „dén Fluß, éin Katz, jr Wirt, bey̋ Nacht") kommen in den Jugenddichtungen sehr selten vor trotz genauer Einhaltung der beengenden Regeln, doch meidet er, namentlich in der Frühzeit nicht den Hiatus.

In den Jahren 1573 und 1574 aber zeigt Fischart schon ein allmähliches Abweichen von diesem Verhalten, das bereits mit dem Glückhaften Schiff 1576 den Höhepunkt erreicht, auf dem er dann bis zu seinen letzten Reimdichtungen stehen bleibt. Und zwar ist es deutlich zu sehen, daß Fischart später nach volkstümlichem Vorbild weit öfter vom regelmäßigen viertaktigen jambischen Verse abweicht. Er fühlte es, daß er sich von den glatten Versen Scheits allmählich entfernen müßte, um eine seinem Wesen besser entsprechende Verstechnik zu erreichen. In den Jugenddichtungen

zeigen kaum der zwanzigste Teil der Verse, in den Werken vom Glückhaften Schiff angefangen fast ein Sechsteil der Verse freien Wechsel von Hebung und Senkung. Die Annahme, wonach immer stärkere Verletzung des Worttons zugunsten des Rhythmus Platz greifen und Fischarts Verse also immer schlechter und holpriger werden sollten, ist schon darum abzuweisen, weil sie der sonstigen aufsteigenden Entwicklung des Dichters widerspricht. Wo die zweisilbigen Takte des normalen Verses später für Fischart einen Zwang bedeuten, dort weicht er von ihnen ab und verletzt lieber die Alternation, als den Wort- oder Satzton. Ja in späteren Dichtungen verwendet er die versetzte Betonung deutlich als Kunstmittel in dem Bestreben, die Einförmigkeit der Jamben an gehobener Stelle zu unterbrechen, die Darstellung zu beleben und gewissen im Satze wichtigen oder logisch hervorzuhebenden Worten (z. B. in Gegenüberstellungen und Wortspielen), wo bei einer falschen Betonung Sinn und Witz verloren ginge, durch Wechsel des Rhythmus größeren Nachdruck zu verleihen. Läßt Fischart schon in seinen Jugenddichtungen gelegentlich den Auftakt und die Senkung im Versausgang weg, namentlich bei zwei- oder dreisilbigen Endwörtern mit stark betonter zweiter Silbe („Scháfsklàid, spínnwèrck"), so wendet er später daneben auch häufig Ausfall der Senkung im Versinnern, sowie zweisilbige Auftakte und Senkungen an. Durch die Einhaltung der Silbenzahl, durch die damit zusammenhängende Vermeidung von drei Hebungen oder Senkungen nebeneinander unterscheiden sich Fischarts spätere Verse von den mittelhochdeutschen Reimpaaren. Naturgemäß stehen auch bei Fischart in zweisilbiger Senkung meist unbetonte Nebensilben mit e und mit dem von ihm meist nicht getilgten i in „ig, lich, isch" sowie schwachlautige Partikeln. Bei einer gedrängten Reihe von einsilbigen Hauptwörtern müssen des Rhythmus wegen auch ganz gleichwertige Worte in die Senkung kommen, z. B. „Voll Trúg, List, Ráche, Neid, Gifft und Zórn".

Unter den einzelnen Arten versetzter Betonung in Fischarts späteren Dichtungen ist wohl am häufigsten die Eröffnung des Verses durch Hebung mit zwei oder einer Senkung, wodurch der ganze Vers fallenden Rhythmus gewinnt und gewichtige Wörter am Eingang stärker hervorgehoben werden.

Singen wir: Gótt, der Héld erhält ...
Frischer zu kämpfen, stréiten, ringen ...
Gótt und der Wélt, des Teúffels Reich ...
Ándre tröſten und sélbſt verzágen.

Beſonders wirkſam bei Reimpaaren mit Gegenüberſtellung am Verseingang:

Göttlich in freiem Gewiſſen réin,
Ménſchlich, in genieſung frey des ſein.

Umgekehrt finden wir oft zwei Silben im Auftakt, die in ihrem Ton dadurch geſchwächt ſind und raſch geleſen werden müſſen, weil ihnen gewöhnlich eine für den Zuſammenhang wichtige, ſtarke Satzton tragende Silbe folgt, z. B.:

Allweil Preisgàre vom Preis wird heißen,
Vnd ihr Wélt vnd Féld Teúfel áll.
Vnd den Fréyen ſchützt gérn der Frey,
Daß ein Treu leiſten nún all drey,
Die ihr Narrheit halt für klug wárheit.

Wo Wörter mit natürlicher höherer Tonlage (Befehle, Rufe, Fragen uſw.), namentlich vor einer Pauſe am Verseingange ſtehen, da tritt ſchwebende Betonung ein:

Sing, Tóchter Sion jeder ſtund,
Trutz dér ihm angriert hat ein hor,
Seht, ſeind diß nit gar ſchöne Gaben?

Künſtleriſche Wirkung, ſtarke Hervorhebung wichtiger Wörter, namentlich wo es ſich um Entgegenſtellungen und Wortſpiele handelt, werden auch durch Fehlen der Senkung hervorgerufen. Fiſchart wendet ſie nicht nur ſehr häufig am Versausgang an, z. B.:

In dieſem ein Spaniſcher Nimbrót,
In jenem ein Römiſcher Nim Gótt,

ſondern auch im Versinnern und zwar nicht nur in Verſen mit einer fehlenden Silbe:

Denn Tréw erwéckt gégentrew,

ſondern auch in normal langen Verſen:

Ob Trei Hörner zuſammen gehn —
Der Bär áber das Bérn ausweiſt.

Auch kommen zwei ſynkopierte Senkungen in einem, dann beſonders nachdrucksvollem Verſe vor, z. B.:

Vnd dein vm̃bringen mich vm̃bſpringen
Vnd dein hóchbringen mich hóchſingen.

Einsteìgen macht aúßsteìgen leicht —
Also sint Háusfràun kein Háußfràuen,
Sondern Aúsfráun, wann sie draußschàuen.

In allen diesen Beispielen vom Fehlen des Auftaktes oder der Senkung ergeben sich von selbst schon wegen der erforderlichen Einhaltung der normalen Silbenzahl zweisilbige Senkungen.

Diese beleben außerordentlich den Fluß des Rhythmus, namentlich wenn zwei zweisilbige Senkungen in einem Vers auftreten z. B.

Ségnen die Kinder, tròsten die Fráuen,
Mánen die Männer, stärken die Gráuen.

Die altdeutsche Dipodie kommt wieder allenthalben zum Vorschein, besonders bei Wörtern mit starkem Satzton:

Kétzerbrènnen vnd | Kérzenbrènnen,
Wélchs das Glück selber | hàt getrieben,
Vnd verdérb, was wir | vberig lósen,
Vièl verheißen vnd | wénig hálten,
Ain freúdengsàng, | Gótt zu lóben.

Nicht die Zahl der gedruckten Silben, sondern die freie natürliche Betonung gab Fischart das Maß für seine Verse. Seine Reimpaare nähern sich dadurch dem Volkslied und auch, besonders seine Sprechreime, den Knittelversen, wie sie Goethe im ersten Teil seines Faust in veredelter und wundervollen Weise verwendet, auch den Jamben der späteren Dramen Schillers, die einen häufigen begründeten und wirksamen Wechsel des Rhythmus aufweisen. In allen diesen Versen ist der Satzakzent die Hauptsache. Unter seinem Einfluß erleidet die natürliche Quantität mannigfaltige Veränderungen. Dem Sinne nach hochbetonte Worte treten in Hebung und drücken minderwichtige Silben, mögen sie nun gleichviel welche Vokale oder Konsonanten enthalten, in die Senkung hinab. Durch rascheres Sprechen der dreisilbigen und durch langsameres Sprechen der einsilbigen Takte wird die gleiche Taktdauer erhalten. Verse mit mehreren zweisilbigen Senkungen entsprechen einer lebhafteren Stimmung; Verse mit fehlenden Senkungen verleihen der Darstellung ein größeres Gewicht.

Nur in wenigen und durchweg kleineren Dichtungen verwendet Fischart andere als diese vierhebigen Verse, so für Rabelais

Grabschrift nach Ronsard und das schöne Gedicht „An seine Bücher" sowie für einige kleinere in Prosawerken eingelegte Gedichte — wohl nach dem Vorbild von Volksliedern — Verse von je vier und drei Hebungen im Wechsel mit gekreuzten Reimen, doch nicht in strophischer Gliederung, weil der Sinn über die vierte Zeile übergreift und der Wechsel von stumpfem und klingendem Reim nicht geregelt ist. Zeigen diese Verse mit wenigen Ausnahmen regelmäßige Jamben, so wendet Fischart völlig ganz freie Verse an in seinen kleinen Sprüchen, die in großer Zahl den meisten seiner Prosawerke, hauptsächlich aber dem Trostbüchlein und dem Ehezuchtbüchlein eingefügt sind. Diese Sprüche sind teils der mündlichen Volksüberlieferung entnommen, aber umgearbeitet, teils aus dem Lateinischen oder Französischen übersetzt. Durchwegs rühren sie in Wortlaut und Versbau von Fischart selbst her. Sie zeigen Verse von zwei bis sechs Hebungen, die auch innerhalb eines Spruches miteinander verbunden werden, gewöhnlich mit gepaarten, auch mit gekreuzten Reimen, oft mit Bindung des ganzen Spruches durch denselben, meist stumpfen Reim. In der Freiheit ihres rhythmischen Baues und ihres Reimgebrauches ähneln diese Sprüche den Knittelversen der nächsten zwei Jahrhunderte. Doch die Hans Sachsischen Reimpaare, die so oft fälschlich als Knittelverse bezeichnet werden, haben nichts damit gemein.

Beispiele von besonders freiem Bau sind:

> Das die ergezlichkait der Ehe
> Fürnämlich inn der Red vnd gesprächsamkait stehe
> Vnd das kain Ehe
> Nimmer mit lust abgehe,
> Sie werd dan unterhalten stät
> Mit guter vnd mit kluger Red

und

> Ain richtiger anfang
> Macht ain richtigen außgang.

Eine Ungebundenheit des Verses zeigt sich hier, die sich der von Fischart gern angewendeten Reimprosa nähert. Doch wußte er diese von den Reimsprüchen deutlich zu unterscheiden, was sich daraus ergibt, daß er eigene Reimprosa aus der Vorrede zum Eulenspiegel für das Trostbüchlein in dreihebige Verse übertrug.

Mit einem ganz freien Reimspruch schließt auch ein Gedicht

von einem zänkischen Ehepaar. Es wurde durch ein älteres Volkslied in zweihebigen Reimpaaren mit Gegenstellung angeregt:

Wann er schreiet,	Sie nur schweiget,
Schweigt er dan,	Redt sie ihn an,
Ist er grimmsinnig,	Ist sie Külsinnig.
Ist er Vilgrimmig,	Ist sie stillstimmig,
Ist er Stillgrimmig,	Ist sie Trost-stimmig,
Ist er Vngstümmig,	Ist sie kleinstimmig usw.

Zum Schluß rät der Dichter der Frau des zornigen Mannes, sie möge ihn durch linde Weise und holdselig freundlich Gespräch begütigen.

Auch in der Verwendung von deutschen, antiken und wälschen Strophen zeigt sich Fischarts Vielseitigkeit.

In das Ehezuchtbüchlein ist noch ein überaus anmutiges, nur etwas langes Tanzlied eingeschoben, das einen bäuerlichen Reigen nachahmt. Vor dem Lied wird bemerkt: „ist in dem thon des Allemant d'amour Tanz gestellet"; das ist aber eine deutsche Tanzweise, die über Frankreich mit dem fremden Namen zurückkam. Dieses Tanzlied hat sieben Gesätze, die aus 16 zwei- und dreihebigen Versen mit drei untereinander ungleichen Teilen bestehen. Es wurde „Eynem zu Hochzeitlichen fräuden" von dem Dichter verfaßt. Er zeigt ein sonniges Bild einer friedlichen Ehe mit Vergleichen aus der Blumen- und Tierwelt sowie mit dem Tanze. Das letzte Gesätz lautet:

Drum hab ich mir
Meins gleichen eyn erwehlet,
Sie ist die Blum vnd zir
Vnd nur nach ihr
Mus sein mein Herz gestellet
Von nun an für vnd für.
Sie ist der Klang,
Nach dem ich gang,
Sie ist das Gsang,
Nach dem ich hang.
Sie ist die Lieb,
Inn der ich leb.
Sie ist mein Rhu vnd Friden,
In der ich rhu auf Erd.
O Gott, geb du eym jden,
Das ihm sein Eva werd.

Nur einmal versucht sich Fischart in einem der Quelle frei hinzugefügten Meistergesang, einem Siegeslied auf den in der Geschichtklitterung erzählten Fladenkrieg, das einem „meisterlos" Fräulein in den Mund gelegt wird. Obschon der angegebene „Lilgenthon" nicht ganz mit der ebenso benannten Weise von Hans Vogel übereinstimmt, ist es doch ein genau nach den Regeln der Tabulatur gebauter Meistergesang, aber mit einem von den Meistersängern verpönten, anstößigen Inhalt.

Für die durchaus strophischen geistlichen Lieder verwendet Fischart das so geläufige vierzeilige Gesätz mit vierhebigen stumpfen und dreihebigen klingenden Versen im Wechsel, daneben auch längere, aus sechs bis zehn Versen bestehenden Strophen, die meist singbar gehalten sind und sich durch die mitreißende Singweise für religiöse Lob- und Siegeslieder trefflich eignen. Fischart bringt hier auch kunstvolle Reimstellungen und Häufungen an. Der Sprache freilich mußte er hierbei Gewalt antun mit starken Wortkürzungen und grobmundartlichen Formen, die allerdings beim Gesang nicht so unangenehm empfunden wurden.

Fischart ist in seinen Psalmendichtungen ganz unabhängig vom französischen Psalter Marots und Bezas, wie auch von dessen Verdeutschern Melissus (1572) und Lobwasser (1573), welche die mannigfaltigsten Strophenformen der Vorlage Silbe für Silbe getreu übersetzten; Lobwasser vollständig, mit mehr Geschick und der deutschen Betonung entsprechender als sein Vorgänger. Beider Versuche stellen mehr einen Ausgleich zwischen französischer und deutscher Rhythmik dar als eine Nachahmung. Fischart dichtete zwar den 6. und 24. Psalm wie im französischen Psalter in sechszeilige Strophen um, aber auch hier ganz unabhängig davon. Er verwendete ja im Bienenkorb neben zwölf- und sechzehnzeiligen Strophen ebenfalls sechszeilige mit drei- oder vierhebigen Versen, Verdeutschungen lateinischer Hymnen und holländischer Gedichte.

Wie Fischart sich sonst bestrebte, fremde Dichtungen in deutsche umzuarbeiten, so bemühte er sich auch, romanische und antike Strophenformen in die deutsche Dichtung einzubürgern.

Der erste, der eine französische Strophe in die deutsche Dichtung

eingeführt hat, war Wolfgang Hunger, der (1542) mit großem Ungeschick achtzeilige Strophen zu je acht Silben mit drei Reimwörtern, im Gegensatz zur rhythmischen Freiheit der Vorlage (Le Févres französischer Übersetzung der Embleme von Alciati) in strenge Jamben mit ausschließlicher Verwendung stumpfer Ausgänge und mit Verletzung der natürlichen Betonung, selbst im Reim, verdeutschte. Achtzeilige Strophenformen waren in Frankreich schon seit dem 13. Jahrhundert beliebt, auch das aus dem italienischen stammende Triolett, welches im 16. Jahrhundert etwas verlängert wurde. Mit guter Wirkung und genau übertrug Scheit (1555) ein französisches Triolett, ein Maienlied, wo für elf Verse nur zwei Reimwörter verwendet werden und der erste Vers an vierter und letzter Stelle wiederkehrt.

Nur einmal verwendet Fischart eine ausgesprochene französische Strophe, in seiner Übertragung von Rabelais' Rondeau im 16. Kapitel der Geschichtklitterung. Auch das Rondeau, das gewöhnlich aus 13 acht oder zehnsilbigen Versen besteht, die durch zwei Reimwörter in drei Teilen verbunden sind und wo das Anfangswort des ersten Verses am Schluß der einzelnen Teile als Kehrreim wieder erscheint, wurde im 16. Jahrhundert in Frankreich oft angewendet. Rabelais' Rodeau und der genau darnach gebildete „Rundreimen" Fischarts zeigt, abweichend von der strengen Form, nur zehn Zeilen und zwei Gesätze und darum nur zweimal Kehrreim.

Daß sich Fischart nicht scheute, auch schwierige Strophenformen zu versuchen, erweisen die sieben stofflich zusammenhängenden, gegen Katharina von Medici gerichteten S o n e t t e, die Fischart seiner Schrift „Offenlichs Ausschreiben" 1575 angefügt hat. Sie sind (abgesehen von einem aus dem Italienischen übersetzten Sonett Christoph Wirsungs 1556) der erste Versuch, diese aus Italien stammende Form in die deutsche Dichtung einzuführen. Nach einem französischen Vorbild (einem ebenfalls gegen die Königinmutter gerichteten Sonett), welches sich in Fischarts Vorlage befand, baute er seine „Etlich Sonett", je 14 Zeilen mit der Reimstellung abba (in IV aaaa), acca (in VII aaae) dde, ffe (in VI eee, VII eff). Er erlaubt sich also einige Abweichungen von der strengen Form. Die einzelnen Zeilen

sind vierhebige Verse freierer Art. Die Silbenzahl ist öfters nach oben oder unten überschritten, z. B.:

Oder ein enderung oder end,
Ein alt seyt vnd faule senn.

Freier Wechsel von Hebung und Senkung muß in mehreren Versen schon wegen der hier stark zu betonenden Gegenüberstellung von Weib und Mann angenommen werden, z. B.:

Wann ein Weib Mannsgeschäft hie thet,
Weiber anmassen Männerkräft
Wann die Henn kräht vber den Hanen.

Das siebente Sonett ist ein sogenanntes Schweifsonett (sonetto codato), wo nach der letzten Terzine noch fünf Zeilen mit dem Reime der 14. Zeile folgen.

Der schwankende Zustand der deutschen Metrik jener Zeit aber gestattete noch nicht eine wirkliche Einbürgerung der Form. Auf Fischart folgten in den nächsten Jahrzehnten nur einige vereinzelte Versuche. Erst den Bemühungen Weckherlins gelang es, nach dem Siege der gelehrten Richtung in der deutschen Metrik, im dritten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts die Sonettenform (wiederum nach französischem Vorbilde) der deutschen Dichtung dauernd einzuverleiben.

Nach fremdem und zwar antikem Vorbild versuchte Fischart noch, aber nur im Scherze zwei Versarten, den Hexameter und den Pentameter. Vor ihm hatte Konrad Gesner, als erster in der neuen Zeit und ohne Kenntnis des deutschen Hexameter des Mittelalters in seinem Mithridates 1555 reimlose Hexameter gebaut, mit gänzlicher Verläugung der deutschen Betonungsverhältnisse, indem er auch im Deutschen die Quantität und zwar auch Länge durch konsonantische Position gelten ließ und mit Ausnahme des fünften Fußes lauter Spondeen anwendete. Haberer im Abraham 1562 folgte mit deutschen gereimten Hexametern (nach dem Muster der leoninischen Verse, die im 16. Jahrhundert auch von Fischart als Klippelverse bezeichnet werden), Clajus befaßte sich theoretisch mit dieser neuen Art und versuchte selbst quantitierende, gereimte Hexameter und Distichen. Diese gelehrten Grillen mußten ohne Erfolg für die deutsche Metrik bleiben und stehen im Gegensatz zu den damaligen

Reformbestrebungen. Wenn Fischart dem Beispiele Gesners folgte, so konnte dies bei seiner Vertrautheit mit der deutschen volkstümlichen Rhythmik nur im Scherze geschehen. Der ganze Zusammenhang, in dem er seine aus einer alten „Scarteck kürzlich gezogenen" „Sechstrabenden und Fünfftzeltrigen Reimen" im zweiten Kapitel der Geschichtklitterung einfügt, der derbe Charakter der deutschen und Maccaronischen Hexameter der Trunkenlitanei und des Erziehungskapitels bezeugen, daß es ihm hier nur um komische Wirkung zu tun war. In seinem völkischen Bestreben will er auch den Lesern der Geschichtklitterung „die Künstlichkeyt der Teutschen sprach in allerhand Kermina" (eine Anspielung auf die verschiedenartigen Versuche deutscher Dichter der Zeit in antiken Metren) durch seine eigenen (Wisartischen) Verse „bescheinen". Ausdrücklich weist er aber hier darauf hin, daß die deutsche Sprache nicht die abergläubische „Prosodi" (also die peinlich strenge Silbenmessung) der Alten kenne, er erlaubt seine Verse auch nur jenen zu lesen, die gut skandieren und in der alten Metrik beschlagen sind, und er wünscht, daß jede Sprache in Hinkunft bei ihrer „angearteten thönung" bleiben solle. Er griff auch seit 1575 nie wieder zu diesem Versmaß zurück, das er nicht als Gewinn für die deutsche Metrik betrachten konnte. Für diesmal, da ihn gerade „Apollo kützelt", leistete er sich den Spaß, mehrere Distichen und eine Reihe von zusammenhängenden Hexametern in deutscher Sprache zu versuchen. Im Gegensatz zu Gesner wendet er möglichst viele Daktylen an, damit seine Verse recht lustig und „hoppenhupffenbar" klängen. Diese folgen einander, ohne daß der Dichter die Quantität viel beachtet. Höchstens die eingestreuten Spondeen zeigen schwerere Silben mit Positionslänge. Nur zufällig treten auch betonte Silben in die Hebung. Die Verse sollen recht drollig klingen, und das Drollige findet Fischart bezeichnenderweise darin, daß hier möglichst oft tonlose Neben- und Bildungssilben in Hebung treten. In freier Nachahmung der leoninischen Verse gibt er den Hexametern (natürlich klingenden) Endreim, während er im Pentameter beide Hälften miteinander reimen läßt, z. B.:

Nún tapfferé mein Téutschen Ádelich von gmút ùnd geplúte
Núr Eurer hérrlichkeit Íst dieses hie zubereýt

Méin zuversicht jederzéit ist, hilfft mir Götlich gúte
Zú preisen in ewigkeit Éure Größmütigkeýt.

Auch der Inhalt dieser Verse bezieht sich nur auf die neue metrische Form und zeigt, daß sie sozusagen nur Selbstzweck sind. In den Distichen sagt der Dichter: Die Deutschen, die wegen ihres Adels, ihrer Redlichkeit und Tapferkeit durch alle Lande berühmt sind, sollten auch in „Künstlichkeit" etwas leisten. Um diese zu fördern, wage er diese neue Art. Orpheus, der ein Thracier, also ein Germane war, habe als erster diese Weise fremden Völkern gelehrt, die lange stolz mit ihr prangten, die wir uns aber als „Erbgedicht" wieder nehmen wollen. Die darauffolgenden Hexameter eröffnen angeblich ein großes Epos. Da „Wisart" hier ein bisher „ungepflegtes Ding" unternimmt und die deutsche Sprache so süß wie die griechische „springen" lassen will, bedarf er höherer Hilfe.

„Ó Müsamé Musé, Tugentsám und Mútsame Fráuen," so ruft er die Musen an zum Beistand bei seinem „großen vorhabenden Werke". Sobald aber das Gedicht zu einem bestimmten Stoffe, von der Tugend und Stärke des streitbaren Hackenback, übergehen soll, bricht Fischart mit dem wortspielenden Scherze ab: „Desunt, die nicht da sind."

Außerdem finden sich noch in der Geschichtklitterung verstreut mehrere derbe deutsche und deutsch-lateinische gereimte Hexameter.

Sämtliche Verse Fischarts sind mit Endreim versehen. Zu seiner besonderen Reimtechnik gehört auch, daß er im Reim häufig, besonders in den ersten Dichtungen mundartliche und altertümliche Formen, so „hor" für „Haar", „was" für „war", „treib" für „trieb" verwendet, die in seiner Prosa nicht vorkommen. Da die meisten vokalisch oder konsonantisch unreinen Reime vom Standpunkt seiner Mundart als rein zu betrachten sind, so ist die Zahl der unreinen Reime, namentlich in seinen späteren Dichtungen, verschwindend klein, also Reimwörter, welche er sicher nicht so gesprochen hat, z. B.: „Baum, schwamm". Am leichtesten kommen Ungenauigkeiten vor bei Fremdwörtern und Eigennamen, „droben, Globum; Namen, Mammon; Türacburg, Stratburg, Trautburg" und „Trostburg, Straßburg"; außerdem

bei Zusammensetzungen in klingendem Ausgang: „Wolffsfarb, Holtzfarb; freundschaft, gemeinschaft; gehorsam, forchtsam; Weidwerck, Scheidstärck." Auch Assonanzen, doch selten „Jubel, Gugel; hauen, augen; plumpten, einduncken; erste, größte; strafe, scharfe." Weiters finden sich bei ihm unbetonte Silben im zweisilbigen Reim nur bisweilen, und zwar Bildungssilben: „fach, haft, heit, keit, lich, nus, ung", doch niemals Silben mit tonlosem e, im Gegensatz zu Hans Sachs und mehreren älteren Dichtern. Wortzerdehnungen und Verlängerungen, die Fischart im allgemeinen nicht liebt, auch das in der Prosa häufige, an das starke Präteritum angehängte e kommen im Reim nur selten vor: „ding(e): ginge; fund(e): verwundte." Apo- und Synkopen sind im Reime bei ihm ebenso häufig wie im Versinneren und ebenfalls der Mundart des Dichters gemäß: „verricht(et): gesicht; verkünd(e)ten: Kinden; des glantz(es): schantz; halt(e): bald."

Fischart strebte zweifellos darnach, nur reine Reime zu verwenden; er beseitigte ja bei seiner Umarbeitung von Holtzwarts Flohklage unter anderem auch Assonanzen. Gewiß ist seine Reimtechnik, namentlich in der Jugend durch Scheit beeinflußt, der auch unter der Voraussetzung derselben mundartlichen Färbung und starker Kürzungen durchweg reine Reime, auch ähnliche Reimwörter verwendet, aber als Schulmeister konsonantisch ungenaue und für das Auge unreine Reime strenger mied.

Die Dichter des 16. Jahrhunderts bevorzugen alten Überlieferungen entsprechend im allgemeinen deutlich den stumpfen Reim. Die üblichen Apo- und Synkopen sowie der steigende Tonfall ihrer Verse macht das erklärlich. Viele Reimdichtungen jener Zeit, so auch ganz Spruchdichtungen von Hans Sachs zeigen überhaupt nur stumpfe Reime. Manche Dichter vermeiden den klingenden Reim ganz und gar, so Rebhun, Gart, Wolfgang Hunger, so mit zwei Ausnahmen: Ulrich von Hutten. Gengenbach und Alberus zeigen klingende Reime nur selten. Andere verwenden sie öfter, aber gewöhnlich nur dann, wenn sie sich ihnen bequem darbieten. Scheit und Murner verwenden sie für ungefähr ein Viertel ihrer Verse, bei Burkard Waldis steigt deren Verwendung allmählich fast bis zur Hälfte. Kein Dichter des 16. Jahrhunderts aber bedient sich des klingenden Reimes mit solcher stetig wachsenden Vorliebe wie

Fischart, kaum einer mit so deutlichem Bestreben nach der künstlerischen Wirkung der Abwechslung. Schon in den frühesten Dichtungen erscheinen die klingenden Reime in beträchtlicher Anzahl (im Nachtrab 38%). Diese Verhältniszahl sinkt nur wenig im Eulenspiegel, steigt aber dann, wenn auch mit Schwankungen, rasch auf und erreicht im Gegenbadstublein fast das Gleichgewicht mit dem stumpfen Ausgang. Und während in den Jugenddichtungen (z. B. im Eulenspiegel an 50 Stellen) mehr als 10 (bis 22) stumpfe Reimpaare zusammentreffen, finden sich später selten mehrere und höchstens 13 stumpfe, hingegen nun öfters (z. B. im Glückhaft Schiff 5–8) klingende Reimpaare hintereinander. Hierbei zeigt es sich auch, daß sich Fischart im Gegensatz zu den meisten Dichtern des 16. Jahrhunderts, die fast nur schwache Senkungssilbe en, er, el, et im weiblichen Reime verwenden schon früh daneben (wie Waldis) auch voller klingender Senkungssilben ig, igt, lich, isch, lin, ung bedient, die immer häufiger werden und denen sich später, seit dem Gesangbüchlein und Glückhaft Schiff, auch -nuß und lautvollere Ableitungssilben -schaft, -haft, -sam, -heit, hinzugesellen, z. B.: „achtung, prachtung; verhängnus, gfängnus; ainsam, gmainsam“. Auch Komposita und (wie Murner, Waldis und Scheit) Fremdwörter und Eigennamen mit volltönenden Endsilben verwendet Fischart gern im klingenden Ausgang. Bei polemischen und satirischen Dichtungen zieht er stumpfe Reime vor, weil sie kräftiger klingen.

Gleitende Reime, die im 16. Jahrhundert überhaupt sehr selten sind, scheinen bei Fischart nicht vorzukommen; denn die wenigen Fälle, z. B.: „predigen, schedigen; züchtigen, besichtigen; zimmerer, bekümmerer“ lassen sich durch Synkope der vorletzten Silbe leicht in weibliche Reime verwandeln. Hingegen verwendet Fischart sehr viele dreisilbige Reime, die als erweiterte Reime bezeichnet werden müssen, weil die erste Silbe den Hauptton und die dritte den Nebenton trägt, so z. B. „Fléischlichèm, Géistlichèm; Mútsamè, bhútsamè; ártlichàit, zártlichàit; súnderlìch, wùnderlìch; Sómmerfreùnd, Kómmerfreùnd; héiligkàit, greúlichkàit; Wíderlèin, Brúderlèin“.

Die verschiedensten Reimarten, wie sie die höfische Lyrik aus-

gebildet und der Meistergesang ins 16. Jahrhundert hinüber gerettet hat, finden sich auch bei Fischart ungemein häufig und in reicher Mannigfaltigkeit, neben dem erweiterten Reim auch noch andere Vertreter dieser Gruppe. So das Mitreimen des Vokals oder der ganzen Senkung, die der letzten Hebung vorausgeht: „grosmütigkáit, hochmütigkáit; vnbilligkait, vnwilligkáit; andächtig, schanddächtig", auch viersilbige Reime: külsinnigkeit, künsinnigkeit; freúdig mittel; leídig mittel", und Doppelreime (zwei Hebungen im Reim, zwischen denen die Konsonanten oder auch eine ganze Senkung ungleich sind), z. B.: „séhr die Rätzen, méhr die Spätzen; níchtig freud, vnfürsíchtigkeít; vbung bestaht, vbung gáht; frúchtbarkeit, frúchtgetreid; Höllenmácht, hélle mácht".

Gespaltener Reim kommt außer beim Doppelreim auch bei klingendem Ausgang gelegentlich vor: Praktick, pack dich; daß er, Wasser; Selmacht, fäl bracht" u. a.

Besonders häufig erscheint der reiche oder rührende Reim, die miteinander bei konsonantischem Anlaut der Wörter identisch sind und zwar in einer Anwendung, wie sie im 16. Jahrhundert allgemein, auch bei Hans Sachs üblich war, und wie sie auch heute unter weiteren Beschränkungen noch zulässig ist. Zunächst reimen gleichlautende Wörter von verschiedener Bedeutung: „Floh (Subst.), floh; Haut, haut; Fahrt, fahrt: Schießen, schießen;" dann „mehr, Mär (mare); gebüret, gebiret;" eben dieselben Wörter in verschiedenen Zusammensetzungen oder Gleichlaut des Simplex und der Zusammensetzung: „Mückenwädeln, Sprengwädeln; vber sich, vnter sich; Jubljar, Jar; pleiblich, verpleiblich; weis, freudenweiß; Rein, verain; Verachtung, Achtung; Gesind, sind." Solche rührende Reime stehen zueinander oft im Verhältnis des Gegensatzes oder des Wortspieles: „ehren, verehren; geweidet, ausweidet; außgangen, abgangen; geprauchen, mißprauchen; feiret, verfeuret; verbösern, verbessern." Sehr oft reimen bei Fischart die vollen Ableitungssilben miteinander, wenn sie verschiedenen Stämmen angefügt sind: „innerlich, äußerlich; Nachbarschaft, Aidgenossenschaft".

Waisen kommen bei ihm äußerst selten vor und sicher ohne Absicht, nur bei einigen geistlichen Liedern schließt er nach Luthers Vorbild Gesätze von ungerader Verszahl mit Waisen ab.

Neben den überwiegenden gepaarten Reimen kommen nur gelegentlich in den Sprüchen und in den wenigen Gedichten mit wechselnden vier- und dreihebigen Versen, in den strophischen Dichtungen und in den Distichen auch gekreuzte Reime vor, auch umschließende, seltener Schweif- und Kettenreime. Alle die verschiedenen Arten von Reimstellungen finden sich bei ihm. Besonders häufig der Mittelreim, der die Mitte des Verses mit dem Ausgang verbindet. Er steht fast in der Hälfte der Sprüche in den Biblischen Historien im letzten Vers. Der Binnenreim ist auch sonst häufig im ersten wie im zweiten oder in beiden Versen:

Auch schuldig plut nagt aim den mut.
Dann schönes tuch, das zirt ain pruch —
Alles gestumpelt vnd verhümpelt —
Weichet auff ein seit, ihr lieben leut. —
Den schaden schweigen, macht in steigen
Vnd ihn anzaigen macht ihn naigen.

Ferner Innenreim in der Mitte der beiden Verse:

Dann wer da flücht, den sol man jagen,
Vnd wer verzücht, den sol man schlagen.

Dann Reime im Innern desselben Verses, durch einige Worte getrennt, also Binnenreime, z. B.:

Der glust bekam den wust zu lon. —
Ihr rhat zur gwaltsamen that tracht

und nebeneinander Reim oder nur durch ein Wort getrennt also Schlagreim:

Artlich, zartlich, warten. —
Da schlempst vnd dempst du bei dem wirt

und besonders anschaulich und scherzhaft in Versen, die fast aus lauter reimenden Wörtern bestehen:

Nichts sah ich als ain rucken, zucken,
Ain schmucken, bucken und ain trucken,
Ain zwicken, pricken vnd ain knicken.

Reim am Schluß mit dem Anfang des nächsten Verses:

Seht in der welt noch weit herumb,
Frumb, stät han nichts mit ihn zuschaffen.

Reimbrechung, also Trennung des Reimpaares durch den Abschluß des Satzes und Sinnes, kommt bei Fischart gelegentlich, so mehrmals im Glückhaften Schiff, vor, doch kaum mit bewußter Verwendung. Dramatisch belebte Wechselreden, bei denen Reimbrechung schon in den alten Passions- und Fastnachtsspielen vorkommt und besonders von Hans Sachs als bewußtes Kunstmittel geübt wurde, finden sich ja in Fischarts Reimdichtungen selten.

Die umgekehrte Erscheinung, **Enjambement** ist bei Fischart häufig. Namentlich die Überführung des Sinnes bis in die Mitte der nächsten Verses ist oft glücklich zur Belebung der einförmigen Reimpaare verwendet:

> Am Freitag führt man sie darnach
> In das Münster, da man besach,
> Das künstlich Vrwerk, ganz vollkommen ...

Auch zuweilen in Verbindung mit Mittelreim, z. B.:

> Darum rhat er, ich solt nicht trauen
> Den Jungfrauen, die so süß schauen.

Harte, den Rhythmus störende Fälle der Überleitung, wie sie sich im 16. Jahrhundert oft so bei Gart und Hans Sachs zahlreich finden, vermeidet Fischart möglichst. Nur selten kommt es vor, daß das erste Wort eines neuen Satzes am Versausgang steht:

> Drauff antwort Eulenspiegel: Er
> Ist rausent elenbogen hoch

oder daß ein einsilbiges Wort, das sich an den vorausgehenden Satzteil oder das vorausgehende Wort anschließt, eine neue Verszeile beginnt, z. B.:

> Noch muß man gleich soweit das gelt
> Han, das dis leben man erhelt.

In den strophischen, geistlichen Liedern kommen solche härtere Enjambements öfter vor, sogar von einer Strophe in die andere, z. B.:

> 1,4. Eh dann die Erd vnd Berg bestellt,
> 2,1. Bistu, Got, voller Gütigkait.

Reimhäufungen erscheinen bei Fischart jeder Zeit und in den meisten seiner Dichtungen. Die Sprüche haben sehr oft, die Biblischen Historien durchwegs Bindungen von drei bis sechs

gleichen Reimen. Auch in den größeren Versdichtungen wird die übliche Folge der Reimpaare häufig durchbrochen, durch Dreireim besonders oft im Eulenspiegel und in den Gelehrten Verkehrten, durch Vierreim ebenda, im Dominici Leben, am meisten im Flöhhaz, dann auch im Glückhaft Schiff, im Jesuiterhütlein und bis zur Armada und zum Gegenbadstüblein, durch Fünfreim im Eulenspiegel und in der „Auffrückung" zu den „Gelehrten Verkehrten", durch Sechsreim im Bündnis und im Prolog zum Stauffenberg, im Dominici Leben, im Reveille Matin und im Ehezuchtbüchlein — ein Spruch im Trostbüchlein besteht aus einem Setzreim=, — durch Achtreim im Eulenspiegel im Kehrab und im Gegenbadstüblein. Diese Reimhäufungen innerhalb der Dichtungen, die sich unter anderen auch bei Scheit und Hans Sachs finden, sind nicht immer beabsichtigte Mittel. Sie werden sich dem Dichter von selbst bequem dargeboten haben, zeigen sie doch hierbei auch Wiederkehr des gleichen Reimwortes. Zuweilen baut er solche Versgruppen absichtlich zur Verstärkung des innern Zusammenhanges und der satirischen Wirkung. Den Vierreim verwendet er am häufigsten, über hundertmal, den Dreireim abgesehen von den biblischen Historien über fünfzigmal. Bewußte künstlerische Absicht aber ist es, wenn Fischart einzelne Versdichtungen oder einzelne Kapitel daraus mit Reimhäufungen beschließt. An Vorbildern hierfür fehlt es ihm nicht. Hans Sachs wendete den Dreireim am Schluß von Prologen, einzelnen Akten und von größern Abschnitten seiner erzählenden Dichtungen an, ebenso Murner, Scheit, Waldis, Nas und Wickram. Fischart beschließt das Dominici Leben mit Versen, die an Hans Sachs erinnern:

> Sonder der Herr geb euch verstand,
> Das euch sein Warheit werd erkant,
> Wünscht euch J. F. Mentzer gnant.

Ferner beschließt er mit Dreireim 15 Kapitel seines Eulenspiegel, den Nacht Rab, den Schlußspruch des Barfüßerstreits, die meisten Sprüche der Biblischen Historien, zahlreiche kleinere Reimstücke in Prosawerken, Bildergedichten usw. Mit Vierreim beschließt er sechs Kapitel des Eulenspiegel, den Barfüßerstreit, viele Sprüche im letzten Teil der Biblischen Historien, mit Fünf=

reim den ersten Prolog zum Eulenspiegel, den Lobspruch auf Zürich, mehrere Sprüche gegen Schluß der Historien, das Gegenbadstüblein und den Malchopapa, mit Sechsreim das Lob der Laute, die Erlustigung und das Lob Straßburgs, den letzten Spruch der Historien, mit Siebenreim den Prolog zum Dominici Leben und sein geschweiftes Sonett auf Katharina, mit Achtreim das letzte Gedicht in der Praktik, mit Zehnreim den Aufruf im Reveille Matin, endlich mit siebzehn gleichen weiblichen Reimen den Epilog zum Flöhhaz.

Auch Lautmalerei kommt hierbei zur Geltung. Der Sechsreim am Schlusse des 96. Kapitels im Eulenspiegel, das den Tod des Helden verkündet, sowie der Achtreim im Spottlied auf den Untergang der Armada im Gegenbadstüblein gehen auf „umb", beziehungsweise „und" aus, was den Eindruck des Düstern hervorrufen soll; zumal an beiden Stellen diese Reime auch im Versinnern erscheinen.

Gott hat den Sieg vns gunt,
Wer auch vns den vergunt,
Zu Grund geht ewer Bund,
Die Liga hat ein Wund;
Die Spanier gehn zu grund,
Deß gibt das Mör vrkund
Mit seinem tieffen schlund,
Der die Bluthund verschlundt.

Auch sonst wandte er Lautmalerei im Reim an mit allen Selbst- und Zwielautem durch mehrere Verse hindurch, auch in strophischen Gedichten, vornehmlich in den Biblischen Historien, einigen geistlichen Liedern und im siebenten Sonett.

Die größte Manigfaltigkeit an Reimarten und Stellungen, auch in der Verknüpfung einander folgender Gesätze bringt er im Gesangbüchlein an.

Den Satiriker erweist er auch durch die Wahl von Reimen, indem er zur Verstärkung des Scherzes und der Wirkung gern auffällige, auch drollige Wörter, Wortspiele, gegensätzliche Begriffe, Orts- und Personennamen, Fremdwörter und mit fremden Endungen versehene Wörter in den Reim setzt z. B. „Gesang: Strang; Himmel : Flöhgebrümmel; im schnaps : Papst; Ragöhrlin :

Gwehrlin; Katharein : Kater ein; Belzebub : Heuschreckgrub; venerabilis : Finsternis; Substanz : Würfeltanz".

Im Gegensatz zu vielen Dichtern seiner Zeit leidet also Fischart, abgesehen von seinen ersten Dichtungen, durchaus nicht an Reimnot. Ihm wurde der Reim zu einem Schmuck, über den er mit Leichtigkeit verfügte. Bei seinen strophischen Gedichten schreckte er auch vor größern, gewissermaßen freiwillig übernommenen Schwierigkeiten nicht zurück. Gebraucht er doch Endreim auch an Stellen, wo er sonst nicht üblich ist, so in den Kapitelüberschriften der Geschichtklitterung.

In der Vers- und Reimtechnik machte er binnen wenig Jahren große Fortschritte. Die Verse seiner ersten Zeit, besonders im Eulenspiegel, wo er zwar selten die natürliche Betonung verletzt, bieten mit ihren harten Kürzungen und Wortverstümmelungen, mit den störenden Flickwörtern und nichtssagenden Füllseln, den Verstößen gegen Wortfolge und Satzbau, mit den inhaltsleeren und schwach betonten Reimwörtern, der geringen Hervorhebung des Satztones, dem einförmigen Fortschreiten von Senkung und Hebung bei vorwiegend stumpfem Ausgang den Eindruck eines eintönigen Geklappers wie in so vielen damaligen Reimdichtungen. Doch rasch änderten sich diese Erscheinungen. Vom Glückhaften Schiff angefangen zeigen seine Dichtungen einen ansprechenden Wechsel von stumpfem und klingendem Ausgang mit volltönenden Nebensilben im weiblichen Reim, mit mannigfaltigen gewichtigen Reimwörtern, die oft für den Inhalt des Verses bedeutsam sind, und darum die Kraft und Wirkung dieses Kunstmittels wesentlich erhöhen. Sie zeigen einen wohlklingenden, ausdrucksvollen, kräftigen Rhythmus mit freiem, dem Sinn und der Stimmung sich anschmiegenden Wechsel von Hebung und Senkung, mit wirksamer Verwendung des Satztons bei wichtigen oder im Gegensatz zueinander stehenden Wörtern, bei Wortspielen, bei lebhafter, leidenschaftlich erregter Rede, bei rhetorischen Fragen und Ausrufen. Fischart hatte ein feines Gefühl für den musikalischen Reiz des Verses. Gewiß zählte er beim Dichten nicht ängstlich die Silben, denn er hatte den alten deutschen natürlichen dipodischen viertaktigen Rhythmus im Ohr.

Solche Verse, aus denen die Persönlichkeit spricht, wo die wechselnde Stimmung und Leidenschaft zum Ausdruck kommt, klingen gewiß besser als die silbenzählenden, den Wort- und Satzton verletzenden und auch besser als die regelrechten, fehlerlosen Verse von Schulmeistern, die sich ängstlich an das Schema halten. Fischarts Verse mit den vielen Abstufungen von kräftiger Tonstärke und Tonhöhe bis zu ganz tonlosen Silben oder häufigem Ausfall der Senkung, mit ihrem wirksamen Wechsel von stumpfem und klingendem Reim, belebt durch Lautmalerei und öfter durch Stabreim, zu nachdrücklicher Hervorhebung zusammengehöriger Begriffe konnten unbedingt im Hörer die ästhetische Wirkung einer gehobenen Stimmung des Lebensgefühls erzeugen. Doch ist es sicher, daß fast alle satirischen und konfessionell-polemischen Dichtungen des 16. Jahrhunderts, zu denen ja auch die Werke Fischarts gehören, damals „tote Letternverse" geblieben sind. Denn Dichtungen wie Brants Narrenschiff, Murners Narrendichtungen, der Teuerdank, Fischarts Eulenspiegel, die Biblischen Historien, die alle reich illustriert sind, seine zahlreichen Bildergedichte waren gewiß fürs Auge und nicht fürs Ohr berechnet.

Fischart war der letzte und größte Vertreter der alten volkstümlichen Verskunst unter den gelehrten Dichtern auf zwei Jahrhunderte hinaus. Und das Lob, das Fischart seinem Lehrer Scheit spendet, muß man mit weit größerem Rechte ihm selbst zollen: „Der best Reimist" in seiner Zeit.

2. Sprache.

Von der Mitte des 13. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts vollziehen sich die für das Neuhochdeutsche entscheidenden Veränderungen der Stammvokale: die Dehnung der meisten kurzen Selbstlaute in offenen Stammsilben, die Verwandlung der mittelhochdeutschen Längen u, i, iu (ü) zu den Zwielauten ei, au, eu (äu) und der alten Zwielaute ie, uo und üe zu den Längen i (ie), u und ü. Diese Neuerungen fanden zu verschiedenen Zeiten statt und gingen die erste vom Südostdeutschen, die zweite vom Mitteldeutschen aus. Die weitere allmähliche Ausgleichung zwischen den verschiedenen Schriftmundarten, besonders der ostmitteldeutschen

und der bayerisch-österreichischen begann im 14. Jahrhundert bei den Kanzleisprachen, setzte sich seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts in den Druckersprachen fort, wurde gefördert durch die zahlreichen begabten und fruchtbaren Schriftsteller bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, besonders durch die Prosa der Mystiker und weit mehr durch Luthers Bibelverdeutschung und die ältesten Versuche einer grammatischen Darstellung der deutschen Sprache. An diesen langjährigen Bemühungen um die Ausbildung einer für das deutsche Volk verständlichen Schriftsprache, die erst in den Werken unserer Klassiker zu einem gewissen Abschluß gelangte, hat das 16. Jahrhundert den gewichtigsten Anteil.

Gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts tauchten deutsche Urkunden auf und gewannen in der nächsten Zeit in Oberdeutschland stark an Ausdehnung, doch erst unter Ludwig dem Bayer (1313—1347), der die Landessprache in seine Kanzlei einführte, wurde ihre Zahl immer größer, auch in Mittel- und Norddeutschland, wobei die Kanzleischreiber natürlich zunächst die heimische Mundart verwendeten. Doch schon um 1330 gab die erzbischöfliche Kanzlei von Trier, um 1350 die von Magdeburg die reine Mundart auf. Überaus günstig war es für die angebahnte Einigung, daß die kaiserliche Kanzlei unter dem Luxemburger Karl IV (1347—1378) nach Prag verlegt wurde. Diese Kanzleisprache, welche die damalige Prager Geschäfts- und Umgangssprache übernahm, wies bereits eine Mischung mitteldeutscher und bayrisch-österreichischer Neuerungen im Stammsilbenvokalismus auf, da sich damals Deutsche aus allen Randgebieten Böhmens in Prag angesiedelt hatten. Der Kaiser und Kanzler Johann von Neumarkt hoben den Stil dieser Sprache auf die Höhe eines Ausdrucksmittels für feinere Kultur. Infolge der neuerlichen Übernahme des Kaiserthrons durch die Habsburger und durch die Verlegung der Hauptkanzlei nach Graz und später nach Wien nahm die Kanzleisprache unter Friedrich III. (1439—1493) natürlich eine stark bayerisch-österreichische Färbung an. Hier begann die ganz unbegründete Verdoppelung und Häufung der Mitlaute, was die Rechtschreibung des 16. Jahrhunderts so arg entstellte. Unter Kaiser Maximilians I. persönlichen Bemühungen gewann die Kanzleisprache eine größere Gleichmäßigkeit und führte in-

folge ihres steigenden Ansehens um 1500 zu einem Anschluß der oberdeutschen, später der mitteldeutschen Kanzleien an ihre Form, wodurch sie mittelbar zur Grundlage des sogenannten „gemeinen Deutsch" wurde. Dessen hervorstechende Kennzeichen waren die möglichste Beseitigung ausgesprochen mundartlicher Erscheinungen, die neuen Zwielaute und Längen und, deutlicher in den mitteldeutschen Kanzleien, die Einschränkung der hochdeutschen Lautverschiebung auf den ostfränkischen Konsonantismus. Ferne standen noch dieser Bewegung Niederdeutschland und die alemannischen Landschaften. Mit besonderer Entschiedenheit näherte sich der kaiserlichen Kanzlei die kursächsische Kanzleisprache, von der Luther ausging. Durch diesen Einfluß und ihre stark mitteldeutsche Färbung zeigt sie eine deutliche Verwandtschaft mit der älteren Prager Kanzleisprache. In einer Richtung aber mußte Luther, besonders für seine Bibelverdeutschung, immer mehr von dieser Vorlage abweichen, nämlich im Wortschatz. Er entnahm viele Wörter seiner eigenen Mundart und der Literatur, die damals bereits einen ziemlich starken mitteldeutschen Wortbestand aufwies. Auch strebte er einen besseren Satzbau und eine volksmäßigere Ausdrucksweise an.

Einen ähnlichen Weg wie die Kanzleisprachen gingen seit dem Ausgang des 13. Jahrhunderts die sogenannten Schriftmundarten und seit 1450 die Sprache der Druckereien, die sich anfangs mit der Umgangssprache der betreffenden Orte deckte. Die Druckereien förderten die gemeinsprachliche Bewegung manchmal noch rascher als die Kanzleien, weil ein für möglichst viele Landschaften verständliches Buch auch eine größere Verbreitung verbürgte. So bildeten sich zu Beginn des 16. Jahrhunderts fünf Druckersprachen aus: Nürnberg als hervorragender Druckort für sich, dann eine mittelrheinische (Worms, Mainz, Frankfurt), eine obersächsische (Leipzig, Wittenberg, Erfurt), eine österreichisch-bayerisch-schwäbische (Augsburg) und eine oberrheinische Sprache (Basel, Straßburg).

Auf alemannischem Gebiet trat zuerst Straßburg in diese Bewegung ein, dessen Druckersprache sich früh vom Hochalemannischen entfernt hatte, vielmehr einen Übergang zum Rheinfränkischen bildete. Denn die Kanzleien, Drucker und Schriftsteller der deutschen Schweiz, die sich in den Übergangsjahrhunderten

von der kaiserlichen Gewalt befreit hatten, hielten bis ins 17. Jahrhundert an ihren Schriftmundarten fest. Nur in Basel, das erst 1501 in die Eidgenossenschaft aufgenommen wurde und dauernd in engern Beziehungen zu Straßburg stand, wendeten sich die Drucker — mit Ausnahmen — allmählich vor 1530, die Kanzleien um 1570 dem Gemeindeutschen zu.

Früher trat dieser Umschwung in Straßburg ein, das seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts ein Mittelpunkt des Verkehrs und des geistigen Lebens und über ein Jahrhundert lang der Sitz bedeutender Drucker und hervorragender Schriftsteller war. Die Kanzlei wurde schon 1530 gemeindeutsch, weil die Reichstadt rege mit der kaiserlichen Kanzlei verkehrte, weil hier schon 1524 die Reformation rasch und glatt durchgeführt und bis 1530 Teile der Lutherschen Bibel nachgedruckt worden waren. In den Straßburger Druckereien herrschte seit 1480 eine Mischsprache zwischen den Mundarten und der Kanzleisprache. Auch die in der reinen Mundart abgefaßten Predigten Geilers wurden in dieser Mischsprache gedruckt. Des Straßburgers Brant Narrenschiff zeigt im ersten Baseler Druck (1494) noch die alemannische Schriftmundart. Auch an dessen Straßburger Nachdrucken von 1494—1512 wurden keine Änderungen vorgenommen, während bei den von 1512 ab auch in beiden Städten gedruckten Schriften Murners schon bisweilen die neuen Zwielaute auch im Reim auftauchten, die von 1530 ab, also gleichzeitig mit der Amtssprache vollständig durchgeführt wurden. Doch erscheinen die alten Längen noch viel später, auch bei Fischart ab und zu im Reim und andere mundartliche Erscheinungen bis zum Ausgang des Jahrhunderts. In Wickrams Galmy (1539) überwiegen noch — allerdings eine Ausnahme — die alten Längen, ferner die elsässischen Formen „har" für „her", „sond" für „sollt", „wissend" für die zweite und dritte Person der Mehrzahl sowie die Verkleinerungssilben „li" und „le". Bis 1556 findet sich der Superlativ auf „ist"; in den sechziger und siebziger Jahren bei den Schwankſammlungen von Montanus und Frey noch gelegentlich die Mehrzahl der zweiten und dritten Person auf „ent"; „lin", für „lein", „in" für „en", ô für â vor n, besonders in den gekürzten Formen „gon, ston, lon" ferner „nuß" für „niß".

Zu Fischarts Zeit war die deutsche Literatursprache nicht mehr so verwildert wie bis ungefähr 1530. Durch das Herabsinken der Literatur in die breiten Schichten, durch die völlige Herrschaft der Mundarten in den Dichtungen war in den Übergangsjahrhunderten eine verwirrende Mannigfaltigkeit, eine arge Unsicherheit in der Verwendung von Lauten und Formen, die sich in einem langen Zustand des Schwankens und des Überganges befanden, und eine Vernachlässigung des Satzbaues eingerissen. Erst durch die große Verbreitung und Nachwirkung von Luthers deutscher Bibel, durch die Grammatiken und das Vorbild guter Schriftsteller wurde allmählich eine gewisse Gleichförmigkeit durchgeführt. Doch es wurden die Wortformen besonders im Vers willkürlich behandelt, und die deutsche Sprache zeigte noch später nicht die Spur von der Reinheit, Glätte und Geschlossenheit der mittelhochdeutschen Dichtungen, hingegen zeichnete sie sich durch einen reichen Wortvorrat und eine lebendige, bildkräftige Ausdrucksweise aus.

Fischart erweist in vielen Erscheinungen seiner Werke die „selbwachsene" Mundart, das Elsässische. Doch steht er gegenüber den älteren Dichtern seiner Heimat in seiner Schriftmundart dem Westmitteldeutschen und der neuhochdeutschen Schriftsprache viel näher. Da seine frühesten Dichtungen in Frankfurt am Main und in Ursel gedruckt wurden, zeigen diese schon eine mitteldeutsche Färbung.

Sicher ist es, was sich aus einer großen Zahl seiner Reime und auch aus seinem Wortschatz ergibt, daß er die Straßburger Mundart sprach, mag er auch diese in Worms, auf seinen Reisen und bei späteren Aufenthalten in Speier und Forbach geglättet haben. Noch in den achtziger Jahren bezeichnet er seine eigene Sprechweise als alemannisch. Aber wie alle gelehrten Schriftsteller seiner Zeit verwendete er in seinen Dichtungen und in seinen handschriftlichen Bemerkungen nur die neuen Stammvokale. Die besondern Eigenschaften seiner Sprache sind bei ihm leichter festzustellen als bei vielen andern Schriftstellern seiner Zeit, wo die Druckereien auch in Straßburg die mundartlichen Erscheinungen der Dichter nach den bei ihnen üblichen, wenn auch nicht folgerecht durchgeführten Regeln tilgten. Das konnte leicht geschehen,

weil sich damals die meisten Schriftsteller nicht um den Satz ihrer Werke kümmerten. Es sind Ausnahmen, wenn Brant den ersten Druck seines Narrenschiffs korrigierte und Luther von 1524 ab, nachdem er auf die Wichtigkeit der sprachlichen Gestaltung aufmerksam geworden war, die Korrektur seiner Bücher selbst vornahm oder doch nach seinen Grundsätzen veranlaßte. Bei andern Schriftstellern kann man deren ganz persönliche Sprache nur durch die Reime und bei Prosaisten nur nach vorhandenen Handschriften feststellen, wie es z. B. beim Kolmarer Ratsherrn Hieronymus Boner (gest. 1555) der Fall ist.

Bei Fischart aber sind aus der ganzen Zeit seiner Wirksamkeit Reimdichtungen reichlich vorhanden. Die Reime allein sind allerdings auch nicht maßgebend, denn mancher Dichter gebraucht oft aus Reimnot veraltete oder grobmundartliche Formen, die er in der Prosa streng vermeidet, wie auch Fischart als Anfänger. Doch weil er im allgemeinen reine Reime anstrebt, ist deren scheinbare Unreinheit als mundartliche Erscheinung anzusehen, zumal ähnliche Formen bisweilen auch im Versinnern und in der Prosa stehen. Überdies sind von ihm genug handschriftliche Aufzeichnungen vorhanden, die ein reines Bild seiner Schreibsprache wiedergeben.

In der durch die Kanzleien verschuldeten verwahrlosten Rechtschreibung des 16. Jahrhunderts nimmt Fischart auch eine eigenartige Stellung ein. Seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts bemühten sich Schullehrer und der Übersetzer Niklas von Wyle eine Besserung anzustreben und eine Regelung wenigstens zu versuchen. Wegen der mangelnden Übereinstimmung zwischen der Aussprache und Rechtschreibung ging Valentin Ickelsamer (gegen 1530) mit dieser „Kakographie" scharf ins Gericht. Der Basler Lehrer und Dichter Johann Kolroß gab in seinem „Enchiridion" (1530) die erste systematische Darstellung der deutschen Rechtschreibung, während ein Jahr danach der Schlesier Fabian Frangk in seiner „Orthographia deutsch" (1530) ein getreues Abbild der Sprache zu geben versuchte. Auch einige Drucker bemühten sich schon aus Geschäftssinn um die Regelung der Rechtschreibung. Auf der Grundlage der Straßburger Druckersprache führte einer der bedeutendsten Straßburger Verleger Theodosius Rihel von 1570

an eine neuartige und praktische Rechtschreibung ganz folgerecht durch.

Die älteren Schriften Fischarts, auch soweit sie bei Jobin gedruckt wurden, zeigen für altes ei und î beliebig die Schreibungen ei oder ey und als Vertreter der mittelhochdeutschen Zwielaute uo und üe die Buchstaben u und ů, wenn auch nicht strenge durchgeführt. Rihel verwendet nun in seinen Drucken der siebziger und achtziger Jahre ei für altes î und ey für altes ei, u für uo und altes langes und kurzes u sowie ů für üe und ü, da ja diese Laute damals schon zusammengefallen waren. Durch diese Reform aufmerksam gemacht, führte auch Jobin, selbstverständlich nach Verabredung mit Fischart, vom Frühling 1574 an eine neue Rechtschreibung ein, die von 1575—1577 strenge beachtet wurde und vom Frühling 1578 an allmählich wieder verschwand.

Es war eine wohl erwogene, auf die Straßburger Druckersprache und die elsässische Mundart maßvoll Bedacht nehmende, Vereinfachung anstrebende, doch in Einzelheiten fehlerhafte Schreibung, wofür sich Fischart und Jobin auch Rihels Reform, vielleicht die einschlägigen Beobachtungen in Ölingers (1573 zu Straßburg erschienener) deutscher Grammatik und sicher auch einzelne Erscheinungen aus der auffälligen Schreibung der 1572 erschienenen deutschen Psalmen von Paul Schede Melissus zunutze machten.

Das besondere Kennzeichen dieser Rechtschreibung, das sich in andern Reformen jener Zeit nicht findet, ist die folgerechte Durchführung des ai für altes ei. Dieses ai war in der bayerisch-schwäbischen Schriftmundart schon lange vorhanden und erscheint auch seit den dreißiger Jahren in den Straßburger Akten und Drucken, doch nur auf wenige, meist amtliche Bezeichnungen beschränkt. Fischart entnahm das ai sicher der kaiserlichen Kanzleisprache, die ihm ja als Juristen geläufig sein mußte. Von Rihel stammt die von ihm übernommene Neuerung, daß nur die Buchstaben u und ü, wenn auch nicht regelmäßig, verwendet werden, und wahrscheinlich von Schede die Schreibung i, sowohl für den alten Zwielaut („hilt, dinen, zihen"), wie auch für das später langgewordene i („fride, nider, ligen, vil"). Das aus dem Mitteldeutschen stammende Dehnungszeichen h, welches damals im Elsaß

seltener gebraucht wurde als in Mitteldeutschland, läßt Fischart zumeist nach langen Selbstlauten weg: „erwenen, jm, jr, berümt, son, stro", doch verwendet er es fast immer nach anlautendem t: „thail, gethan, thugend" und bisweilen auch nach r: „rhat, rhu", was wohl durch phonetische Gründe veranlaßt wurde. Er vermeidet ferner die veralteten Schreibungen dt, mb, aw und ew, Konsonantenverdoppelungen im Auslaut und vor Mitlauten, auch ff und ck nach Mitlauten. Manchmal vereinfacht er sogar Verdoppelungen nach kurzem Selbstlaut bei m, s und t: „müsen, biten". Auch Schede vermeidet das Dehnungs-h und bestimmte Konsonantenverdoppelungen. Das anlautende v für u und ü (vnd, vber) sind im ganzen 16. Jahrhundert bei allen Druckern üblich, ebenso j statt i im Anlaut („jnen" und „jr", doch immer „in" und „ist"), während Fischart selbst nur i schreibt.

In diesem Zeitraum der strengen Schreibung, wo Fischart wahrscheinlich Korrektor bei Jobin war, erschienen seine umfänglichsten und bedeutendsten Werke, besonders die erste Fassung der Geschichtklitterung. Auch entstand gleichzeitig die Verdeutschung einiger Abschnitte aus Lazius, die in Fischarts Handschrift erhalten ist und die gleiche Rechtschreibung aufweist. Doch in seinen handschriftlichen Randbemerkungen zu verschiedenen Werken, die sich bis 1590 erstrecken und an dem ai dauernd festhalten, ging er zur Schreibung ie für altes und neues ie („lied, riesen"), zum Dehnungszeichen („zahlen, geht") und zu Verdoppelungen nach Mitlauten („starck, stoltz") zurück.

Vom Frühling 1578 an zeigen seine Werke die Schreibung ey für ai. Diese Änderung dürfte der kluge Jobin selbst, vielleicht mit Zustimmung Fischarts veranlaßt haben, weil doch das ai auf weiten Gebieten, wo man mit einem größern Absatz rechnen konnte, in der Schweiz, im mittleren und nördlichen Deutschland, in Straßburg selbst zum Teil unbekannt oder doch in diesem Umfang auffällig war. Wegen dieser Änderung dürfte Fischart der strengen Durchführung seiner Reform keine größere Aufmerksamkeit mehr geschenkt haben; von 1582 an war er durch seine dauernde Abwesenheit von Straßburg überhaupt nicht mehr in der Lage, regelmäßig die Korrektur seiner Werke zu lesen. Die Schriften dieser Zeit, der Brotkorb, die Armada, das Gegen=

badstüblein und andere zeigen wieder die Rechtschreibung der ersten Jahre. Beim Abschluß seiner Wirksamkeit, in den Zusätzen zur letzten Ausgabe der Geschichtklitterung und im Catalogus, kommt die strenge Schreibung gelegentlich wieder zum Vorschein.

In der Anbringung der großen Anfangsbuchstaben übernahm das 16. Jahrhundert den alten Brauch, den ersten Buchstaben auf Titeln, Überschriften, am Beginn eines Abschnittes und neuer Satzgefüge, jedes Verses und direkter Rede mit Majuskeln zu schreiben. In Brants Narrenschiff und bei Murner von der Schelmenzunft angefangen, sind auch die Personen- und Ortsnamen, im Straßburger Druck des Eulenspiegels von 1515 auch einige Berufsnamen wie „Gott, Christus, Messias" usw. groß geschrieben. Von den Völkernamen ausgehend, werden allmählich auch Sammelbegriffe, wie „Welt, Mensch, Volk, Nation, Stand, Reich", neben den Würdenträgern und höheren Berufen auch niedrigere Berufe wie „Kriegsmann, Reuter, Küster" mit großen Buchstaben geschrieben. Luther hält sich gleich an diesen Brauch, versieht aber auch andere Wortarten, besonders Eigenschaftswörter, Zahl-, bisweilen auch Zeitwörter, mit großem Buchstaben, insofern sie den Satzton tragen oder ihm besonders im Zusammenhang wichtig erscheinen. Nach 1531 zeigt sich bei ihm das Bestreben, vor allem nur die wichtigsten Hauptwörter und daneben Fürwörter, namentlich wenn sie sich auf Gott oder Heilige beziehen, groß zu schreiben. Von den Grammatikern der Zeit gibt nur Kolroß (1530) eine Anweisung zum Gebrauch der Großbuchstaben. Johann Becherer ist der erste, der in seiner „Grammatica" (1596) Majuskel für Hauptwörter vorschreibt. Alber schreibt in seinen Fabeln (1550) ungefähr die Hälfte, das Frankfurter Faustbuch von 1587 die überwiegende Mehrheit der Hauptwörter groß.

Bei Fischart zeigen in den ersten, außerhalb von Straßburg gedruckten Schriften ungefähr die Hälfte der Hauptwörter Majuskel, hingegen die unter seiner Aufsicht gedruckten Werke und seine Handschrift eine sparsamere Verwendung der Großbuchstaben. Dann aber wächst die Großschreibung, besonders in den letzten Ausgaben des Bienenkorbs (1588) und der Geschicht-

klitterung (1590) bis zu drei Viertel. Während seiner ganzen schriftstellerischen Tätigkeit erscheinen in der Regel nur die abstrakten Hauptwörter mit kleinen Buchstaben, ferner Substantive, die mit anderen eine zusammenhängende Gruppe bilden: „Freud, Kurtzweil vnd ergetzlichkeit; überklaid oder Leichtwat; Einwoner vnd erbauhern; des Vatters aufenthaltung vnd Leytstäb." Bei der Verwendnng von Majuskeln für andere Wortarten geht er auch mit Überlegung vor. Hauptsächlich sind es Eigenschaftswörter, zunächst die von Länder-, Völkernamen und Titeln abgeleiteten: „Teutsch; Französisch; von Königlichen stammen", weitere Beiwörter, die ihrem, dann meist klein geschriebenen Hauptwort eine besondere Bedeutung verleihen: „Pfotengrammische person; Paradiesische lustgärten; Menschliche händel; eine Papistische stadt," mit hauptwörtlichem Bestimmungswort: „Spezereikräfftig"; ferner Umstandswörter, wenn sie den Satzton tragen: „Der wird nicht Selig gewißlich; Wer under ihnen Ehelich wär; Man hält für Ketzerisch das Nächtlich singen" und durch einen ganzen Vers: „Auffrecht, Treu, Redlich, Eynig und Standhafft". Zeitwörter zeigen, abgesehen von ihrem substantivischen Gebrauch seltener Majuskel: Mit hauptwörtlichem Bestimmungswort: „er Spinnweppet" oder als wichtigstes Wort in einer Reihe: „nagen, trinken, Zwingen", auch als bedeutsames Wort im Reim, besonders oft im Jesuitenhütlein: „wenn man sich selbst will Mörden".

Jakob Grimm bemerkt zu diesem Vorgehen: „Fischart erkennt den falschen adel der substantive noch nicht durchgehends an, er läßt ihnen noch häufig den kleinen buchstab und gibt den großen den adjectiven. Es wäre sündlich, hier das ordensunwesen der neuen orthographie, die nicht auf taten (ausdruck und nachdruck) sieht, sondern auf substantiv-hofrang, einzuführen."

Auch in der Verwendung der Satzzeichen geht Fischart im Gegensatz zu den meisten Schriftstellern jener Zeit mit Bedacht vor. Eine Art Regelung der Interpunktion wurde in den deutschen Kanzleien durchgeführt, Systeme der Zeichensetzung stellten Niklas von Wyle (1462) und Stainhöwel (1473) auf. Die Drucker des 16. Jahrhunderts verwendeten zunächst nur den für das Komma geltenden Schrägstrich und den Punkt. All-

mählich kommen erst die Fragezeichen und runden Klammern auf. Luther gebrauchte zunächst nur Punkte, seit den zwanziger Jahren auch Beistrich und Fragezeichen, Hans Sachs sowohl in den Handschriften wie in den Drucken in der Regel nur Punkte, doch Schrägstrich ganz vereinzelt und regellos. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wurde die Zeichensetzung erheblich besser beachtet, besonders in Straßburg. Fischart führte sie gut durch. Punkt steht bei ihm am Satzende, und zwar regelmäßig, was damals noch nicht allgemein der Fall war; Beistrich zwischen zusammengehörigen Sätzen und parallel gestellten Wörten, Doppelpunkt nach größeren Sinnesabschnitten innerhalb eines Satzgefüges und bei Gegenüberstellungen von Sätzen, Fragezeichen nach Fragesätzen, runde Klammern für Parenthesen. Rufzeichen und Strichpunkt gab es damals noch nicht; doch für Beistrich zwei verschiedene Virgel, eine längere und eine kürzere, die beide von Fischart in den ersten Ausgaben des Glückhaften Schiffes (1376) und des Bienenkorbs (1579) angewendet wurden.

Ölingers Grammatik, die auf gemeinoberdeutscher Grundlage elsässische Laute und Formen nicht vermeidet und für das westliche Oberdeutschland maßgebend wurde, bot auch Fischart die Richtschnur für mehrere sprachliche Erscheinungen. Für dieselben Lauterscheinungen wendet er oft Doppelformen an, die einen im Anschluß an die Mundart, die anderen durch literarische Beeinflussung der Schriftsprache entsprechend. Auf dem Gebiete des Vokalismus der Stammsilben steht Fischart, abgesehen von einigen Fällen des Schwankens und des Überganges auf dem Standpunkt der neuhochdeutschen Gemeinsprache. Nur in der Dehnung der früher kurzen Stammvokale geht er nicht folgerecht vor. Der oberdeutschen Aussprache gemäß reimt er lange und kurze Selbstlaute aufeinander: „wonen, bronnen; strafet, schaffet; erwisen, ausgebissen; namen, zusammen; angeboten, rotten“, doch er schreibt bisweilen nicht nur die alten, sondern auch die neuen Längen mit Doppelvokal: „raasch, saame“, auch gelegentlich „kaal, waal“; Doppelkonsonanz nach kurzen Selbstlauten: „treffen, ermessen, billich, glimmen“, aber „Himel“ neben „Himmel“, „Name“ neben „Namme“ und seiner Mundart entsprechend auch bei vielen neuen Längen, also: „betten, tretten,

nemmen, Vatter, gezimmet“ und sogar bei alten Längen: „straffen“.

Die alten Zwielaute ie, uo, üe erscheinen bei ihm durchaus bereits als Monophthonge. Er reimt darum auch altes kurzes i auf frühern Zwielaut: „rinnen, dienen; minst, dienst; anfing, gering; mit, gbiet; Schiff, lief.“ Auch mittelhochdeutsches anlantendes ie im Fürwort wird bei ihm zu i: „idoch, ides, idermann; je : hie, nie, sie; jeden : zufrieden; jeder : Brüder.“ uo reimt auf altes u: thu, du; stund, hund; anthun, sun“, ebenso beim Umlaut: „külen, Mülen; berür, für“. Nur einmal im Dominici Leben findet sich „ruossig“; von „ruosen“ wendet er nur die alte Nebenform „riefen (: lieffen, griffen)“ an.

Auch die alten Längen î, û und iu sind bei ihm bereits Zwielaute, doch finden sich hier mehr Ausnahmen als bei den neuen Längen, so „kib“ (Zank) neben der häufigern Form „keib“, sidher (: wider), Spir (Speier)“ und gekürztes i in Bildungssilben: „guldin, hörnin“ und in den vielen Verkleinerungen auf „lin“ (in den Dichtungen 1575—1578 und in den Handschriften), später, wahrscheinlich von den Setzern durchgeführt, „lein“; selten Reime, welche die Aussprache i voraussetzen: „seiten, erbieten; eilen, erkülen; gleich, sich; Meil, will“. In der Regel reimen nur die gleichen ei aufeinander, doch kommen häufig auch Reime vor wie „rein, stein, sein; vereinen, meinen, scheinen; gleichen, zeichen“. Öfter erscheint altes û gekürzt „vff (: beruf); druß : Dominicus, hinaus, muß“, Formen, die damals auch Straßburger Akten aufweisen. Selten findet sich Rückfall in die Mundart durch langes û im Reim mit altem kurzem u oder uo, doch nur in den Jugenddichtungen: „er duret“ (dauert), „pruch“ (brauche) : „such; praucht, zucht; huben (Hauben), Buben“, ohne Reim „Ehetrutin“; ebenso die Umlaute „fründen (Freunde), finden; leuten, erbieten; sind, verfreund“. Im übrigen reimen altes und neues au aufeinander: „lauff, auf; auch, Brauch; Zaum, kaum.“ Über den neuhochdeutschen Gebrauch hinaus geht die Diphthongierung in „dautzen“ für „duzen“. Bei Fischart war das Gefühl für die alten Längen noch durchaus lebendig. Das sieht man aus Wortspielen: „Zürich, welchs recht vom Theur vnd Reich haist Türich“, „Curist“ (von Cauer), für „Jurist“, „Säuklops“ für

„Cyclops“. Im Glückhafft Schiff sind vielleicht den Schweizern zuliebe mehr alemannische Reime verwendet. Aber auch in anderen Dichtungen finden sich diese alemannischen Kennzeichen im Reim und außerdem die allgemein oberdeutsche Entrundung von ü und eu: „zinden, verknipfen, wirde (dignitas); stück, strick; gründen, dahinten; stürmen, schirmen; wiz, schüz; hie, müh; gemüt, lied; fielen, wülen; büsen, genisen“. Gewöhnlich schreibt Fischart „deiten“ und „straien, Aiter; reuten : leiden; freud : leid; freunden : feinden; präuchen : erreichen,“ auch mit Reim zu altem öu „rewen, frewen;“ ferner die besonders elsässische Neurundung von i zu ü, gewöhnlich vor r, die sich auch bei Brant, Murner und Ölinger findet: „würst, würd (erit), würst, würt (hospes), flücht (flieht)“, ausnahmsweise auch „begünnen“.

Älterm Brauch entsprechend schreibt Fischart ö für langes e: „hör (Heer), mör (Meer), söl (Seele), mönat, Öpfel,“ eine Erscheinung, die er mit Boner gemein hat. Die übrigen e-Laute werden nicht voneinander geschieden. Fischart setzt gerne å (ä) für umlautendes langes und kurzes a, auch für æ, e, altes ë („gäl, brächen, gebären, wäsen, wäg“); aber auch e für æ („beschwerde“). Die verschiedenen e-Laute reimen alle aufeinander: „wer (esset), her; gelten, helden; sehen, verschmähen“.

Allgemein oberdeutsch ist die Neigung, langes und auch kurzes a, besonders vor n zu o zu verschieben. In der Prosa seltener: „won (Wahn), wot (wât, Kleidung), pfol, gethon, strofen, gohn, blo (blau), gro, kloen (Klauen)“. Im Reim aber findet sich häufig o vor allen Konsonanten: „wor (wahr), gfor : vor; gob (Gabe), lob; genod, Brot; rot (Rat), gebot; abgemolet, sollet; losen, stosen; krom (Kram), Rom; gedocht, vermocht; plogen, flogen“. Besonders oft erscheinen im Reim: „gon (gehen), hon (haben), lon (lassen), ston“. Hingegen ist noch altes â erhalten: „stram (Strom), wag (Woge)“.

Seiner Mundart und der oberdeutschen Druckersprache entsprechen die alten nicht umgelauteten Formen, besonders vor Doppelmitlauten: „erwachst, gefalt, schandlich, einfaltig, namlich, Ländern : Flandern; pflanzung : ergänzung; bekanntlich : vnverständlich, gewonlich, die Bischoffe, die Baum“; namentlich der weitgehende Widerstand gegen den Umlaut des u: „nutzlich, musig

(müßig), kurtzlich, ruhmlich, hupffen, schmucken, abgenutzt, bucher, behut, hut, duncken, truncken, gucken, rucken, gewunnen, gunnen" neben zahlreichen Formen mit Umlaut, auch wo er sonst nicht üblich: „täge, harlöck, wägen, erförscht (: geherrscht)". Gelegentlich kommt der alemannische sch-Umlaut vor: „in einer täschen, äschen; Tesch, resch; wäschbütten". Altes ü ist bisweilen erhalten: „küssen, küzlen, behülf".

Die mitteldeutsche Erscheinung des o und ö für altes u und ü (namentlich vor Nasalen), welche in die Straßburger Druckereien während des 16. Jahrhunderts nur ganz allmählich eindringt, ist bei Fischart noch nicht Regel. Die u-Formen überwiegen: „Hül" (Höhle), „Hurst" (Horst), „gefügel" (Vogel), namentlich im Reim: „Nunnen, entrunnen; München, verdünchen; sunder, wunder; günnen, künnen : gewinnen, rinnen; gekunt, fund; summer, kummer; sunst, kunst"; aber neben „kummen, brummen" auch „kommen, genommen", neben „mügen, ligen" auch „mögen, legen", neben „sun, thun" auch „sonn, mon". Über den neuhochdeutschen Gebrauch geht Fischart hinaus mit: „ankonft, vnköndig, dörr, pronnen, förchten, dörfen, störzen, Mönster, Nörnberg". Diese Erscheinung und der Übergang von i zu e: „kersen, ändert: hindert, verschwendung : erfindung" scheinen westmitteldeutschen Einfluß zu erweisen.

In den zahlreichen Fällen, wo die damalige Schriftsprache kürzere oder längere Wortformen darbot, wählte Fischart namentlich im Vers die kürzeren. Auch Ausfall und Abfall des tonlosen e in Nebensilben kommt bei ihm weit öfter im Vers vor. Der volleren Wortformen bedient er sich im Vers nur zur Herstellung der notwendigen Silbenzahl und in der Prosa mit Rücksicht auf den Rhythmus des Satzes, wegen der bessern Unterscheidung von Einzahl und Mehrzahl oder zur Abwechslung. In den Vorsilben „be-" und „ge-", abgesehen vom Mittelwort der Vergangenheit, bleibt das e in der Prosa gewöhnlich erhalten; nur bei „glauben, gleich, bleiben" verwendet er schon die im Neuhochdeutschen üblich gewordenen gekürzten Formen. Auffallend harte Synkopen: „bhält, blohnen, bdeuten, gbirg, gdancken, gschicksten, ungwillen, hrab, hnein" kommen nur selten und dann meist im Vers vor. Ähnlich verhält es sich mit den Wort-

zerdehnungen („sonderen, meher, gerechenet, Maule-Diner") und den unorganischen Verlängerungen, die sich meist nur im klingenden Reim finden, so die Nominative: „Sohne, Gotte, Dinge", „hinefort, heimefort, allzeite". Fischart geht hier wie Brant, Murner und Hans Sachs vor, während Gengenbach Wortkürzungen und Verlängerungen nur nach dem Brauche seiner Mundart anwendet.

Auf dem Gebiete des Konsonantismus herrscht bei den oberdeutschen Druckern, Schriftstellern und Grammatikern eine große Unsicherheit, besonders in der Scheidung von b und p wie von d und t. Da im Elsässischen die Tenues schon früh, abgesehen von den Gaumenlauten, nicht mehr behaucht wurden und die Medien früh ihren Stimmton verloren haben und so bei der Aussprache, besonders bei den Zahnlauten, zusammengefallen sind, so kam man hier viel später zu einer gesicherten Schreibung als im östlichen Mitteldeutschland. Fischart gebraucht Reime wie „arbeiten: schneiden, spötter: leder", und zeigt in seinen Handschriften und in den Werken mit strenger Rechtschreibung gleich Wickram, Boner und Ölinger anlautendes p gewöhnlich vor l und r: „prauch, prechen, pringen, erplicken, plühen"; vor Selbstlauten nur sehr selten: „palgen, pellen, pißlin"; anlautendes t vor r, also: „trei, tringen, trehen, trucken", vor Selbstlauten seltener: „tach, tauren, verterben, tunckel". Dem Mittelhochdeutschen gemäß erscheint d gewöhnlich hinter Nasalen: „hinden, vnder, vnden", auch „sibende, finden : dinten", doch auch nach r und nach Selbstlauten: „zirden : führten; werden : wehrten; rhaten : gnaden". Im Auslaut, besonders nach Mitlauten, wird d zu t: „Gedult, Gelt, sint", auch „freuntlich, kuntbar". Manchmal tritt unorganisches t an: „sonst, Leimt"; älterm Gebrauch gemäß fehlt es bei: „ordenlich, selsam, selbs, Mon (Mond) : gethon, ops"; auch ausgesprochen alemannischer Ab- und Ausfall des t kommt vor: „ander : gewandert; nimmer : bekümmert; „flüß" und „frisch : ist; sprechen : möchten"; auch im Versinnern: „nich, iß (ißt)." Dem damaligen Brauche Straßburger Drucker, manchmal d für altes t zu setzen, folgt er durchaus in „doll", manchmal auch in „danne, dapfer, daub, daugen, verdünchen", sogar in „dragen".

Beim stammhaften w finden sich noch ältere neben jüngeren

Formen: „broen (brauen), kloen, gro, grauer, plo, plau, schauen, ruhen, pleiwen (bleiern), frawen (: hohen)“, klogen (Klauen: abzogen), rug, gelb, gelbes, ferwer, falb, falben, schwalw, schwalben;“ ausnahmsweise tritt g dafür ein: „knig“ (Kniee). — Die alemannische Aussprache des s vor t als sch ist in zahlreichen Reimen belegt: „vermischt, Fisch; fast, erhascht; Geist, meist: fleisch; Tisch, Fisch: gerüst; mensch, gespenst; elst (ältest), gefälscht; erfrischen, verdüsten“.

Der Mundart und der oberdeutschen Druckersprache entspricht, daß Fischart für mittelhochdeutsches h vor t und ch im Auslaut, das mit silbenanlautendem h im Wechsel steht, gewöhnlich ch schreibt und auch mit stammhafter Spirans reimt: „verzeicht, fliecht, scheucht, sech, gschech, befelch, beinach, sicht (sieht), zicht, geschicht: spricht; recht, secht“, seltener im Auslaut: „viech, rauch (rauh): auch; noch (nahe), zoch; geschach, sprach“; aber auch „vieh: mi; schuh: zu“. Ausfall des ch vor t bei „nicht“ nur im Reim „nit: bitt“. Elsässisch ist die Bewahrung des ch in „bachen (backen): machen,“ „er becht: knecht“. In der elsässischen Mundart ist der Auslaut in „-lich“ und „-ig“ zusammengefallen; darum findet sich bei Fischart gelegentlich „lebendich: mich“. Das auslautende ch verschmilzt mit dem Anlaut der Bildungssilbe „keit“ zu ch: „sitlicheit, höflicheit“. Selten wird inlautendes h zu g: „weger“.

Der Übergang von m zu n erscheint sehr oft: „boden, Thürne; heim: allein, ein, sein; nemmen: brennen, kennen; Ghürn: schirm; diesem: zerrissen; reimen: einem; deiten: weitem“; „in“ für „im“, „bein“ für „bei dem“. Altes auslautendes m ist hingegen erhalten in „besem, fadem, harm“. Selten findet sich im Reim Vokalisierung des auslautenden n und r in Nebensilben: „palke, ferr (fern), lecker: stecken; hammer: zusammen; rosengarten: marter; treiber: beschrieben“. Alle diese Arten scheinbar konsonantisch unreiner Reime verwendet auch Brant und in größerem Ausmaß Murner.

Bei der Wortbiegung ist entsprechend der oberdeutschen Mundart und Literatursprache der Ausfall des e, sowohl des Stammes wie der Endung sehr häufig: „der frid, nam, schad, gsell, die freud, die weg, die berg, die flüß,

auf dem berg, im krieg". Eine Ausnahme bilden die Adjektivabstrakta, wo das alte î in der Schriftmundart als e noch beibehalten wurde: „die breite, die küle". Die starken Feminina werden durch diese Kürzungen (mit Ausnahme des 2. und 3. Falles der Mehrzahl) völlig endungslos: „die freud, die ruh, der ehr, der kunst, nach vnser weiß". Auch die Feminina auf „in" haben endungslosen Plural: „die bäurin, die törin, göttin", selbst beim Dativ „den bäurin".

Auch das n des 3. Falles der Mehrzahl und das s des 2. Falles der Einzahl fallen zuweilen ab: „mit euch Jebusiter (:wider), den feind, den geir, mit händ vnd füß, des Keyser koch, des großen Keyser Karl, des liecht". Ausfällt in der Regel das e der Endung „es" und meist nach l und r der Endung „en": „leibs, guts, Gotts, Schuln, Narrn, Lugn". Bei den Endungen „-elen" und „-eren" fällt bald das erste, bald das zweite e aus: „die nadeln, die nudlen, dem vettern, die bauren". Die alte Einzahl der schwachen Feminina ist natürlich noch erhalten: „auf der erden, mit der zungen, eine röhren"; auch bei ehemals starken Femininen finden sich schwache Formen: „in der schulen, tennen, wiegen, zu acht Vhren, an der Seulen". Bei „vatter" auch „des" und „dem vattern". Bei schwachen Maskulinen tritt an den 2. Fall noch ein s an (wie bei Ölinger): „des hirtens, des stammens, des menschens, des buchstabens". Dieses Hauptwort zeigt starke und schwache Formen nebeneinander; auch Übertritt des n in den ersten Fall kommt vor: „fladen, kotzen, pronnen".

Die Mehrzahl vieler Neutra hat bei Fischart noch nicht die Bildungssilbe „-er": „die land, kind, ort, weib, wort" neben „bücher, kinder, kleider, weiber, örter", und über den Gebrauch der Schriftsprache hinaus: „hemder, spreuer". Auch bei den Maskulinen finden sich vom allgemeinen Gebrauch abweichende Formen der Mehrzahl: „die storcken (Störche), die hirtzen (Hirsche), die staaren, den mausen (: hausen), den wälden", der Wemfall „handen" neben „händen". Die fremden Personennamen zeigen gewöhnlich die lateinische Flexion: „Alexandri, -o, -um, Dithyrambi, Pogii, Pogium, Platonem". Hingegen sind fremde Völkernamen und fremdsprachige Begriffe gewöhnlich eingedeutscht: „Gallier, Griechen, Episteln, Comedien".

Altertümlich und mundartlich ist noch vielfach das Geschlecht der Hauptwörter. Männlich sind: „angel, band, fahn, gatter, gebrechen, gewalt, gleichnuß, lust, pracht, schneck, sitt, tauf, unlust, witz, wohllust"; „die frost", „der" und „die see", beides in der Bedeutung von „Meer".

Bei den Eigenschaftswörtern hat sich iu für den 1. Fall der Einzahl des Femininums und für den 1. und 4. Fall des Neutrums in der alemannischen Mundart als i erhalten, infolgedessen finden sich in den starken Formen bei Fischart vielfach erhaltenes e: „ganze gestalt, solche weis, vnzelige wort, andere völker, köstliche kleider". In anderen Fällen und bei den schwachen Formen fehlt meist das e: „zart kalbfleisch, schlimme ränk, das gemaine gesind, die gut fraw, sein fromm kind, ein weytleuchtend innerlich feuer, zween schwarz mörder, mit seltzam ränken, in so wichtig sachen, zum Irdisch Gott"; keine oder starke Endungen, wo schwache zu erwarten wären: „seine erfahrene vnderthonen, der vrsprünglich anfang, auff der höchste Bünen, die alte Spartaner, sein arge stück"; neben Beispielen ganz richtigen Gebrauches: „die gemaine Teutsche aspiration, von solcher viechischen unweiß, vom gedachten Römischen Pater". Die alten starken Flexionen „-ere" und „-eme" zeigen immer Abfall des e wie das Verhältniswort: „gern, ungefüg". Von den Komparativen erscheinen nur die alten Formen „meh" und „mehe" für „mehr". Die Superlative sind oft stark gekürzt: „am mehsten" neben „meheſt", „minsten," „elst".

Das persönliche Fürwort zeigt wiederholt noch alte und mundartliche Formen: „jhme, jhne," für „ihm" und „ihn," „jhrn", „jhren" und „jhro" für „ihrer" und „ihren," „jhn" und „jn" für „ihnen." Diese Dative gelten durchweg auch für das Reflexivum. Für „wo" gebraucht Fischart immer „wa", auch als Bindewort; für „desto" gewöhnlich „deß" oder „dest". Bei „mein, dein, sein", wie auch bei „kein" und „ein" finden starke Verkürzungen statt: „eim, seim, meim" usw. für den dritten und „ein, kein" usw. für den vierten Fall; „jem" für „jenen". Auch der bestimmte Artikel wird wie in der Mundart stark gekürzt, meist nur im Vers: „d'Jünger, d'Hundt, in d'Meß, s'Glück". Verschleifungen wie „auffm, zun", und vollständiger Ausfall des Artikels: „durch finger, auf banck, an fingern, in zänen" kommen auch vor.

Beim Zahlwort findet sich noch die Scheidung der drei Geschlechter: „zween, zwo, zwey“ und die alemannische Form „zwirig“ für „zweimal“; für „zweite“ nach altem Gebrauch noch häufig „ander“.

Eine bunte Fülle der verschiedenartigsten, auch einander gleichwertigen Formen erscheint bei Fischarts Zeitwörtern. Auch hier kommen starke Apo- und Synkopen vor, natürlich weit mehr im Vers als in der Prosa. Dort beträgt die Anzahl der vollen Formen beim Indikativ kaum den 20. Teil. Beim Konjunktiv ist sie natürlich größer, weil durch den Abfall des e vielfach der Unterschied zwischen beiden Modus schwände. Bei dentalem Ausgang fällt durch die Apokope in vielen Formen die ganze Endung ab: „du nist“ (für „nistest: mist“), er „empfind : grind), ihr acht, ich het; sie redten, er schmidt“ (für „schmiedete“), im Partizip „angricht, betracht, gredt“. Regelmäßig sind Formen wie: „ich fang, ich halt (: bald), du achtst“. In der zweiten Person finden sich nach mittelhochdeutschem Brauch (auch noch bei Ölinger) Formen mit verschmolzenem Fürwort: „wirstu, sichstu“; häufig fehlt das Fürwort ganz. Ferner „er leid, er halt“ neben Formen mit und ohne Umlaut: „er tragt, trägt, träget“. Die zweite Person der Mehrzahl hat bei Fischart meist die regelmäßige Flexion „-et“: „ihr sehet“. Sehr häufig in sämtlichen Schriften erscheint daneben, namentlich in abhängigen Sätzen, die alemannische Flexion „-en“: „ihr sagen, können, werden“, auch in der Mitvergangenheit: „ihr blieben, hätten“. Selten erscheint in der dritten Person die alte Endung „-ent“: „hant, fressend“. Das Augment verliert der Mundart entsprechend häufig, besonders im Vers, das e: „gmacht, gsotten, aufgblosen“, namentlich vor g, k, b und bei Zeitwörtern mit trennbaren Partikeln fällt das Augment ganz ab: „gangen, blieben, bunden, aufklaubt, angriffen“. Fischart schreibt noch: „gessen, glaubet“, aber „geregiert, geformieret, gedisputiert, weisgesagt, vorgetroffen“, in Übereinstimmung mit Ölinger.

Die für das Frühneuhochdeutsche bezeichnende Erscheinung des unorganischen e in der ersten und dritten Person der Mitvergangenheit und in der zweiten Person der Befehlsform ist in Anlehnung an das schwache Zeitwort von den mitteldeutschen

Kanzleien und den mitteldeutschen Schriftstellern eingeführt worden und zu den Oberdeutschen gewandert. Bei Gengenbach kommt sie noch gar nicht vor, bei Brant und Murner ist sie noch ganz vereinzelt, bei Fischart häufiger. Der Grund dieser Erscheinung liegt darin, daß durch die übliche starke Apokope ein unsicheres Gefühl bei der Scheidung zwischen starken und schwachen Formen einriß und daß man die starken Formen durch Anfügung eines e sozusagen regelmäßig zu gestalten meinte. Den Dichtern war sie bequem zur Ausfüllung von Senkungen und beim klingenden Reim. Fischart gebraucht diese erweiterten Formen meist in der Prosa und stellt sie gern wie die ungekürzten Formen des schwachen Zeitwortes der Eurhythmie wegen an den Schluß von Nebensätzen mit der Bedeutung der Möglichkeit: „ware, lage, stunde, ansahe, bekame". So mochte er das Gefühl haben, diese Verlängerung bedeute den Konjunktiv. Seltener verwendet er diese Formen im klingenden Reim als Indikativ: „vertriebe: bliebe". Auffällt, daß Ölinger im Gegensatz zur damaligen alemannischen Schriftmundart in allen Beispielen des Indikativs der Mitvergangenheit, mit wenigen Ausnahmen, nur die erweiterten Formen angibt: „ich schriebe, ich gosse, ich bande", während er bei der ersten Person der Gegenwart und bei der Befehlsform die gekürzten neben den vollen Formen gelten läßt: „ich schreib" und „ich schreibe, schrieb, binde".

In der Mitvergangenheit der i-Reihe erscheint bei Fischart im Gegensatz zu Luther, Murner, Hans Sachs und andern nur selten das alte ei und dann nur im Vers; also gewöhnlich „plib, ritt, trieb". Zu „leihen" erscheint im Mittelwort der Vergangenheit zweimal die sehr seltene Nebenform: „verlauhen (:trawen)" und „gelauchen", die auch bei Geiler, Murner und Alber vereinzelt auftaucht. Das schwache Zeitwort „läuten" zeigt in Anlehnung an „leiden" auch bei Fischart manchmal die starken Formen „litt, gelitten". Bei „neigen" und „kriegen" verwendet er keine starken Formen mehr.

In der ie-Reihe schreibt Fischart meist noch die alten Formen mit eu: „du kreuchst, er fleucht, leug"; in der Einzahl der Mitvergangenheit neben dem damals schon regelmäßigen o auch, nur im Reim, das aus der a-Reihe eingedrungene u: „zug"

(: schlug“ und „trug“), „verlur“ (: „spur,“) gleich andern alemannischen Schriftstellern; in der Mehrzahl noch zuweilen das alte u: „zugen (: schlugen)“.

In der ersten e-Reihe sind im ganzen die alten Verhältnisse bewahrt, nur nähert sich Fischart hier dem neuern Standpunkt, indem er im Gegensatz zu Hans Sachs in der Mehrzahl der Vergangenheit vielfach a (sogar „warden“), seltener o (auch „worden“) für das alte u gebraucht, hingegen in der Einzahl neben dem regelmäßigen a auch öfters u, als Übertritt zur a-Reihe: „bund, fund, hulf, wurd, wurf, sünke“. In der zweiten und dritten e-Reihe gebraucht er die Formen mit e und i ungefähr gleichwertig nebeneinander, hingegen bevorzugt er in der zweiten e-Reihe die e-Formen: „ich nem, sprech, treff“; Befehlsform: „brech, nehm“. Das verrät mitteldeutschen Einfluß ebenso wie das Überwiegen der o-Formen bei „kommen“. In der a-Reihe zeigen sich viele der Mundart entsprechende, nicht umgelautete Formen: „du fahrst, er grabt“, hingegen im Konjunktiv der Mitvergangenheit meist Umlaut: „trüge“, mit Entrundung: „schliege“. Ganz auf mittelhochdeutschem Standpunkt sind noch: „hub, huben, gehaben, stund, stunden“, mit den vollen Nebenformen der Gegenwart: „stand, stande“ und mit dem Mittelwort der Vergangenheit: „gestanden“, ausnahmsweise nur einmal: „gestandt“ und einmal nach mittelhochdeutschem Brauch „aufgestund“ als Vorvergangenheit. „Schlagen“ in der Gegenwart schreibt er noch oft (gleich Marner und Sachs) mit h „schlahen, schlecht, schlacht“.

In der Reihe der ehemals reduplizierenden Zeitwörter zeigen die mit dem stammhaften a das mundartliche o. Neben dem regelmäßigen ie der Mitvergangenheit erscheinen selten die Formen mit u als Übertritt in die a-Reihe: „ful, fulen, geful, lufe, luffen, fung, fungen (: sungen)“, die auch selten bei Wickram und Montanus vorkommen; „laufen“ zeigt überdies die mundartlichen Formen „loff, geloffen“ nach „soff“. Manchmal zeigt sich bei ihm noch „hiew, hiewen“, bei Sachs und Ayrer schon immer „hieb“. Bei „gehen“ wechseln in der Gegenwart die Selbstlaute e, a, o; in der Mehrzahl nur einmal „geien“; bisweilen die alten vollen Formen „gang, gange“, in der Mitvergangenheit je einmal „gung (: trung), gungen (sprungen)“; im Mittelwort meist „gangen“.

Von alten Mittelwörtern dieſer Reihe ſind noch erhalten: „geſpannen, geſcheiden, verſcheiden, unterſcheiden". „Laſſen" hat häufig die gekürzten Formen „lan, lat", auch mit o.

Bei den ſchwachen Verben erſcheinen zahlreiche, ſpäter nicht mehr übliche Formen mit Rückumlaut: „markte, gemarkt, geruckt, verruckten, ſazten, abgeſazt, ſtalte, geſtalt, geſchmackt, gehort, ausgetruckt, dauchte, gedaucht". Daneben finden ſich ebenſooft die umgelauteten Formen „genennet, genent, gekent, gerent, prenten". Beim Rückumlaut fehlt natürlich das e nach der Stammſilbe. Die Zeitwörter mit langer Stammſilbe zeigen im Präteritum meiſt dieſes e: „erbaueten, erbauet, ſcheinete, abreiſeten". Oberdeutſch iſt die Form „forcht (: gehorcht)".

Bei vielen Zeitwörtern zeigt Fiſchart Schwankungen zwiſchen ſtarken und ſchwachen Formen: zu „bellen gebollen, zu ſchenken, ſchank, zu ziemen zam, gewunken, gebawen gehawen)"; im Gegenſatz dazu ſchwache Formen zu ſtarken Verben: „ſprachten" und „ſprachet, genießten, meßten, ruften, ſcheideten, ſchreieten, wäſchten" (Konjunktiv), „treſcheten, beſchreiet, erhebt, hebten, gefechtet, gepreiſet, getreſcht, vnterſchaidet, vergleichet".

Bei den Präterito-Präſentien und bei „wollen" finden ſich noch einige altertümliche und beſonders mundartliche Kennzeichen, ſo die Einführung des ö in den Indikativ der Gegenwart: „ſie dörffen, ſie ſöllen, ich wöll, ſie wöllen, wir wöln" und die bei Fiſchart regelmäßige Nennform „wöllen". Grobmundartlich iſt: „ſie ſötten (: theten" im Flöhaz); „wiſſen" hat in der Mehrzahl der Gegenwart auch ü, in der Mitvergangenheit „wußte", Konjunktiv „wißte", im Mittelwort „gewißt" und „gewußt" und manchmal die ſeltene Form „er weißt". Die alte Flexion der zweiten Perſon lautet: „du wilt, ſolt". „Taugen" iſt regelmäßig geworden, (bei Sachs und Ayrer zuweilen noch „er taug"), ebenſo „gönnen", abgeſehen von dem Überwiegen der u- und ü-Formen, was auch bei „können" der Fall iſt, hingegen ſind bei „mögen" die u-Formen ſeltener.

Von „tun" ſind bei Fiſchart alle Formen der Gegenwart einſilbig: „er thut, wir thun". Neben „that" gebraucht Fiſchart auch für den Indikativ noch vielfach die Formen „thet, thete, theten" mit kurzem e wie bei „het, hetten". Die gekürzten Formen

dieses Hilfszeitwortes erscheinen häufig in der Nennform, im Mittelwort der Vergangenheit und im Indikativ der Gegenwart. Die dritte Person der Mehrzahl lautet noch oft „hant". Von „sein" lautet die dritte Person Mehrzahl meist „seind" neben „sind" und „sein", das zumeist am Satzschluß erscheint, besonders im Bienenkorb, wahrscheinlich veranlaßt durch das holländische „zijn". Der Konjunktiv der Gegenwart bietet die alemannischen Formen „seige" und „seigen", das alte „was", meist nur im Reim; weit öfter „war", selten „ware". Das Mittelwort lautet „gewesen" und „gewest", die Befehlsform meist „sei", zuweilen „biß".

Beim Zeitwort, vornehmlich bei den Ablautreiben ist es besondes deutlich zu beobachten, wie von Brant und Murner angefangen, welche fast ganz den mittelhochdeutschen Lautstand aufweisen, sich allmählich über Luther, Gengenbach, Alber, Scheit, Hans Sachs, Waldis bis zu Fischart und Ayrer die neuhochdeutschen Formen durchsetzen.

Im Verlauf seiner schriftstellerischen Wirksamkeit gibt Fischart manche ältere Sprachformen und mundartliche Erscheinungen zugunsten der gemeinsamen Schriftsprache auf. In der i-Reihe verschwinden später die alten Präterita: „ich bleib, schreib, reit"; „seind" für „sind" wird immer seltener. Die grobmundartlichen Reime, die in den Jugenddichtungen ziemlich häufig sind, auch die vereinzelten langen i und u werden später ganz vermieden. Die Anwendung des „vor" statt „für", „sondern" statt „sonder", sowie die großen Anfangsbuchstaben bei Hauptwörtern gewinnen eine immer größere Ausdehnung. Schließlich tauchen altertümliche Ausdrücke in den spätern Schriften viel seltener auf.

Zehntes Buch.

Stil und Persönlichkeit.

---

1. Wortschatz, Satzbau und Stil.

Für Fischarts Stil kommen auch Laute und Formen in Betracht, insoweit er verschiedene, aber einander gleichwertige Formen in derselben Dichtung, ja oft knapp hintereinander anbringt. Die Zusätze zu den spätern Ausgaben der Geschichtklitterung und des Bienenkorb weisen eine von den alten (unverändert gebliebenen) Texten etwas abweichende Rechtschreibung auf. Auch verwendet er alte und mundartliche Laute und Formen neben den neueren der damaligen Schriftsprache, stark gekürzte Wörter neben den vollen Formen. Das verleiht schon seinem Stil die Eigenschaft des Unausgeglichenen, der Willkür und der Nachlässigkeit. Dieser Eindruck wird noch dadurch gesteigert, daß Fischart für seine Prosaschriften zahlreiche Werke verschiedener Landschaften und Zeiten als Quellen verwendete und diese in ganzen Abschnitten, deren Ausdrucksweise von seiner Sprache absticht, fast unverändert übernahm; dazu schob er noch viele Aussprüche aus fremden Sprachen und aus verschiedenen deutschen Mundarten in seine Darstellung ein.

Was aber seinem Stil ein besonderes Gepräge verleiht, ist zunächst sein überaus großer, mannigfaltiger und neuartiger Wortschatz. Die Art seiner Wortbildung freilich weicht im ganzen wenig von dem Gebrauch damaliger oberdeutscher Schriftsteller ab. Hingegen übertrifft er alle seine Zeitgenossen durch treffliche und kühne Neubildungen. In seinem Wortvorrat sind Bildungen mit den verschiedensten Vor- und Ableitungssilben in

großer Zahl vertreten; viele darunter gehen weit über die damalige und spätere Verwendung hinaus, also Ableitungen auf „-ing": „Einimpfling" (Nachkomme), „Schößling, Ständling" (Trinkbecher), auf „-ung" in zahllosen Neubildungen, meist von Zeitwörtern, die mit Vorsilben versehen sind: „Anmahnung, Aufruckung" (Vorwurf), „Ausecfung" (Ergründung), „Beschönung, Entschüttung" (Befreiung), „Ergaisterung" (Begeisterung), „Vertrauung" (Versorgung); von Zeitwörtern ohne Vorsilbe: „Däuung", „Käuung" und „Wettung" sowie kühnere Bildungen: „Einhälligung" (Übereinstimmung) und „Bartholomisierung". Von Eigenschaftswörtern gebildete Hauptwörter auf e sind auch häufig: „die Senfte, Fäule, Rechtfüge, Schöne"; auf „-de": „Erbärmende" (Barmherzigkeit); weit über den damaligen und spätern Gebrauch hinaus Feminina auf „-in": „Eselerin" (Eseltreiberin), „Knechtin, Krähin, Rephennin, Aufputzerin, Ehrenfreuderin", besonders in der langen komischen Liste der nomina in „-in" unter der Venusgefolgschaft in der erweiterten Praktik. Groß ist ferner die Zahl der Substantiva auf „-nus", die alemannischem Brauch zufolge alle weiblich sind: „Dächtnus, Deitnus, Finsternus, Geheimnus, Gleichnus, Auferstendnus, Bekömernus, Erlernus". Dem Brauche der Zeit entspricht die Bevorzugung der Vorsilbe „ge" für Sammelbegriffe auch bei Fischart: „Gebüne" (Zimmerdecke, Stockwerk, rheinisch), „Geding" (Bedingung), „Gedritt, Gefüchs" (schlaues Treiben, nur bei Fischart und Frischlin), „Gegicht, Ghör" Zubehör), „Gemerck" (Kennzeichen), „Genist" (Kehricht), „Geplünder, Geruchen" (Ruf), dagegen „Traid" (Getreide) und außerdem sehr viele Bildungen mit „-keit", wobei „chk" wiederholt zu „ch" verschmilzt: „Bekömmlichkeit" (Nutzen), „Gemachsamkeit, Gesprechlichkeit, Hölligkeit, Nötlichkeit, Reichlichkeit, Ungdankbarkeit" usw. Als Verkleinerungssilben verwendet er zumeist das „-lin" der alemannischen Schriftmundart und daneben, besonders später, häufiger „-lein": „Büchlin, Gländlin" (Geländer), „Säcklin, Schermäußlin"; seltener und meist an scherzhaften Stellen das ausgesprochen mundartliche „-le": „Rößle, Bößle, Ragöhrle" (Esel), „Mäntele, Büble, Sönle" und bei Kosenamen in der Geschichtklitterung: „Druserlemuserle, Kragenspülerle, Stirnstoßerle, Schnackenscheißerle". Die norddeutschen Verkleinerungssilben „-chen" und „-ken" sind bei

ihm Ausnahmen: „Stülchen, Meulchen“. Er gebraucht sie meist nur, wenn er im Scherze niederdeutsche oder niederländische Formen anführt: „Vögelcken, Liefſkindecken, Seeleken“.

Beim Eigenschaftswort verwendet Fischart noch bisweilen wie Frey und Montanus die Ableitungssilbe -in, die sich im Alemannischen besonders lang erhielt: „eiserin, guldin, höltzin, härin, hörnin, irdin, lainin, ledrin“, aber auch „ledern, wullen“. Überaus häufig verwendet er -ig und -isch für Neubildungen. Auch einfachere darunter weichen vom sonstigen Gebrauche ab: „ängstig, gelustrig, gleichig, häßig, käufig, musterig, prächtisch, schindisch“, ebenso bei andern Ableitungssilben: „lustbar, ausfündlich, beißiglich, ketzerlich, ruwiglich, geheimnussam, hilfsam“. Daneben gebraucht er gerne die bei alemannischen Schriftstellern beliebte Ableitung auf -echt: „bauschecht, fleischecht, gehörnecht, haarecht, kotecht, langecht, nebelecht, staubecht, thorecht, zankecht“; auch versieht er oft Eigenschaftswörter mit ge-: „gefreund, gelustrig, vngmäßig, vngsanft“.

Bei den Zeitwörtern fällt unter den vielgestaltigen, aber auch sonst üblichen Ableitungen die große Zahl der Bildungen mit -elen auf, die der alemannischen Mundart entsprechen. Er verwendet sie gern bei Schilderungen des Kindeslebens als Verkleinerungen: „außburtzelen, blotzelen, hotzelen, hupfelen, sutzelen, veitsdänzelen, zabelen“, für examinare: „erforschelen vnd ergründelen“; bei scherzhaften Ausführungen: „burtzelen, dargabelen“ (von Hexen), „gläserklingelen, stichelgrübelen, weinelen, zänkelen“. Mehrmals finden sich bei ihm die Ableitung mit -enzen: „judenzen, mönchenzen, türkenzen, teufelenzen, weibenzen“, wie ein Jude, Mönch usw. denken und handeln.

Beim Zeitwort bevorzugt er auch Verbindungen mit Vorsilben, wobei manche Neubildungen entstehen: „abhelfen (stehlen), ausmetzigen, ausrinken (ausdenken), befahren (sich vor einer Gefahr fürchten), befinden (für finden), begnädigen, bekröpfen, belichten, berudern, bemasten, beschulden (erkenntlich sein), beweynen“ (betrinken); ferner „geleben, gelachen, gemachen, gemeinen, erdürsten, erduren“ („erdauern“ für „befestigen“), „erholen“ (wiederholen), ersprechen, ertrauren, erwüsten, erzelen“ (aufzählen); „verchrisamen, vertüsten“ (vertuschen), „vorschiffen“ (vorbeischiffen). Hingegen ohne Vorwort: „giften, lusten“.

Den Kern seines Wortschatzes hat Fischart mit den oberdeutschen Schriftstellern seiner Zeit gemeinsam, also zahlreiche im Mittelhochdeutschen geläufige Ausdrücke, die allmählich erst nach dem 16. Jahrhundert ausgestorben sind, so: „beiten (warten), betriß (bettlägerig), bruch (Hose), delben (graben), drat (eilig), durchächten (verfolgen), entschütten (befreien), erarnen (erwerben), erösen (leeren), fernt (vergangenes Jahr), freihart (Landstreicher), fron (heilig), frörer (Fieberfrost), gaden (Kammer), geng (behende), geschlacht, gereit (schnell), glast, gluf (Stecknadel), hön (zornig), jehen (sagen), kabis (Kohl), kallen (schwätzen), kar (Geschirr), kensterlin (Schrank), keib (Aas), kib (Feindschaft), krebs (Panzer), lägelin (Fäßchen), lauer (Schelm), letz (verkehrt), lützel (klein), masen (beflecken, verwunden), michel (groß), mutzen, niderwad (Unterkleid), pfetzen (zwicken), pfrengen (zwängen), räß (scharf), redgeb, ran (schlank), ritte (auch jaritt, Fieber, das ein Jahr währt), schanz (Glücksfall), schäubenhut (Strohhut), sterzen (steifmachen), stempenei (unnützes Treiben), strälen, tratz, uchsen (Achselhöhlen), vnfüre (Unfug), irten (Zeche, Rechnung), speien (spotten), vergadern, zetten (streuen), zwagen (waschen), zwele (Handtuch)" usw.

Bei Worten, die erhalten sind, zeigt Fischart noch die ältere Form: „beihel, brasteln (prasseln), keihel, lenden (landen), räters (Rätsel), wefz (Wespe), wüstine"; gewöhnlich noch „liegen" und „triegen" (lügen und trügen).

Schließlich gebraucht er noch heute übliche Wörter mit der alten Bedeutung: „anmaßen (nachahmen), anwalten (obsiegen), aufenthalt (Nahrung), barmhertzig (bejammernswert), fromm (kühn), gemein (bräuchlich), meinen (lieben), niederträchtigkeit (Demut), schimpf (Scherz), schlecht (einfach), schmacken (riechen)." Daneben finden sich bei ihm noch eine Reihe altüberlieferter Wörter, die besonders von den damaligen elsässischen Schriftstellern gern verwendet wurden und die sich zum größten Teil bis heute in der elsässischen Mundart erhalten haben: „angster (Trinkgefäß), anken (Butter), atz, atzel (Elster), aufnen (emporbringen), beinschrötig (an den Knochen verwundet), bemaßgen (beflecken), betreppen (beschmutzen), betz (Hund), blast (Wind), breckin (Hündin), busig (Unordnung), demmen (schlemmen), dippel (Narr), eisen (Geschwür), erdbidem, ette (Vater und Großvater), fatzen (necken), fretten, glenz

(Frühling), gerems (Gitter), grempl, harzen (geizen), kärchlin (Karren), ketschen (schleppen), kramen (einkaufen), knappen (mit den Beinen einknicken), lectz (Lektion), maudern (kränkeln), maltzig (krank), mistbelle (kleiner Hund), mummel (Schreckgespenst), vernonnen, papp (Brei), plätzlin (Kuh), pletz (Flicken), pfnisel (Schnupfen), pflattern (plätschern), ranftlin (Randstück), reren (brüllen und kreischen), sappen (zusammenraffen), schellhirnig (toll), wurmmäsigen (wurmstichig werden), zapfräß (frisch vom Zapfen), Zinstag (Dienstag), zornwägig, zulosen."

Zu diesem Grundstock von meist dem Volksmund entnommenen Ausdrücken kommt noch hinzu die Schar der Fachausdrücke aus vielen Berufen und Wissenszweigen, Ausdrücke, die Fischart nur selten aus den Vorlagen wörtlich übernimmt, da sie größtenteils nichtdeutschen Sprachen entstammen, sondern er gestaltet sie meist in eigenartiger und trefflicher Weise um. Für vaniloquentia bildet er „eitelthäding", für elementum: „erzschaffung" und „notzeug", für abstinentia: „gelüstdämmung", für defatigatio: „laßmüde", für facultas disserendi: „redkünstlichkeyt", für promptitudo disserendi: „redfertigkeit", für Metamorphosen: „verstaltungen" und „verformungen", für Satyr: „Geißmännlin", für Auguren: „vögeldeiter" oder „gfiderbischoff", für Emblema: „kunstgemerck, kunststücklein, Einblümungen, Gemäldeutnus, geheimnuslehrige Gemäl, eingeblümte Zierwerk". Hierbei liebt er es, meist das Fremdwort beizubehalten und mit seiner Verdeutschung in verschiedener Art zu verbinden: „Hermaphroditi oder Zwigdornen"; „Philosophie oder Weishaitkunst; Weishaitgeflissener Philosophus oder Naturkündiger; zusammenschickung vnd composition; der Tyrann oder Halsherrscher Dionysus; seine Mitschuldigen vnd Complices; Art Specie; die Peremptorisch endlich vrsach; tyrannische eigenbewältigung; alle gottlose verruchte Atheisten".

Sein Wortvorrat wächst auch über diese Stilmittel hinaus durch das Heer von Fremdwörtern, meist lateinischen und griechischen, welche durch den Humanismus, die Aufnahme des römischen Rechts und die Kanzleien neben den ältern Ausdrücken der Kirche und der Wissenschaft in die damalige Schriftsprache eingedrungen waren, und außerdem durch eine kleinere Reihe von Fremdwörtern aus den Kultursprachen, besonders französischer

Wörter, die durch den wachsenden Einfluß der französischen Kultur in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die deutsche Sprache zu überschwemmen begannen. Fischart gebrauchte natürlich auch alle die damals landläufigen Lehnwörter, die immer mit deutschen Lettern gedruckt sind: „Advocat, Argument, Autorität, Bachant, Capitel, Curtisan, Exempel, fundament, Omen, Opus, Patron, Regiment, Tractat, subtil, contrefaict."

Unter dem Einfluß des Latein erhielt auch der Wortschatz der Zeit ein fremdes Gewand, indem lateinische Endungen und Ableitungen auch für heimische Wörter verwendet wurden. Zu den alten Zeitwörtern „hantieren" und „hofieren" fügte man zahlreiche ähnliche, zum Teil bis heute erhaltene Bildungen an. Fischart schuf neben der Verwendung der gebräuchlichen Zeitwörter „fabulieren, represcntieren, tractieren, testieren, vertieren" und der vielen Verben für die Alchimie eine Menge Neuschöpfungen mit deutschen und lateinischen Stämmen: „aufblähieren und ergrossieren" (in der Schwangerschaft), arietieren (stoßen wie ein Widder), bubelieren, burschieren, kelberieren (sich benehmen wie ein Bube, Bursche oder Kalb), elevieren (erheben, auch bei Wickram), erlustrieren, künstelieren, portieren, migrieren, remembrieren, schlaftrinkelieren, wachspossieren, welschparlieren, daneben „formierung, anatomierig", ein Mißbrauch, der im 17. Jahrhundert noch weiter um sich griff. Nach Fremdwörtern wie „Majestät" bildet Fischart viele neue, meist nur scherzhaft aufzufassende Wörter: „sklavitet, cornutitet" und „quadricornitet" (Jesuiterhütlein), „nasitet" (auf Joh. Nas), „kutitet, messitet, platitet" und „weihwadlitet" (auf die römische Geistlichkeit), „grobeseltet" (Grauesel), „preimaulitet, stomachitet und magerei, wurstichitet". Auch die seit dem Mittelalter in Deutschland übliche romanische Ableitungssilbe ei (ie) wird im 16. Jahrhundert immer beliebter und von Fischart für neue Abstrakta gerne verwendet: „förschelei, geucherei", am häufigsten im Jesuiterhütlein: „teuscherei, pfrundendieberei, schälkerei" usw.; auch verwendet er deutsche und fremde Bestandteile zu merkwürdigen Zwitterbildungen: „bronnencaballisch, erzarchibuben, hasenasinorig, horniger" (für „corniger"), landsmannus, portnerknecht (Pförtner), gepropotzet, semperfreyheit, vbertragicisch, vnconscientzmartrig usw.

Diese Formen gehen schon über in makkaronische Mischbildungen, so benannt nach zwei mit Macaronea betitelten Dichtungen, deren Verse aus italienischen Wörtern mit lateinischen Endungen bestehen. Die jüngere davon, das unter dem Decknamen Merlino Coccajo 1517 erschienene Epos von dem Benediktiner Teofilo Folengo, kannte Fischart und erwähnte diese „Nuttelverse" in der Geschichtklitterung. Angeregt dadurch, verwendete er ja schon im Dominici Leben und in mehreren scherzhaften Hexametern in der Geschichtklitterung, besonders im 24. Kapitel, Wörter mit deutschen Stämmen und lateinischen Endungen. Makkaronische Formen finden sich schon in den Epistolae obscurorum virorum, die auch Fischart für Titel mit solchen Mischbildungen verwendet hat. Gelegentlich erscheinen auch bei Murner, besonders in seinem Ketzerkalender, in Fastnachtsspielen von Hans Sachs, in Georg Forsters „Teutschen Liedern" (1539—1556), in Schmähdichtungen und Schwanksammlungen jener Zeit einzelne makkaronische Verse. Eine aus lauter makkaronischen Versen bestehende Dichtung erschien in Deutschland erst 1593, die wahrscheinlich von Wichgrave verfaßte Floia. Fischart bringt auch in Redewendungen manchmal makkaronische Wörter an: „sackum super nackum tragen; caseus vnd Schunkus; den lapidem spitallauficum, dem lapide plossauffico" und in Erweiterungen studentischer Ausdrücke für das nächtliche Treiben auf der Straße: „nach dem Nachtessen gingen sie herumb gassatum, hipenspilatum, mummatum, dummatum, fenstratum, raupenjagatum".

Bei vielen Fremdwörtern geht Fischart auch so vor, daß er diesen seine Verdeutschungen äußerlich angleicht, so daß durch ein gelungenes Wortspiel, abgesehen von boshaften Ein- und Ausfällen, doch eine ganz entsprechende Wiedergabe zustande kommt. So macht er aus „Hippodrom: Hüpfetherumb", aus „Republik: Reichspöblicheyt und Retpöblicheyt, Provision: Protfrission, Fundament: Unten am End, Antiquität: Altwibitet, altdickitätisch, Melancholie: Maulhenkolie, Voluptas: Wollustas, Luxuria: Lusthuria, Podagram: Pfotengram oder Pfotenkrampf, gravitätisch: grobitetisch" und in launigen Umdeutungen, die zugleich eine Beschimpfung ausdrücken, aus „katholisch: katzenwollisch,

Astrologie: Astrolugei und Lastrolugium, pharisäisch: farrenseychisch, Rektor: Rechtor, Advokaten: Schadvokaten, Planeten: Plagnöten, Philosophus: Vielochenfuß, Aspekt: Naschspeckt, Kyrie eleison: Kirche erlöse uns, Finis: Win uß.

Diesen Verdeutschungen schließen sich noch die Wortspiele an, die meist darin bestehen, daß Fischart einem Worte durch eine kleine oder größere Veränderung aus satirischer Absicht einen andern Sinn beilegt. So schon z. B. im Nacht Rab:

> Der sollt mir ein Seelhirten geben,
> Ja ein Sewhirten merck es eben.

Auch stellt er „Hausfrauen" zu „Ausfrauen", „geistlich" zu „geizlich", „andächtig" zu „schanddächtig", „Reichstäg vnd Feyertäge" zu „Armtäg vnd Thewertäge", „Weisheit" zu „Schmeißheit", „Klugheit" zu „Lugheit", „Schaltjahr" zu „Schalkjahr", „des Königs seemacht" zu „des pabst seelmacht" in Gegensatz. Er nennt eine „Vorred zum theil Wahrred"; komisch übertreibend ruft er aus „vierschrötig ja siebenschrötig". Auch hierbei gibt es Überfülle und Aufhäufung z. B. „sintemalen Poeten von Potus, Potae, il boit vnd Pott kommt ... O jhr Potulente Poeten potirt der pott vnd bütten, vnnd potionirt euch potantlich mit potitioniren, compotiren vnd expotiren, denn potiren vnd appotiren kompt von petiren vnd appetiren, vnd pringt potate poesei, diweil potantes sind potentes. Vnd Potentaten sind Potantes" und die Pariser nennt er „Barrenscheisser vnnd Pfarrenreißer, ... darumb heißen sie Bärenreisser, sind freche Parides, die inn den Toden Achillem stechen ... vnd ihm den Bart ausreißen, daher sie heisen vom Bart reissen". Solche spielerischen Ausführungen berühren sich schon mit den Etymologien, die Fischart gerne seinen Dichtungen einflicht und bei denen es auch schwer ist, die Grenze zu ziehen zwischen ernster Überzeugung und bewußt scherzender Willkür. Natürlich hat Fischart auch dort, wo Rabelais ihm Wortspiele normaler Art darbietet, so im zwölften Kapitel der Geschichtklitterung, sich bemüht, diese mit mehr oder weniger Glück nachzubilden.

Zu den Wortspielen gehören auch die Spiele mit Orts- und Personennamen: Helvetierland zu Heldväterland, Mühlhausen zu Mildhauesen, Ariovist zu Ehrenfest. Welche tollen Namens-

verdrehungen müssen sich die königlichen Helden der Geschicht-klitterung gefallen lassen! Satirische Absicht macht Murner zu Murnarr, Ignaz Loyola zu Feuerart Lugevoll, Cyclop zu Säu-klops, bei einem Verfasser von Praktiken Lichtenbergisch zu Licht-verbergisch, Aspasia zu Arsbasia, Brunhilde zu Brennhilde, Kriemhilde zu Grimmhilde, Nimrot zu Nimbrot oder Nimmer-rath, Rabeläsisch zu rabelistig. Es setzen sich auch solche Namen-spiele zu großeren Reihen zusammen. Katharina von Medici wird besungen:

Darum ich wol die, so ich main,
Will nennen gleich Katterein,
Dieweil sie laßt alle Kater ein
Und ist weder von Katern rain,
Noch auch auf Welsch vil Katzenrain.

Die Namen der Reformatoren werden in einem Einschub zum Bienkorf auch spaßig genug erläutert: „Luther nennen sie zu ihrem bösen danz lautenschläger; Melanchthon hat den Katholiken aus mehl, anken und ton einen unverdaulichen brei gekocht. Die Kölner haben dem Bucer schier das Blut aus der Nase gebutzt. Zwingli hat sie in den nothstall der heiligen schrifft wollen zwingen. Calvin hat ihnen den Wein zu kalt eingeschenkt. Für Bezam beten sie alle Tage, wenn sie sagen: erlöse vns vom bösem“. Auch die Versteckspiele mit seinem Namen und Beinamen gehören zu dieser Gruppe.

„Was ist pöbelhafter als Wortspiele,“ ruft Lessing ärgerlich aus. Dieses Stilmittel eignet sich ja auch nur für scherzhafte und satirische Dichtungen. Fischart aber war so geschmacklos, es auch in ernsten und erbaulichen Schriften anzubringen.

Durch seinen Wortreichtum, besonders durch die Fülle über-raschender und kühner Wortschöpfungen, übertrifft Fischart alle Dichter des 16. Jahrhunderts. Er ist auch allein fast ganz unabhängig von Luthers Wortschatz. Selbstherrlich und ver-schwenderisch beutet er den überquellenden Reichtum der deutschen Sprache seiner Zeit aus. Er freut sich über jede „Wortstempelei“ und über Worte, „die von Getön und Hall auszusprechen eine Lust geben“. Beeinträchtigt wird freilich der Wert seiner Wort-schöpfungen dadurch, daß fast alle seine Neubildungen keine Nach-

wirkung erzielt haben und daß viele davon nur als mehr oder minder gelungene Scherze aufgefaßt werden müssen. Im Gegensatz zu Luther und noch mehr zu Goethe, die den deutschen Wortschatz dauernd und wie aus einem Füllhorn bereichert haben, erscheinen weitaus die meisten von Fischarts Neubildungen einzig und allein nur bei ihm. Viele davon sind auch wirklich nur für den Augenblick berechnet, durch einen launigen Einfall, durch eine bestimmte Lage hervorgerufen und könnten aus dem Zusammenhange gelöst nicht verwendet, ja auch nicht verstanden werden. Nur für den jungen Gargantua gilt es z. B., daß er der Sage nach „erohret", d. h. durchs Ohr geboren wurde. Nur für den Gegner Nas gelten Bildungen wie „benasen, Näsling". Nur im Lob der Laute, wo von der Musik die Rede ist, versteht man die Neuschöpfung „Lusigk" für Lust, nur im Gedicht auf den fränkischen Kriegsmann ist die Bildung „Frankbarkeit" am Platze. Nur im Gegensatz zu „gewaltsam" bildet Fischart das Wort „sanftsam", zu „Wassermann": „Weinmann". Andere Neubildungen sind lediglich willkürliche Verdrehungen und Verrenkungen, die sich über alle Sprachgesetze hinausschwingen, oder lautmalende Klangspiele. Von bloßen Anklängen läßt sich Fischart verleiten, die Wörter zu zerren und zu kneten, als wären sie aus Wachs, so die Ansprache an die Leser in der Geschichtklitterung: „orenfeste, orenfeißte, allerbefeißtete, ährenhaffte vnd hafftären, orenhasen vnd hasenoren oder hasenasinorige". Des Reimes wegen bildet er zu „Sammet": „Schamet" für „Scham". Nicht ernstzunehmen sind auch Ausdrücke wie „ertrumzumpumpelen" für rataconniculer oder der „marbmorbmurbmarsmorsmortmartrige Catilinisch verloren hauffen" oder die Synonyma für callafatée et chargée: „vergurbet, begordet, geschnalzelt, vmbdostet, verstrupfet, bepfomffet" usw.

Aber davon abgesehen bleibt Fischarts Erfindungsgabe, Witz und Geschick in der Wortbildung wahrhaft erstaunlich. Wie Rabelais hat sich Fischart einen reichen Vorrat von bisher noch nicht gehörten Wörtern geschaffen, aber nicht wie jener meist nur aus griechischen und lateinischen, sondern zum größten Teil aus deutschen Stamm- und Bildungssilben. Die meisten Wortschöpfungen finden sich auch bei ihm natürlich unter den Zu-

sammensetzungen. Neben den eigentlichen Kompositen: „Ackerland, Tachtropfen, Wassersäufer, Zahnprecher“ verwendet er auch uneigentliche: „Baurenflegel, Kardinalshut, Eselshaut, Weibergelüst“. Das im 16. Jahrhundert im allgemeinen noch seltene unorganische s nach weiblichen Bestimmungswörtern findet sich bei ihm oft: „Geburtsregister, Heuratsächter, Kleidungsweis“. In seltsamen, umfänglichen, gelungenen und überraschenden Neubildungen geht er aber weit über den sonstigen Gebrauch hinaus: „Newzeitungbrütler, -dichter, -krämer, Meisterhemmerleinsspiel, Stupfkunkelstubnerin, Zunftvermehrungjrrten“; auch einfachere Zusammensetzungen sind sonst nicht belegt: „Freigemärck, Flickflecken, Gsangdicht, Kappenpriester (Mönche), Leichtwat, Liebstrickerin (Venus), Luftschwebinger, Monatspluſt (menstruatio), Mörkrümme (Meeresbucht), Pfalzverseher, Widerburst, Zweiffelklügling“. Packende, meist ironisierende neue Bezeichnungen gewinnt Fischart durch Zusammensetzung gewöhnlicher Ausdrücke, so „Kuhärztin“ für Hebamme, „Stuhltier“ für Papst, „Lachjungherr“ für den Frosch in der Lache. Zu „-burst“ (Gesellschaft) bildet er „Klosterburst, Rottburst, Venusbürstlin, Bulerbürstlin“.

Überaus reichhaltig ist die Wortschöpfung bei zusammengesetzten Eigenschaftswörtern, zunächst Eigenschaftswort mit Eigenschaftswort: „frikühn, langbrecht“, häufiger Hauptwort mit Eigenschaftswort: „apothekergleich, christoffelgemäß, fundschwanger (erfinderisch), gespänstmager, kitzelfro, lilgenblank, mistwälck, ohrenzart, schlaffüß, wollgelind“ und besonders häufig Verbindungen mit Eigenschaftswörtern, die bereits durch Bildungs- oder Vorsilben erweitert oder auch selbst schon Zusammensetzungen sind: „banckprüchig, beredheytgierig, dintenklitterig, gallbitterzornig, heimsteuerrühmig, lasterhässig, leichtschützig, nachtfärtig (bei Nachtwandlern), schelmenbeinruckig, wendunmuthig, zungenzwitzerig, bundgreulich, galgenreulich, geheimnusreichlich, gemälartlich, heuschrecklich, naturkindlich, notbeweglich, schlafkemmerlich, landhaimisch, rockenstubnarrisch, landruchtbar (landeskundig), handtrucktsam, honiggurgelsam, rosenblühsam, stillfridsam, weishaitlehrsam“. Aus solchen Eigenschaftswörtern mit Hinzufügung von „-keit“ bildet Fischart gern neue abstrakte Hauptwörter: „Altsamkeit (vetustas), Gutfreundlichkeit (humanitas), Gleichwäsenligkeyt, Letz-

mutigkeit (schlechte Laune), Grabeseligkeit (vom grauen Esel), Immerwirigkeit, Mastleidigkeit (obesitas), Muthafftigkeit, Vollustparkeit (Wollust), Weltgescheidigkeit".

Fischart bildet auch Eigenschaftswörter mit dem Mittelwort der Gegenwart: „böckstinckend, laubplattrauschend, rauschdanzend, zänstumpfend", und weit häufiger mit dem Mittelwort der Vergangenheit: „fridgeflissen, fruchtgespickt, geistverfürt, liebgebannt, schulsackbehenckt, silberbeschlagen, traumgebildet, tatenbeschrait (berühmt), grabtiefgesenkt"; Wortbildungen, die im 16. Jahrhundert neben Fischart fast gar nicht üblich sind, erst später, namentlich bei den Klassikern, bräuchlich und besonders von Goethe gern angewendet wurden.

In Fischarts Wortschöpfung nehmen auch die Namenbildungen einen großen Raum ein. Meist bestehen sie aus Befehlsformen, die in der älteren deutschen Namengebung überhaupt sehr üblich sind; so in der Geschichtklitterung: „Hebdenmann, Jagdenteuffel, Klemdenhund, Becherlehrauß, Reckdendegen, Zihdenbart, Schlaginhaufen", das Dorf „Beiteinweil", die Türme „Luginsland, Schreckdengast, Schreckdenfeind", im Catalogus „Hawinteuffel, Haschdenträgen". Sprechende Benennungen gewinnt er auch durch scherzhafte Adelsprädikate, wenn er das Podagra „Fräulein Adelheid von Fußach" und deren Dienerinnen „Misoponia Arbeitscheu von Faulgänglingen" und „Philypnia Schlafhulda vom Federhaufen", in der Geschichtklitterung die Ritter „Nickel von Degenrauschenburg, Hindennach von Bensheim, Fähnlin, Freiherr von Schnaderentingen, Herr zu Schüppeneck, Hauptmann von Niergentan, Jungherr Goschenberger von Waffeleck" benennt. Eine lange Liste von Ortschaften, deren Namen er durch kleine Änderungen mit Essen und Trinken zusammenbringt, stellt er in der Geschichtklitterung zusammen: „Eßfeld, Sibenwürst, Böhmisch Brot, Schleckstadt, Weinfelden, Kandstadt" usw., und die seltsamsten Ortsnamen stehen auf seinen Titelblättern: „Badborn, Narrweiden, Nienenreich, Nirgendheym, Nienendorf, Murbaden".

Eine Reihe von Eigenheiten seines Stils nötigten ihn geradezu zur Fruchtbarkeit in der Wortschaffung. Einmal sein Bestreben, dem besonderen Gegenstand einzelner Schriften auch

besondere, nur für diesen Zweck bestimmte Bezeichnungen zu erfinden. Dazu gehören die Flohnamen: „Hackinsbäcklin, Pfetzsielind, Schleichinsthal, Zopfsiekeck", die scherzhaften Namen für das Podagra: „Glidgötin, Glidherrscherin, Glidkaiserin, Gliderkrämpfige Fußkützlerin, Glidmarterin" u. a., sowie für die Podagrischen: „capaunenfüßige Wetterhanen, arzneitrotzigs Podagrammsgeschlecht, füßgrammige Kruckenstupfer, Stäbelherren, Pfotenkrampfsgedultige" usw., ferner im Ehezuchtbüchlein die vielen neuen Bezeichnungen für Eheleute und damit verbundene Begriffe: „Eheverwandte, Ehegesipte, Ehverpflichte, Eheverhaffte, ehgebürlich, ehmäßig" und im Jesuiterhütlein die zahlreichen Spottnamen auf diese Kopfbedeckung und diesen Orden.

Vor allem aber wird Fischart zu den kühnsten Wortschöpfungen genötigt durch seine Sucht nach Anhäufungen von Synonymen. Es ist noch sehr maßvoll, wenn er statt eines Begriffes der Vorlage zwei oder drei gleichwertige Bezeichnungen verwendet, z. B. für la foy „Glauben und Treu", für dissensiones „vnwilligkeiten, zänklin vnd widersinnische weisen". Diese mehrgliedrigen Formeln finden sich auf jeder Seite seiner Schriften, auch in selbständigen Abschnitten: „erbawung vnd besserung, schutz oder schimpff, erquickung, labung vnd linderung" usw. Zuweilen spaltet er hintereinander mehrere Ausdrücke der Vorlage: für natura, ratio et adsuefactio: „die Anartung oder Natur, die vernünftlichkeyt oder der verstand, der stäte gebrauch oder die angewänung", oder er reiht einen ganzen Abschnitt hindurch mehrere solcher Formeln aneinander: „Welche er, das seine zu verwalten vnd zu gebrauchen, zu einem Tisch vnd Bettgeheimesten hat erwölet, ja gleichsam in ebenwürdigen Thron für ein Haußkönigin auffnimmet vnd neben jhm einsetzet. Welche freykürliche, ehrenbilliche vnd Haußsteurliche gemeynschafft, so sie ins werck gerichtet, alsbald vor Gott vnnd der Welt als ein notwendige Lebensfrist vnnd Menschlichem geschlecht vnvermeydliche auffenthaltung wird gerechenet und gestattet. Auch solcher contract, verlob, Handschlag und verbündnüs, von der ewigen trewleistung, die sie einander in krafft natürlicher zuneygung, zugelassener Beilag und Ehkoppel, nottringliches beistands und freiwilliger zusag schuldig, ein rechtmeßige Eh, die Contrahenten

und verlobte aber Ewige Ehleut, und eins leibs genosse geachtet, bestimmet und gepreiset."

Derartige zwei- und mehrgliedrige Formeln sowie die Anhäufung von gleichbedeutenden Wörtern finden sich ja auch bei anderen Schriftstellern jener Zeit schon vor Fischart, so bei Luther, Hutten und Boner, aber nirgends in solchem Übermaß wie bei ihm, auch in Reimdichtungen und besonders in der Geschichtklitterung, wo für eine kurze Reihe, ja für ein bloßes Wort der Vorlage ganze Scharen sinnverwandter Ausdrücke aufmarschieren. Gleich zu Beginn der ersten Vorrede werden die Leser mit beinahe hundert der derbsten Kosenamen angefahren. Endlos sind die Bezeichnungen für die Speisen und Getränke Grandgousiers, für die verschiedenartigen Trinkgefäße seiner Zechgenossen, für die Gewerbe, welche Ponokrates seinem Zögling Gargantua erklärt. Endlos ist in der erweiterten Praktik die seltsame Gefolgschaft der einzelnen Planeten, endlos die im Bienenkorb, im Medusenkopf aufgezählten Mißbräuche und Zeremonien der katholischen Kirche. Er verfällt auf die fernstliegenden Dinge, um den schlichten Begriff Anhang möglichst verschiedenartig zu umschreiben: „Schulerisch Appendix, Historisch Supplement, Musicisch Cadentz, der Artzet Misch vnd fiat, Dialecktisch Ergo, Retorisch Quamobrem, Notarisch inn kraft diß Brieffs, der Prieffschreiber hiemit Gott befohlen, das Osterlich Allerleiluia, das theologisch in ewigkeyt Amen: ja für der Schneider knopff, der Spinnerin schlüpff, der Pretspiler Lurtsch, des Schachtisch Matt, des Säuferisch Nägleinklopffen, der Kaufleut Summa summarum."

Aber nicht nur von Synonymen und Umschreibungen gibt Fischart so lange Aufzählungen, sondern auch von Beispielen, Zitaten, Geschichten, Schwänken (in breiter Ausführung oder in kurzen Anspielungen), von Sprichwörtern und Liedern, so die lange Reihe von Buhl-, Schlemmer- und Trinkliedern sowie die Massen von geschichtlichen Beispielen für Frauentreue und tyrannische Grausamkeit in der Geschichtklitterung, die 30 deutschen Redensarten für τὸ γνῶθι σεαυτὸν im Trostbüchlein.

Mit ausgewählten bedeutsamen Zitaten und Sprichwörtern am richtigen Platze kann ja die Darstellung belebt werden. So ist es sicher passend, daß Fischart über seine Vor-

lage hinaus im Eulenspiegel Reimensweis die meisten Kapitel mit je einem Sprichwort eröffnet, welches die Moral der betreffenden Historie andeuten soll und häufig geschickt dem besonderen Gewerbe entnommen ist, das Eulenspiegel hier ausübt. Sonst aber verwendet er Sprichwörter in geschmackloser Häufung, oft an Stellen, wo sie überflüssig erscheinen, ja störend wirken. Fremde Aussprüche führt er häufig ungenau an oder spinnt sie wie auch Sprichwörter spielerisch weiter. Auch Zitate bringt er im Übermaß an, um mit seiner Belesenheit in gelehrten und volkstümlichen Schriften zu prunken. Den übergroßen Reichtum an Sprichwörtern verdankt er gewiß zum großen Teil dem Volksmund, aber auch gedruckten Sammlungen, besonders der Egenolffs. Das Mittelstück des Ehezuchtbüchleins besteht lediglich aus Sprichwörtern, Zitaten und Beispielen. In der Praktik und in der Geschichtklitterung schüttet er wiederholt ganze Körbe von Sprichwörtern auf einmal aus. Mit bestimmten Wendungen pflegt er die Anführung von Sprichwörtern einzuleiten: „wie man gemeynlich spricht; wie man sprichwortweis sagt; man pflegt in gemeinem Sprichwart zu sagen. So weist den Spruch doch, der umgaht. Daß wol das Sprichwort wahr erschein. Drauf fül mir ein das Sprichwort wol."

Fischart war sich dessen bewußt, daß er mit derartigen Platzregen seine Leser förmlich betäubte, und er machte sich selbst über seinen Wortschwall oft lustig. Die endlosen ironischen Listen in der erweiterten Praktik bricht er ab mit den Worten: „Alsdann (daß mir der Athem nicht vergehe)" und kurz danach: „Und daß ich die Abbrech brauch, der Butzen wird mir schier zu lang." Die rätselhafte Grabinschrift zeigt: „vertipfelte, verzwickte, geradprechte, verzogene, zeichenträgliche, zifferreterische (rätselhafte), abgeprochene, außgehauene, abgefallene, versunckene, vnsichtbare, geschundene (vnd daß ich wider Athem hol) geschendte, geplente buchstaben und wörter." Nach einer Aufzählung von mehr als dreißig Bezeichnungen für das Tanzen ruft er aus: „ich schnauff schier". An einer anderen Stelle, wo er die Leser mit geschichtlichen Beispielen überschüttet, meint er: „ich bin gar der Memori übers Faß kommen", oder wo es sich um Buhlerinnen handelt: „es nimpt mich selber wunder, wie ich den Hurendantz weiß

also zu erzehlen". Ähnlich sind Bemerkungen wie: „Sonder damit ich einmal abtruck"; „was bemüh ich mich und andere lang?"

„Von allen Seiten strömt es auf uns ein. Ein wahrer Wirbelwind von Wörtern ist entfesselt." Er selbst muß „in seinen ungeheuren wasserfallartigen Wortgesprudel innehalten und einmal verschnaufen, um dann mit frischen Kräften weiterzuhasten." „Nach Gleichklängen tönen ihm die Vorstellungen fort in unzähligen Übergängen vom ersten Wort zu stets erneuten Fortbildungen."

Dieser Überfülle des Ausdrucks entspricht die maßlose Übertreibung in den Schilderungen und in den Angriffen auf die Gegner. Seine Quellen boten ihm hierzu fruchtbare Anregung; er übertrumpfte sie aber jederzeit weit, und namentlich in der Geschichtklitterung ist diese Manier auf die Spitze getrieben. Aber auch dort, wo die satirische Tendenz fehlt oder mehr weniger verdeckt ist, übertreibt Fischart lediglich aus Gewohnheit und aus innerem Behagen am Tollen und Ungeheuerlichen, trägt in den Schilderungen die stärksten Farben auf, damit nur alles und jedes möglichst kolossal, seltsam und unglaublich ausfalle. Die Größenverhältnisse der königlichen Riesen sind bei Fischart noch weit unfaßbarer als bei Rabelais. Die grenzenlose Vergnügungssucht, der riesenmäßige Appetit und Durst Grandgousiers, die unerhörte Ausdauer und Leistungsfähigkeit seiner Zechgenossen, die erd- und himmelstürmende Phantasie und Kriegslust der prahlerischen Kriegsräte Pikrochals werden in besonderen Abschnitten geschildert, deren unförmlicher Umfang der Maßlosigkeit der berichteten Tatsachen entspricht. Aber auch in kürzeren Vergleichen, in kleinen scherzhaften Zusätzen Fischarts finden sich Hyperbeln in Fülle. Grandgousier zerknirscht die Käse mit seinem „Zänhammern und Mülsteinen, daß es lautet, als wann ein Galgen voll gestiffelter Bauern bei Nacht durch das Kot ins Dorf stampfften" ... oder die Späher des Gargantua „sahen Luchssenmäßig durch Neuen Zäun wie ein Reyger, rochen ein frischen Treck hinder vier Mauren wie ein Aecker Saw". „Flucht unterwegen dem Teuffel ein Bein auß dem Arß vnd das lincke Horn vom Kopff, er wolt ihnen auff die Kirchweih kommen." In reicher Üppigkeit erblüht die Heimat des Fräuleins Podagra,

wie Fischart sie uns vorgaukelt: „inn ihres Herrn Vaters Bachi cornucopischem fruchtparem Vaterland zu Nysa im Reich Arabien, da der Pfeffer wächßt, da alles vollauff ist, guter luft, alle frücht vollkommen von weintrauben, Mandeln, Kütten, Granatäpfeln, specerei, zucker, gold, edelgestein, getraid vnd flaisch vnd verschnittenen hämmeln, so faißt, das sie kaum gehn können, da ihrer schwänz ainer 24 pfund wiget, voll Paradisischer lustgärten vnd welch fürnämlich zu unsers Fräuleins leibs vnd Nasenlust wol bekame, voll köstlichsten Balsam, wolriechenden palmen, Mirren, Weirauch und Zimmetrinden."

In seiner konfessionellen Polemik schreckt er auch nicht vor ärgster Schmähsucht und gehässiger Verdrehung der Tatsachen zur Verhöhnung der katholischen Kirche und zur Vernichtung seiner persönlichen Gegner zurück. Aber auch in ganz anders gearteten Dichtungen kommen Übertreibungen vor, wenn er z. B. in seinem Eingang zum Peter von Stauffenberg diesem Ritter zahlreiche übermenschliche Fertigkeiten, Vorzüge und Tugenden andichtet oder betrübt über den allmählichen Verfall des Reiches in bitterem Hohn der abgebildeten Germania für den „Königsstab" ein „Höltzin Roß" und für den „Weltapfel" einen „Ball" in die Hand geben und für den „Adler Kühn" als Wappentier eine „bunte Atzel" reichen möchte.

Die Übertreibungen und Maßlosigkeiten äußern sich auch nach der Richtung des Grobianismus hin. Den Eulenspiegel sowie die Helden der Geschichtklitterung hat Fischart zu echten Grobianern, zu wüsten Schlemmern und Zechern ausgestaltet, die auch in allen übrigen Äußerungen der Körperlichkeit völlig rücksichtslos auftreten. Auf diesem Gebiet kennt Fischart keine Grenzen des Geschmacks und des Anstandes. Er scheut nicht die unflätigsten und abstoßendsten Einzelschilderungen der unappetitlichsten Vorgänge. Die grobianische Kindheit des jungen Gargantua, die Erzählungen und Tischreden des zynischen Mönches Jan von Sewiler boten ihm willkommene Gelegenheit dazu dar. Er hat aber auch die oft ganz kurzen Anspielungen unanständiger Vorfälle des Volksbuches vom Eulenspiegel zu ermüdenden, widerlichen Schilderungen verbreitert. Die Einweihung, die dem Jesuiterhütlein durch Luzifer zu teil wird, ist Gipfel-

kunst im Derb=Grotesken. Die Ausdrücke, die er anwendet für den Unterleib und dessen verschiedene Funktionen, für den Nasensaft, das Rülpsen usw. geben eine lange Liste voll seltsamer und anstößiger Neubildungen. Nur ein ganz geringes Beispiel hieraus sind die Beiwörter für das Kinderkleidchen Gargantuas: „treckgespickt, gehertet, pruntzgebeitzt, ärmelerleuchtet, katgebordet, mistpretextirt, mit Baurenpurpur umporphorirt." Aber auch den harmlosesten Dingen wird durch einen Witz oder ein Wortspiel ein übelriechender Beigeschmack verliehen: „darnach ließ er wider blasen à la Retreck, zum Profey" (Abort).

Der Überschwang in Fischarts Gefühlsleben verführt ihn eben zu solchen Übertreibungen nicht nur in der Darstellung, sondern auch in einzelnen Ausdrücken. Seine zahllosen Kraftwörter, von denen besonders die Geschichtklitterung, die erweiterte Praktik und das Jesuiterhütlein wimmeln, ergäben im ganzen ein sauberes Wörterbuch. Auch hierin entschuldigt er sich einmal im „Kehrab", die Lauge müsse sein wie der Kopf.

> Ich muß die Mistflig Mistflig nennen,
> Damit man lehr ihr art erkennen.
> Ich muß aim solchen Grobiau
> Die sach grob geben zuverstahn.

Hingegen ist Fischart im Erotischen und im Unzüchtigen, mit den Verfassern der damaligen Schwanksammlungen verglichen, sehr zurückhaltend. Natürlich, wo es die Quelle oder die ganze Sachlage erfordert, verhüllt und verschweigt er nichts und sagt alles mit den richtigen Wörtern gerade heraus. Doch niemals malt er lüsterne Szenen aus, niemals bringt er Zoten vor. Freilich Euphemismen, mildernde und beschönigende Ausdrücke und Wendungen kennt weder er noch sein Zeitalter.

Weitere, mehr äußerliche Erscheinungen vermehren bei Fischarts Stil den Eindruck des Bunten, Krausen und Grotesken. Zunächst seine Lust am Gleichklang, am Reim, auch in der Prosa; die Verwendung von Reimsprüchen und gereimten Zwillingsformeln, wie „Handel und Wandel; leben und weben; steht und geht; außer Rand und Band; viel leut, viel beut," die Luther, Nas und andere volkstümliche Schriftsteller auch gern gebrauchen, die ja an richtiger Stelle, maßvoll angebracht, den Stil beleben.

Zu den alten formelhaften Wendungen schafft Fischart neue, wie „aufgemutzt und gebutzt; sauset und hauset; Spiel und Gewül, streiffen und schweiffen, gefräß und gethös; erkannt, benannt und gesandt; wann ich nicht lauff, schnauff, rauff, sauff;“ auch mit Doppelreim: „der Welt Habdanck und Grabdanck“. Aber er begnügt sich nicht damit, sondern bringt Reimprosa sehr oft bis zum Überdruß reichlich an, in langem Aneinanderreihen von übernommenen gereimten oder von ihm noch erweiterten Sprüchen, in selbständigen gereimten Redewendungen, eine Unart, die nur komisch oder burlesk wirken kann und ernsten Dichtungen geradezu widerstrebt. Ganz abgesehen davon, daß er in alle Prosaschriften größere und kleinere Stücke aus gereimten Vorlagen und eigene Reimsprüche einschiebt. Bereits die Vorrede zum Eulenspiegel Reimenweiß besteht halbe Seiten lang aus Reimprosa: „Ist es nicht angenemer ermant werden mit schertzen, dann mit schmertzen? Und schimpfflich, dann unglimpfflich und stümpfflich? Und mit süße, dann mit büssen? mit Wort als mit Mord? mit raten und reden, dann mit schaden, Rädern und tödten? Da ist kein herbe, da ist kein sterben. Da sind linde Mittel, die brauchen keinen Büttel.“ Solche Sätze klingen wie orientalische Makamen, sind also ganz undeutsch. Fischart hat auch diese widrige Mischform bei Rabelais kennen gelernt, doch sie zu unleidlicher Manier aufgeschwellt. Er übt sie aber auch dort aus, wo das Original keine Reimprosa hat. Es klingt nicht übel, wenn in einem satirischen Roman, wie in der Geschichtklitterung, die Kapitelüberschriften gereimt sind, was ja später von Grimmelshausen in seinem Simplizissimus nachgeahmt wurde; aber auch die meisten Kapitelschlüsse, zumal in den Fortsetzungen der zweiten Ausgabe, zeigen drei- und mehrfachen Reim, und die Darstellung wird durch das ganze Buch hindurch halbe Seiten lang durch Reimprosa verunziert, wobei noch Redensarten eingeflochten werden: „Aber wie gar ist kein freud ohn leid, es verliert eh einer etwas beim dantz. Reyhen und frewen pringt rewen, frewen am Morgen pringt zu abend sorgen, die helle Morgenröt pringt offt ein wüßt Abendröt. Und je höher, je gäher, je höher je mehr dem Fall näher, je höher dest schwindelt eim eher.“

Ein verwandtes Stilgebilde sind die Kreuzfiguren. Angeregt durch gelegentliche gekreuzte Wortstellungen bei Rabelais, z. B. mordoit en riant, rioit en mordant („biß vnd lachet, lachet vnd biß"), baut er in der Geschichtklitterung und in den späteren Prosaschriften eine Menge kühner Wortverschränkungen: „schellhörnig vnd hirnschöllig, beyspielige spigelweiß vnd spigelweißliches beyspiel; schriftartlichkeit vnd Artschrifftlichkeit; sein Custessiger Senf, sein Senfftiger Cust; die treuherzige Verschwiegenheit vnd verschwiegene Treuherzigkeit; eitel Cutherische Calvinisterei vnd Calvinisch Cutherwerk; ja die klugdunklen Dunkelklugen; Götzenketzer vnd Ketzergötzen" (für Ketters); auch in Reimdichtungen: „scheinheilig Teuffelthum und verteuffelt Scheinheiligthum; beständige Treuhertzigkeit und treuhertzige Beständigkeit; durch hailige pracht und höflichkait und durch hochprächtisch heiligkeit".

Alle diese Erscheinungen: die strotzende Überfülle des Ausdrucks, das Überwuchern von kühnen Wortbildungen und absonderlichen Wortspielen, der Grobianismus, Reimprosa und Kreuzfiguren kennzeichnen deutlich den Stil der grotesken Satire, was auch der Geistesrichtung von Fischarts bedeutendsten Dichtungen entspricht. Der italienischen Renaissance-Malerei am Ausgang des 15. Jahrhunderts, welche die Ornamente der unterirdischen Gebäude (grotte) des kaiserlichen Rom nachbildete, entstammt der Ausdruck grotesk, der auch eine satirische Dichtart bezeichnet, die aus den zu einer Überfülle gesteigerten Kulturverhältnissen der Renaissance in Italien und Frankreich erwuchs, den Charakter des Ungeheuren, Phantastischen, Abenteuerlichen ins Unmögliche übertrieb, den Gegensatz zwischen Widersinn und Vernunft aufweist, durch behagliche Heiterkeit gemilderte ästhetische Unlustgefühle erzeugt und durch eine kraftstrotzende, ungebunden derbe, gehetzte Darstellung zum Ausdruck kommt.

In Deutschland entwickelten sich bei den Satirikern seit den Tagen des Humanismus ähnliche Eigentümlichkeiten. Weit häufiger als Sebastian Brant schlägt schon Erasmus von Rotterdam mit Hyperbeln und Häufungen den grotesken Ton an. Die Briefe der Dunkelmänner zeigen die deutsch-lateinischen Wortmischungen, die scherzhaften Etymologien, die Zerrbilder bedeutender Männer, hingegen Luther und Murner das Grobianische dieses

Stiles. Deutlich vertreten aber ist er schon in den protestantischen Flugschriften des Reformationszeitalters, in den konfessionellen Kampf- und Spottschriften, in den dialogischen und allegorischen Satiren und schmähsüchtigen Bildergedichten wider Papsttum und Mönchstum. Den Höhepunkt des Grotesken bedeutet Rabelais' Gargantua. Bei Fischart zeigen sich Keime des grotesken Stils bereits in seinen polemischen Jugenddichtungen. Merkbarer wird dieser Stil, nachdem er Rabelais kennen gelernt hatte, in der Vorrede zum Eulenspiegel, in der Praktik, um in seinem Hauptwerk zu einer schwellenden überreifen Frucht auszuwachsen. Er begnügte sich nicht mit dem einfachen Ausdruck grotesk, sondern erweitert, verändert und verdeutscht ihn: „Grillenkrotteſtiſch, Grilliſch, Grubengrotteſckiſch, Krotteſchiſche Kluftgrille". Grotesk sind auch seine überlangen, durch Wortwitze und sonstige sprachliche Unarten verunzierten Titel, bei denen es „fast scheint, als ob er die Titel rotwälscher Bücher verspotten wollte", und worüber er selbst scherzt, daß sie den Leuten „wunderlich Krabatiſch in den Ohren lauten".

Daß er dauernd an diesem Stile (wenigstens für die satirischen Schriften) festzuhalten gedachte, beweisen die späteren Auflagen der Geschichtklitterung, die in den neuen Zusätzen gerade das grobianische und groteske Element ganz besonders verstärken. Viele der besprochenen Stileigentümlichkeiten sind ihm mit der Zeit so zur Gewohnheit und Natur geworden, daß er sie auch in ernsterbaulichen Dichtungen, in wissenschaftlichen Ausführungen, in würdevollen Reden usw. anwendet, wo sie naturgemäß nur einen störenden oder lächerlichen Eindruck machen müssen. So enthält z. B. Grandgousiers Brief an den Sohn die Kreuzfigur „von ruhigem weißheitgeschäfft vnd geschäftiger weißheitrhu"; ferner mehrere Schwänke und derbe Späße; die „Dämonomanie" neben vielen Kreuzfiguren auch atembeengende Häufungen von Synonymen: „die Erklärung der Vor- vnd Weissagungen, der vordeutungen vnd vormeldungen, der vorfühlungen vnd vorempfindungen, der voroffenbarungen vnd vorlesungen" (usw. durch mehrere Zeilen); im Gesangbüchlein in einer Stelle großer religiöser Erhebung das Reimgeklingel:

> Ich wais, es ist dein größter schrecken,
> Das mich die schrecken macht erkecken usw.

Zweifellos hat Fischart in seinen ausgesprochen satirischen Werken den grotesken Stil auf die Spitze getrieben und in der deutschen Literatur überhaupt den Gipfel dieser Stilart erreicht. Seine Vorgänger hat er weit übertrumpft, seine Nachfolger reichen lange nicht an ihn heran.

Doch ist Fischart nur Vertreter der grotesken Stilart, nicht der grotesken Satire, weil er ja diese in der Praktik wie in der Geschichtklitterung von den Vorlagen übernommen hatte. Außerdem schreibt er diesen Stil nicht überall. Die Haupteigenschaften seines Stils, die noch die groteske Schreibart der übrigen satirischen Schriftsteller übertrumpft, ist ja die Weitschweifigkeit, die sich fast in allen seinen Dichtungen unangenehm breit macht. Einzelne Andeutungen zerdehnt er zu langen Erörterungen; wo er eine Vorlage übersetzt und bearbeitet, erweitert er sie zu ermüdender Ausdehnung. Nicht nur einzelne Worte und Begriffe, auch Gedanken und Aussprüche verdoppelt, ja vervielfältigt er. Niemals kann er ein Ende finden, weder in Einzelheiten noch im ganzen. Seine Schriften sind im Vergleich zu Inhalt und Zweck gewöhnlich viel zu umfänglich geraten. Fischart sah diesen seinen Grundfehler selbst ein und tadelte ihn oft in Scherz und Ernst. Am Schluß des Eulenspiegel meint er, es geschehe seinem Pegasus ganz recht, daß er müde geworden sei.

> Dann niemandt kondt ihn halten nicht
> Am ersten, da wir fingen an,
> Vnd bracht vns zu forr auß der bahn,
> Daß wir zu weit sein außgeschritten.

Er ermahnt sich selbst zur Kürze oder zum Festhalten des Hauptthemas im Dominici Leben:

> „Aber ich muß es ziehen auff,
> Auff das mirs nicht zuweit hin lauff;
> Denn mich die kurtze Zeit thut treiben,
> Das ich muß etwas kurtzer schreiben."

Und im Nachtrab: „Wolan ich mach es schier zu lang" u. v. a.

Aber diese Selbstmahnungen befolgt er nicht. Fischart kann nichts verschweigen und unterdrücken. Jedes Beispiel, jeder Witz, alles, was ihm eben im Augenblick in die Feder fließt, muß in die Dichtung hinein, und wäre es an dieser Stelle noch so

störend und unpassend. In tollen Seitensprüngen, in langen Abschweifungen unterbricht er sich selbst in einem fort, so daß z. B. in der Geschichtklitterung der Faden der Erzählung, den Rabelais auch sichtbar festgehalten hat, nur mühsam in seinem ganzen Verlaufe zu verfolgen ist.

Freilich erscheint eine breite, schwülstige Prosa den meisten Schriftstellern gerade zu Fischarts Zeit als allein richtig, als Notwendigkeit, ja als Vorzug in dem Wahn, daß eine solche gespreizte Art mehr Gewicht verleihe, besonders grell im Gegensatz zu dem bündigen klaren und schönen Stil damaliger bedeutender französischer Prosaisten. Erschwerend kommt hinzu, daß Fischarts Darstellung streckenweise schwer oder gar nicht verständlich ist, namentlich wo er die Worte wie ein Taschenspieler wandelt sowie ungewöhnliche, verhüllende Redewendungen und geheimnisvolle Anspielungen anbringt. Solche Stellen ähneln der Schreibweise der Alchemisten, denen er die von ihm selbst häufig nicht eingehaltene Mahnung zuruft:

> Entweder schreib, daß man versteh
> Oder des Schreibens müßig geh.
> Willt schreiben, daß man nicht soll wissen,
> So laß das Papir wol unbeschissen.

Den Unarten von Fischarts Stil, die in späteren Auflagen noch vermehrt werden, stehen viele Vorzüge gegenüber, die allerdings durch Übertreibungen oft genug die ästhetische Wirkung wieder aufheben. Sein Stil ist kernig und farbensatt. Für matte und gewöhnliche Bezeichnungen und Wendungen setzt er kräftige und bildliche Ausdrücke und Redensarten. Zum Beispiel für primum locum sibi vindicent: „die Nächsten am Brett sind"; ingeniculent: „sich zu dem faulen Vorteil zu bucken"; raconta entierement: „zeigt dem König stiel und butzen an"; für pourtant, interpretez tous mes faicts et mes dicts en la perfectissime partie: „Hierumb, so wolt nun fortan alle meine reden, rhaten und thaten zu den aller vollkommenesten deiten und also auff eim hinckenden Pferd musterig reuten."

Seine Darstellung ist, was damals auch bei den meisten Schriftstellern und volksmäßigen Dichtern, besonders bei Luther, Sebastian Franck, Nas, den Volksbüchern vom Eulenspiegel und

Faust der Fall war, überall und auf jeder Seite durchsetzt von sprichwörtlichen Redewendungen, die er meist dem Volksmund abgelauscht, aber auch teilweise selbst geprägt hat. Einzelne Redensarten sind ihm besonders geläufig: „auß der Kühweide gehen; die Todten beißen nicht; sein Maul zur Tasche machen.“ Manche Redewendung ist nur eine derbe von weit hergeholte Zwischenbemerkung, die das Gesagte im Spaß bekräftigen sollte: „So solt ihr diß wissen, daß ich ihm offt bis zum Kühdreck auff das Tach nachgedacht habe ... So befind ich aber die Magd beim Knecht, daß die Astronomie jetzund in Rosen wie ein Hund in Flöhen sitzet, sich auch hochmütig über das Nest erhebt.“ Zuweilen ändert er bekannte Redensarten der gegebenen Lage entsprechend um, indem er z. B. für: „Lügen, daß die Balken brechen“ im Dominici Leben sagt: „Lügen, daß die Klöster brechen“. Oder er erfindet manches hübsche geflügelte Wort, indem er aus der erzählten Begebenheit selbst eine Redensart bildet, namentlich im Eulenspiegel.

Fischarts Darstellung ist auch reich an übernommenen, doch abgeänderten und besonders selbst erfundenen Sentenzen und Betrachtungen. Solche Denksprüche sind ein gewichtiges Kennzeichen eines idealisierenden Stils; darum verwendet er sie vornehmlich in erzählenden, erbaulichen und vaterländischen und mit besonderer Vorliebe in einführenden und Bildergedichten, die er gewöhnlich mit einem Wahrspruch eröffnet und mit einer Betrachtung, die den Einzelfall zu allgemeiner Bedeutsamkeit erhebt, gern beschließt. Wo er sentenzenartige Aussprüche aus Prosaschriften, übernimmt oder verdeutscht, da setzt er diese meist, manchmal verbreiternd, in Verse um: qu'au gouvernement, plus qu'en aucune autre chose, on connoit le naturel d'une personne.

Nichts offenbart ains Menschen art
So klar, als wan er gewaltig ward.

Que le naturel est caché au terroir.

In eins jeden Land und Erd,
Stellt sondere Art und geberd.
Ain Land artet die Leut,
Gleich wie das Roß die Waid.

Erst aus den von ihm selbst geprägten Denksprüchen, richtigen Gegenstücken zum Zitat, kann des Dichters eigene Erfahrung und Meinung erschlossen werden. Ist ein solcher „Gemerck-Reim" bedeutsam, einleuchtend, anwendbar, ist er knapp und glücklich geprägt, durch Reim, Stabreim geschmückt, durch sparsame Häufung, Wortwiederholung, Wortspiele und Steigerung, durch Parallelismus und Gegensätze verstärkt, so kann er sich leicht dem Gedächtnis einprägen. Auch an solchen Denksprüchen ist Fischart reich, doch sind sie gewöhnlich etwas breitspurig.

Aber gleich wie die Warheit bleibt,
Wie sehr man sie verfolgt und treibt,
Also werden auch die erhalten
Von Gott, die nach der Warheit walten.

Aber auch kürzere Sprüche: „Freiheitblum ist die schönste blüh".

Besser ist's, den Kleinen haben zum Freund,
Als den Großen machen zum Feind. —
Dann ein still hertz bald Weisheyt faßt,
Ein wildes sie verstoßt und haßt.

Im Glückhaften Schiff finden sich nacheinander schöne Sentenzen über den Wert der Arbeit.

Nichts ist also schwer und scharff,
Das nicht die arbeit underwarff ...
Die Arbeit hat die Berg durchgraben
Und das Thal in die höh erhaben,
Hats Land mit Stätten wonhaft gmacht
Und die Ström zwischen Damm gebracht.
Hat Schif gebaut, das Meer zu zwingen,
Daß es die Leut muß überbringen. —
Arbeit und fleis, das sind die flügel,
Sie füren über Strom und hügel!

Hier auch weitere Aussprüche auf den Ruhm, auf den Fleiß, auf den Gegensatz zwischen Freundschaft und Feindschaft:

Dan tröstlich soll man sein den Freunden
Und schrecklich zu der not den Feinden.

Auch mit Wortspiel:

Wo dise leutselige Kunst verschwindet,
Daselb all laidseligkait sich findet.

Sein Stil ist ungemein lebendig und überaus anschaulich; seine Darstellung erzeugt Spannung und Erregung. Das bewirken eine Reihe von subjektiven ästhetischen Wahrnehmungsformen, die den Vorstellungsinhalt wenig oder gar nicht erweitern, sondern hauptsächlich das Gefühl anregen.

Die Lebendigkeit wird schon erzeugt durch das temperamentvolle Hervortreten der Person des Verfassers. Nicht nur in den Vorreden, Prologen, einleitenden und Schlußgedichten, wo es ja selbstverständlich ist, sondern auch mitten in der Erzählung und Schilderung spricht Fischart immer wieder in eigener Person. Ganz abgesehen von den vielen eingeschobenen: „ich glaub, ich mein, ich denk", die schließlich oft bloße Redewendungen und Füllsel sind. Aber Fischart hat gewöhnlich zu seinem Gegenstand ein inneres Verhältnis, darum tritt er so warm dafür ein. Auch an seinen Helden nimmt Fischart den persönlichsten Anteil. Seinen Eulenspiegel z. B. spricht er mit zärtlichen Namen an: „Mein lieber Till, mein guter Eulenspiegel, mein alter Kunde." Er ermahnt oder belehrt ihn, rühmt oder tadelt dessen Taten, begründet oder entschuldigt dessen grobe Streiche und häufigen Berufswechsel, enthüllt dessen Gefühle und Absichten. Auch dem heil. Dominicus gibt er Ratschläge, treibt ihn an usw. „Nun weiter, mein Dominice, laß hören, wie es weiter geh." Er bittet ihn um Entschuldigung, wenn er „zu grob geschimpfft" habe. Ebenso in der Geschichtklitterung: „vnser Gurgelgroß, die lieb Grandgurgel, meinem lieben Grandhauchiher" u. a. Auch das Verhältnis zu den Lesern ist persönlich und ungezwungen. Gemütlich spricht er sie an: „Secht lieben Leut"; „Hört aber nun"; „so hört, wamit er sich ergetzt". Er macht sie besonders aufmerksam, wenn Wichtiges oder Spannendes vorgebracht werden soll. „Wie ich euch jetzt will zeigen an." „Aber hie hört die allergrößt Spitzfindigkeit." Und wiederholt am Schluß die Ansprache: „Secht, also habt ihr nu vernomm." „Secht, drumb hat der, so Berg und thal erschuff." „Alhie besecht ihr liebe Christen." „Unser Schifflein." Er richtet an die Leser Fragen: „dann ist das nicht ein grobe lügen?" oder fordert diese Fragen: „Nu aber möcht mich einer fragen." Am Beginn der Bildergedichte spricht er zuweilen

die abgebildete Persönlichkeit an oder die Zuschauer, denen er ein figurenreiches Bild in Reimpaaren erklärt. Er kann gegen die Leser auch sehr grob werden: „So hört ihr nun, ihr seit denn daub." „Nun, Silentium, das Maul zu oder." In den beiden Vorreden zur Geschichtklitterung überschüttet er die Leser mit den ärgsten Schimpfnamen. Vor Beginn der eigentlichen Dichtung ermahnt er sie derb zur Aufmerksamkeit: „Es butz die Nas, wers hören mag." „Jetzt das maul gewischt, so seit jhr zum Lesen gerüst." Besonders persönlich wird er seinen Gegnern gegenüber. Den Konvertiten Rabe und Nas, dem Papste, den Franziskanern, Jesuiten, den Spaniern rückt er unmittelbar und überaus derb an den Leib. Ironisch entschuldigt er sich bei Rabe: „Oder wie meinst, mein schöner kauz, Verzeih mir, daß ich dich so dautz", um ihm dann mit den peinlichsten Anfragen und den ärgsten Schmähungen und Anwürfen nahe zu treten. Welcher glühende Haß, welche unbegrenzte Schadenfreude spricht aus den Fragen und Ausrufen seines „Satyrischen Grußes an die Lieben Spanier":

„O recht, ihr geissen Rivianer,
Also gehörts für euch Maraner!
  O, allerdings nur nichts gespart
  Der Caniblisch Leutfressend art! ...
Werdt ihr also des Meeres Herren,
Das euch der Meersandt muß verschärren?
  Thut der gstalt ihr ein Land erlangen,
  Wenn man euch darein fürt gefangen? ..."

Antwortet er unmittelbar auf die Schrift eines Gegners, wie im Barfüßerstreit, im Kehrab des Schmachspruchs, im Gegenbadstüblein, so zahlt er ihm mit gleicher Münze heim und verwertet dessen eigene Beweggründe, Bilder, Methoden usw. mit überlegener Meisterschaft, bis er ihn völlig vernichtet hat. Den Gang der Handlung unterbricht er gern mit seinen Betrachtungen und Urteilen, Erklärungen, Hinweisen auf Vergangenes mit ironischen Zwischenbemerkungen: „Ich merck, warumb sie solches sagen. Nemlich, das man sol meinen frei ..." die häufig in Parenthesen gegeben werden. „Und (welchs zu hören wunderlich)."

Er legt den auftretenden Personen seine Redeweise, seine Witze, seine Meinungen in den Mund, ja spricht auch diese mehr oder weniger gemütlich an:

„Ey, das dich all der Jar Ritt schüt!
Du Sanct Francisce, schemst Dich nicht,
Das du solchs deinem Bruder thust?"

An solchen polemischen Stellen, sowie sonst in der Erregung und Leidenschaft wird Fischarts Stil ungemein bewegt durch die zahllosen kurzen rhetorischen Fragen und Ausrufe. Sie werden gern mit „was" eingeleitet. „Was großer Unwille!" „Was? ist der Ehestand nicht ein Orden?" oder mit „O fort," „Wohlan!" usw. Meist enthält der Satz Ausruf und Frage zugleich: „Secht, seind mir das nicht gute Bossen?" In der Hitze des Gefechtes, wenn sich Fischart für eine Überzeugung besonders erwärmt, geht es oft seitenlang so fort, z. B. im Nacht Rab:

Wo han Apostel so gelehrt?
Wo hans die Väter so erklärt?
Seind nit die ersten Bischoff all
Ganz fleißig gewesen in dem fall
Mit predigen, mahnen und lehren?
Was wolt ihr dann heut solchs verkehren?
O auß mit diesem plauderwerck.

Im Ehe- und dem Namenkapitel der Geschichtklitterung: „Deßgleichen wolt ein Jud darumb nit Moses heißen, weil wir die Böck also heißen? Wolt einer drumb nicht mehr der alt Paul und Peter sein, weil die Wettermacherischen Glocken zu Cölln also getauft seind? Wolt ein Königin drumb nicht Isabella heißen von wegen einer Jesabel?" Gleich vom Beginne durch mehrere Verse ziehen sich rhetorische Fragen und Ansprachen zugleich hin im Gedicht auf Deutschland, Fragen und Antworten im Prolog zum Stauffenberg, umfängliche Fragen im „Gruß an die Spanier".

Seine Leidenschaft macht sich Luft durch Schwüre, Beteuerungen und Empfindungslaute. Zu den damals üblichen Flüchen: „botz, Chrisam, botz tausend teuffel; aber die trüß; daß dich all der jarritt" (ein Jahr lang währendes Fieber) „schütt" treten noch mehrere eigenartige und seltsame hinzu: „botz leidiger Judentauff willen; botz verden Plut (sanguis verendus)

botz Longins spieß; bei dem gelbesten Kindesdreck." „He, he, daß ihm das Glockfeuer in Leib schlag; hei, daß ihnen der Teufel das hinder Theil gesegne!" Dazu kommt noch ein Heer, von Empfindungslauten, die gewöhnlich mit anderen Wortarten verbunden sind: „ach was; aha, ey gmach; ey ja; ha ha, da geht es vollen wol; hei, ja aus; hei wolan; hey gemach; hey nein; hey nit; hey wolauf; ha, ha, ho, das heißt narriert; ho ho, ho, ho, Gott helf mir; hoichta, ju ju, den gatter zu; holla, herbei; nun hotta Bläßle heium; hotta schimmele schelmele; aber höra, hieher; hui auf; hui annen" (anhin), auch als Eigenschaftswort verwendet: „also hui sind; juch; lerma lerma; pfui, pfei, pi aus; pfy; oha; oho; o nein; o weh; schoch wie heiß; tratz; trutz; zisch, zisch; da schrey aus hilffio, rettio, schelmio, dibio".

Ein Anschwellen der Gemütserregung zeigt sich in überaus wirksamer Steigerung von Anfang bis zum Ende im Jesuiterhütlein. Klimax bei kleineren Abschnitten kommt häufig vor:

Es ist kain würmlein nicht so klain,
Es krümt sich, wirft man drauf ain stain;
Der Hund erleid nicht euer stich;
Er schnappet nach euch beißiglich,
Und weiber, die zart flaisches sein,
Solten erleiden euer pein?

Auch bei zwei- und mehrgliedrigen Formeln; wenn auch bei Fischarts unruhigem Geist die allmähliche Steigerung nicht deutlich eingehalten oder bei einer Häufung von Wörtern wieder durchbrochen wird: „die leut gantz forchtsam, zornig, wildt"; „geachtet, bestimmet und gepreiset"; „sein Namen, Samen und Wesen"; „die freudenreiche glückfertige und die traurige unglückselige tag"; „ist nit die Nacht traurig, öd, schwermütig, schläfferig, unlustig, schrecklich, Gespänstgrausend, Hechsenführig, Katzenmautzig, Todenleichig und etwas Höllischer art?"

Solche Reihen ohne Steigerung, also Kumulationen, kommen bei Fischart zahllose Male vor bei den Häufungen sinnverwandter Wörter. Hierbei fehlt zuweilen das Bindewort: „durch rudern, riemen, stoßen, schalten". — „praucht bannen, mörden, praten, sieden." „Die Pfründsäw, Mastschwein, Bauchknecht, Hurer." „Aus schmalz, milch, honig, eiern frisch." — „Ein Fromm, Reich, Jung, schön Weib."

Im Gorgonisch Meduse Kopf sind auch mehrere Verse hintereinander asyndetisch angeordnet.

> Seelpfenning, zehend, Opfergelt,
> Ausfart, Jarzeit, Presenzgesellt,
> Das Bullenplei inn Gold Alchmirt,
> Den Todenstaub zu Gelt palirt.

Polysyndeton innerhalb einer Reihe sinnverwandter Wörter kommt selten vor:

> Auch Wollust, Ehrgeitz und Meyneyd,
> Und Verfluchung der Oberkeyt,
> Gifft, Auffruhr und Verrhäterei,
> Die Sodomy und Zauberei.

Häufig aber werden Satzgefüge, auch mit neuanhevenden Gedanken durch „und" eröffnet: „Und holla frisch auf!" — „Und also taten die alten Franken." Auch beginnen mehrere gedanklich lose miteinander verbundene Verse und Sätze mehrmals hintereinander mit „und, oder, wann, dann, o", namentlich im Jesuiterhütlein und im Lob des Landslusts.

Der erregte Ton der Darstellung äußert sich in der Wiederholung des gleichen Wortes, auch gleicher Wortgruppen: „Fahr fort, fahr fort!" — „Adi, adi!" — „Nein, nein, botz bettel, nein"; — „ein lützelhüpsches lützelhüpsch anzeigt"; — „bei köstlichen leuten köstliche speis"; — „es sind mehr Wägen gefahren, dann gefahren sind zu jeden Jaren"; — „aber von zarten kommts zarts;" wodurch das einzelne Wort stärker hervorgehoben wird: „Meerengelburg" und „Landengelburg".

> Und des geträumten Monarchats
> Und des geträumten Larffprimats.

Auch Anaphora kommt häufig vor:

> Etlich die Nadeln spitzten fein;
> Etlich, die Fademten ein;
> Etlich das Cornut Hütlein Meßten
> Nach dem Triangel und es Preßten;
> Etlich mit heysem Steyn es brannten;
> Etlich über den Leyst es spannten.
>
> O Hütlein, sprach er, Wiederhütlein ...
> O Hütlein, aller Hüt eyn Butz ...
> O Hütlein, vor dem man sich hüt,
> O Hütlein, welchs nur Schälck außbrüt.

Die Wiederholung verschiedener Wörter des gleichen Stammes, also die Annomination liebt Fischart ganz besonders: „Im Friden fridsam." — „Was bald anfällt, fällt bald ab." — „Aber fürnemlich ich erplickt, etlich fürnehm stück." Auch durch mehrere Verse hindurch:

> Du must gewiß sehr freuntlich sein,
> Weyl durch dich freuntlich rinnt der Rein,
> Darumb nach deiner freundtlichkeyt
> Auff Straßburg freuntlich uns geleit.

Am Schluß des einleitenden Gedichts zum Reveille Matin stehen die Wörter „der Weckauf, Frühweckerin, das Frühwachauf und Früherwach, Frühwacht". Die Dichtung „Gelehrte — Verkehrte" eröffnet er mit geschmackloser Wiederholung und Umstellung dieser Wörter und mit neuen Zusammensetzungen wie „bekehrt, gelehrt, rechtgelehrt, unverkehrt, wahrgelehrt" usw. Im Lobspruch auf Straßburg werden die Wörter „Freiheit" und „frei" mit neugebildeten Zusammensetzungen „Freiheitgemerck, -genossen, -wurtzel, -zeichen" mit guter Wirkung wiederholt. Im Prolog zum Staufenberg werden die Wörter: „Ehre, Mühe, Mut, Tugend" in verschiedenartigen Zusammensetzungen verbunden.

Unwillkürlich werden diese Annominationen mit Kreuzfiguren und Reimprosa versehen: „seinen Nächsten Kranken und Kranken Nächsten;" — „guthertzig geschertzt, wers guthertzig verschmertzt"; — „ein verwirretes ungestaltes Muster der heut verwirrten ungestalten Welt, sie von ihrer verwirrten ungestalt und ungestalter verwirrung abzufüren und abzuvexieren". Nur äußerlich verwandt damit, spielerische Klangwirkungen, sind folgende Beispiele: „Tröst leuth darfür in ihrem leyd"; — „Und also pringt räuhe alsdann reue".

Unwillkürlich nehmen diese Stilerscheinungen auch die Form des Parallelismus an und gehen dem Gedankengehalt nach in Antithesen über und so in das Bereich der objektiven ästhetischen Wahrnehmungsformen, bei denen der Verstand des Dichters inniger beteiligt ist als das Gefühl und die hauptsächlich den Vorstellungswert erweitern, doch auch das Gefühl erhöhen können. Fischarts Gegenüberstellungen sind in den

Dichtungen knapp geprägt, wo sie manchmal nur eines Verses oder eines Reimpaares bedürfen: „Sie macht nicht hart, macht nicht zu zart"; — „Zur Freud herzhaft, zur not standhaft"; — „Des Königs seemacht, des papsts seelmacht"; — Ein Wort des ersten Teiles wird im zweiten wiederholt, gewinnt aber eine andere Bedeutung.

> Wann die Arznei im leib will fählen,
> Da sucht man erst Arznei der Seelen.
> Nichts ist, daß man fürmalt die Welt
> Und kaum eyn Stuck der Welt erhällt.

Auch zwei Wörter werden im zweiten Teil wiederholt:

> Und ordentlich zur Eh nicht trachten,
> Drumb die ordentlich Eh verachten.

Natürlich verwendet er auch viele Antithesen ohne Wiederholung desselben Wortes.

> Andere trösten und selbst verzagen ...
> Die jugend umbsonst wöllen lehren,
> Und sie doch theuer genug verkehren.
> Zur augenblendung sein demütig,
> Aber im hertzen bärenwütig.

Das fünfte gegen Katharina von Medici gerichtete Sonett wendet sich in Gegensätzen gegen das Weib, welches „Mannsgeschäfft" verrichten will. Ein in das Ehezuchtbüchlein eingelegtes Gedicht besteht, abgesehn von den Schlußversen, nur aus kurzen Antithesen:

> Wann er schreiet, Sie nur schweiget,
> Schweigt er dan, Redt sie ihn an,
> Ist er grimmsinnig, Ist sie Külsinnig usw.

Am Beginne des Lautenlobes werden die Unterschiede zwischen der Wirkung der leiblichen Laute und der lärmenden Instrumente breit ausgeführt, doch auch hier kommen zuweilen knappe G e g e n ü b e r s t e l l u n g e n vor:

> Nein, also grewlich ist sie nit,
> Sonder mit allem halt sie frid.

Am wirksamsten aber sind im Malchopapa die Gegensätze zwischen Petrus und dem Papst ausgeführt, die wuchtig Vers für Vers, Schlag auf Schlag in langer Reihe einander folgen:

Du sagst: „Ich hab nicht gut noch gelt,"
Der sagt: „Sein sind die Schäz der welt";
Du zogst herum, die Leut zu lehren,
Der ziecht herum, die lehr zu wehren;
Du nantst der Kirchen diener dich,
Der nent ein Haupt der Kirchen sich usw.

Ähnlich im Gegenbadstüblein, wo auch zwei Reimpaare ein Ganzes bilden mit Annomination am Beginn.

Auch in Prosaschriften kommen gelegentlich Antithesen vor, besonders zahlreich im Ehekapitel der Geschichtklitterung bei der Darstellung unverträglicher Eheleute: „Trifft er sie schon auf der recht seit, so hinckt sie auf der lincken ... will er Krebs, so kocht sie Zwiebelen ... ißt ers gern kalt, so macht sie es warm" usw.

Die Sinneswerkzeuge Fischarts waren jedenfalls gesund und scharf. Als wichtigste äußere Sinne erkennt er selbst gelegentlich drei an, wenn er in seinem Trostbüchlein sagt: „daß man den Reichen zuträget, was das Gesicht ergetzen, den Geschmack erquicken oder das Gehör erlustigen mag".

Die optischen Vorstellungen geben die beste Grundlage für eine sinnfällige Anschauung; darum ist es wichtig, daß Fischart einen gut ausgebildeten Gesichtssinn und eine treffliche Beobachtungsgabe besaß. Das ergibt sich schon aus seinem feinen Verständnis für die bildende Kunst. Gesehenes und Erlebtes gibt er oft der Wirklichkeit bis in die Einzelheiten entsprechend wieder, so die Ufer des Rheins von Basel bis nach Straßburg im Glückhaft Schiff, das Treiben der verschiedenen Mönchsorden bei den Disputationen der Sorbonne im Dominici Leben und die lebenatmende Trunkenlitanei.

Mit verführerischen Farben schildert er Gargantuas Braut: „Das Durchlaternige, Honiggurgelsame Fräulein Gargalmelle, warlich ein schönes Truserle Muserle, hüpsches Visiers." Sie besaß die vierzehn Schönheiten. „Sie hett lang goldgelb Haar, ja Haargespunnen Gold, ihr Augbroen waren wie ein Gewelb von Ebenholtz, die Augen wie Diane Stern klar, ihr Augenblick wie Sonnensträm, kurtz Helffenbeinen Zän, ... das Corallenmündlein eng und schön, die Lefftzen Presilgenrot ..., Rosenblüame Wängelin, die auch den umbwebenden Lufft mit ihrem

Gegenschein als ein Regenbogen klärer erleuterten. Schwanenweis Schlauchkälchen, dardurch man wie durch ein Mauranisch Glaß den roten Wein sahe schleichen, ein recht Alabastergürgelein, ein Porphyrenhaut, dardurch alle Adern schienen, wie die weißen und schwartzen Steinlin in eim klaren Bronnwässerlein, Apfelrunde Marmol Brüstlein, gerade volle Ärmlin, weiß wie Topas, Lilgenblancke Händlin, Kreidenweiß Nägelin Hasselnuß größ, dadurch das Leibfarb heutlin herfür scheinet."

Einen Gegensatz dazu bildet die abstoßende Schilderung der Inwohner einer Garküche: „rotzglitzige, grindschuppige, reudige" Kinder mit ihren „tachtropfigen Nasen, verguldeten Löchern, spiegeligen und glitzenden ermeln", des Garkuchners Ehegemahl, „die naßtriessige, überkupfferte, pfitzige, Säwpfinnige, pfudelnasse, Sacksteubige Gabelreuterin" und zwei „eckschilige, Ohrenschlitzige, Brandnarbige, Winckelglurige, sackploderige" Küchenmägde. Auch das Aussehen der Geschlechtskranken wird ekelerregend beschrieben. Eine eigenartige Beleuchtung wird trefflich wiedergegeben:

> Wie ain neu gstirn ihn vorschien her
> Vom widerschein der hohen spitzen
> Des Thurns zu Straßburg durch hell plitzen,
> Die auf der spitz die Sonn erregt.

Zwischen den Aufgängen der Sonne je nach dem Wetter macht er den Unterschied: „Geht die Sonn klar auff oder steigt sie bleich auß dem grab." In einem selbständigen Zusatz zum Biencorf bringt er „licht" und „dunkel" in einen wirksamen Gegensatz: „Die Kirchen seind jetzt gar liecht und hell worden und die Hertzen tunckel; vor zeiten waren die Kirchen tunckel und der Menschen Hertzen liecht."

Einige Male führt er in einer Wortgruppe mehrere Farben an, auch mit neuartigen Zusammensetzungen, namentlich in der erweiterten Praktik: „Saturn macht schwartz Leuth im Moren, Mars rotbrecht, Mon weiß, Venus bleych, Sonn äschenfarb, Mercur blitzblaw; Vulcan Kuttengraw"; „grüne Bletter, blawe Violen, gelbe Schmaltzblümlein, weiße und rotsträmige Baumblüt"; „Minnbrüderisch (Minoriter) graw, tunckel und Erdfarb". Hier spricht er auch vom „blawen Freytag", vom „gelben und grünen Mittwoch" und bringt schwarz und rot in Gegensatz: „Der schwartz

Haar und ein rothen Bart hat, ist ohn Zweiffel Buler art. Wer da hat roth Haar ist zornwäg." „Die ärgste Teuffelsart ist rothbrecht Antlitz und wenig Bart." Im Scherz wird hier geweissagt, daß der Winter folgen werde „mit weißem Schnee und schwarzen Kolen". Im Jesuiterhütlein wird ein Einhorn genäht:

Auß aller Farb, Tuch und Gewand,
Auß Weiß, Schwartz, Blo, Gelb, Rot und Gro.

In Dominici Leben werden die Farben der Barfüßerkutten mit allen ihren Abstufungen verspottet: „die eine hell, die ander trüb", die eine „bleicher", andere „graw wie ein Spatz" oder wie ein Reiher, „hellgraw wie ein Katz" oder wie eine „Winterkrae".

Die dritt wie Raupen grün und blaw,
Die vierdt Schwefelfarb und Wolffsfarb,
Die fünfft Eschenfarb und Holtzfarb,
Die sechst dan Kolschwartz wie ein Rap.

Verschiedene Farben verwendet Fischart auch sinnbildlich. Im 13. Kapitel der Geschichtklitterung handelt er zunächst in engem Anschluß an Rabelais über die Bedeutung von Weiß und dessen Gegensatz zu Schwarz, die sich wie gut und böse, Freud und Leid zueinander verhalten. Fischart fügt hinzu, daß der „vielsprachmalerisch" Eisenthurn (gemeint ist der Polyhistor Thurneißer) in seinen Kalendern etliche Tage mit schwarzen Buchstaben als „wiederwertige" und mit roten als „unglückhafte" angegeben. In Erweiterung von Angaben der Vorlage bezeichnet Fischart die Nacht als „schwartz, dunckel und Finster, unvollkommen und derhalben unglückhafft. Hingegen erfreut nicht die Klarheit, der Tag und das Liecht die gantz Welt? ... Es ist weißer als kein Ding." Sinnbildlich ist auch die Wendung „einen roten hahnen vom feur aufs Dach stecken".

Es ist ein wirksamer Gegensatz, wenn ein Arzt einen Schwerkranken vorredet, „er seye rotprecht, wann er totfärbig sicht". Zu dem Streich Eulenspiegels, der einen Bauer überredet, sein grünes Tuch sei blau, versucht Fischart eine Erklärung:

Daß du ihm machst ein blawen dunst
Und ihn beredst, das Tuch sei blaw,
Dieweil die farb sicht wie der Pfaw.

An Zusammensetzungen und Weiterbildungen von Farbenbenennungen kommen bei Fischart noch vor: „schneeweiß, aller-

weißest, rotelecht, rotfarb, claretrot, liechtrot, schwarzrot, schmotzrot, purpurfarben, goldgelb, tunckelgäl, sitichgrün, neidgrün, blitzblau, rothblau, bleienfarb, lederfarb, stieffelbraun, eisgrau, himmelgraw, pechschwartz". Auch Substantivierungen von Farben: „das grün wird zu vertreiben sein mit dem schwartzen".

Daß Fischart auch ein feines Gehör hatte, ergibt sich schon aus seinem empfindlichen Gefühl für Rhythmus, aus seiner Beobachtung der verschiedenen Klangfarben von Mitlauten und aus seiner Vorliebe für gute Musik. Er begnügte sich nicht nur damit, die Töne verschiedenartiger Instrumente, den Gesang der Vögel, sondern auch unangenehme und widerliche Geräusche mit entsprechenden Schallauten wiederzugeben und so durch Lautmalerei auch sinnbildlich zu wirken.

Wie wohlklingend sind die Verse auf die Laute, die „man so hoch erhebt"!

Und schwebt in lauter freud und wunn,
Daß gleich wie von der Mertzen sunn
All Laub und gras, all Bäum auff Erden
Ja auch die leut erquicket werden,
Also sobald ihr lieblich gthön
Die gmüter mercken und verstehn.

Ganz anders erschallt der Lärm einer Hetzjagd:

Da schreyt, da rufft man, jauchzt und flucht,
Da büfft, da blaßt man, wann man sucht,
Da heulen, bellen hund dazwischen:
Das heißt die stimmen wüst vermischen.

Und die Geräusche auf einem Bauernhof: „Wann die pferd schreien, dumlen, traben", die Hühner „gachsen, die Kuh muwt der Ochs brelt und bläht Geyß darzu", die Tauben mit den Flügeln „klepffen" und der Karren „geigt". Ein Kunststück ist die Nachahmung des Nachtigallensanges:

Verkälerirts, verzuckts, zerhackts,
Verketzerts, verzwickts und verzwackts,
Koterts und kauets in der Kehlen,
Daß man kein Silb ihr nach kann zehln.

und die Nachahmung des vielartigen Geschreis der dem Garn entwischten Vögel: „schnudderten, tadderten, kläpperten: carymary garymary scharifari, scharifara, hamira, humira, danderlo, dunderlo."

Die Wirkung lärmender Instrumente wird gut beobachtet:

> Hinwiederumb töneten sie auch
> Mit den Trommeten scharff und rauch,
> Das es gab so ein widerhall,
> Als thät ein Baum im thal ein fall.

Die verschiedenartigen Geräusche kann Fischart durch die zahlreichen in der deutschen Sprache vorhandenen Mittel zur Schallnachahmung bei seinem auch hierfür reizbaren Ohr treffend wiedergeben: „gauchzen, gekitter, jauchzen, hotten, kirren, knappen, klunk, knitschen, läppern, pfeisen, pfitzen, pfiesen, pflattern, pflüttern, Pfnissel, präntzeln, ritschen, schlippschlapp, im schnapps, schnudern, stimmauntzen, tätschelen und wätschelen, wäferen, glucktrara", und die Wiedergabe von husten, niesen, räuspern und spucken in der Ansprache des alten Meisters Janotus an Gargantua: „Ehem, hem, Chen, Hasch, Chratasch, hascheschsach, krach, gzrenhen, Chrasch, Prasch, Platsch, Hisch, hisch, zisch."

Die Vorliebe für Klangwirkungen führte Fischart auch zu ungewöhnlich häufiger Anwendung von Stabreim. Wie Luther, Sebastian Franck, Sachs verdankt er einen großen Teil stabreimender Zwillingsformen dem Volksmund: „mit Haut und Haar, samt und sonders, singen und sagen, Tod und Teufel, Wehr und Waffen, Wind und Wellen." Doch wendet er auch viele neue Formen an. Oft wird er wohl den Stabreim unabsichtlich angebracht haben, manchmal nur aus Lust am Gleichklang, bisweilen mit einem Sinn für künstlerische Wirkung: „Lieb und Lust, Stock und Stauden, wand und wund, wasser, wetter und sonne, wüstine und wildnussen" (für solitudines); mit Parallelismus: „Fried, Freud, Ruh und Ruhm; beyd hirt und herd, bey wild und wäld." In anderer Anordnung: „ein feuchter, fauler Mertz; Richter ohn Recht; der falschen Lehrer Lugenlehr". Auch dreigliedrige Formen: „Sonder lüfftig, leicht und leer; in Ewig Freyheit, Fried und Freud." Auch durch einige Verse hintereinander:

> Der zu Latein vom loben heißt.
> Von Laude kompt beid lob und Laut
> Und lied, wer den ursprung beschaut.

Mit Kreuzfiguren: „trotzlich trösten und tröstlich trotzen; mit forchtsamer freud und freudiger forcht."

Für den Geruchsinn verwendet Fischart noch öfter nach altem Brauch die Ausdrücke „Geschmack" und „schmecken", auch für üble Gerüche: „der geruch und die krafft vom rebensaft"; „den bösen lufft und geruch"; natürlich auch die Ausdrücke „Gestank" und „stinken". — (Die Freundlichkeit)

> Sie ist gleich wie eyn guter Geruch,
> Dem jeder, ders erschmackt, nachsucht,
> So hingegen unfreundlich Sitten
> Werden gleich wie der Gstanck vermitten.

Für angenehme und widerliche Gerüche besaß er eine empfindliche Nase: „Was soll das nüchtern gestänck, wenn man nach Nüchterkeit schmeckt, nüchtern stinckt eym der Athem, wenn man voll ist, schmeckt mans nicht." Hingegen: „Aber so du ihm (Sokrates) hetst sollen in die Hertzbüchs hinein schawen, würdest ein Recht himmlischen unschätzbaren indianischen Geruch von edelem gewürtz gefühlet haben." Die „Hentschuch" von Gargantuas Mutter sind „wohlriechend gereuchert". Gargalmelles Athem „war recht balsam oder Spetzereikräfftig, wie Alexandri Magni schweiß nach Bisam roch". (Denn Gargantua wußte) „welcher stinckt der Mund, die ist im Leib nicht gesund". Ja, eine liebevolle Frau merkt den übelriechenden Atem ihres Mannes nicht: „von allen Enden riechet ihr wie Enzian ... meinet, alle Männer stincken unter den Üchsen nach Martertreck und zwischen den Baurenzehen nach Imberzehen".

Auch übelriechende Speisen kann man schmackhaft machen: „Über ein schwartz stincket Fleisch macht man gern gelben Pfeffer." Ein schmieriges Weib wird bezeichnet als „mistfauler, zwiebelstinckender Harigel". Neubildungen sind „adelscharf" („adel" mundartlich für Jauche) und „mistwälk" (für verwelkt), „mistfaulstinckend".

Fischarts ausgebildeten Geschmacksinn sowie seine genauen Kenntnisse fremder gewürzter Leckerbissen und gesunder heimischer Hausmannskost, auch herzhafter und köstlicher Getränke erweisen das dritte und vierte, von Fischart zur Vorlage fast ganz frei hinzu erfundene Kapitel der Geschichtklitterung. Dort werden auch Art und Wirkung von Speise und Trank launig beschrieben, und wie seine Helden dürfte er selbst eine kräftige Kost vor

fremden Gerichten und Weibergeschleck bevorzugt haben. „Folgends hett Grandgousier ein Schlachtordnung von weißen, plawen, gelben, grünen, aussetzigen, Zöhstinckenden, faulen, mürben, würmwüblenden und fallensichtigen Käsen von Küen, Ziegen, Geysen, Schafen, Reinigern (Renntieren), ja auch Eseln.“ Seine Keller waren versehen mit „wohlmundeten, Maulreißenden, Lautschwatzenden, Zungklapffigem, Zungzwitzerigem, Zungkützeligem, rauschdantzendem, brentzlendem, graugebartetem, röschem Wein von firnen und heurigem, Dörrsommerigem und jährigem, mostigem und verjahrtem“ Wein und mit „wolgebrawet, glitzend, dunckel, dick, kleberig Bier, ... woldäwig Englisch, geförnißt Juppenbier auß Gersten von Dantzwig (!) .. Nachbier, jung Bier, dünn bier, Kufenbier, Kleienbier“. Einen Gegensatz dazu bilden höchst unappetitliche Schilderungen: „Es will ihm nit schmacken aus den schwartzen, schmutzigen Hofbechern zutrincken, welche die Hofleut bisweilen für pißkacheln brauchen.“ Nach der Beschreibung einer unsaubern Garküche ruft der Verfasser empört aus: „Ach was für senffigen lust und Mörrettigen Appetit sollten wohlgedachte saubere Kuchenmuster einem zufressen und zuscheißen bringen? Was für herrliche Muckenfüll, Laußzucker und Flöhrosinen sollt es da geben?“

Von Gargalmelles Mund wird noch gerühmt, daß er Honig anstatt des Speichels enthält. Bei der Beschreibung ihres schönen Körpers kommt auch der Tastsinn in Betracht. „Ihr Leib war recht safftig, weich und lind wie die Nörlingische Bett ... Apfelrunde und lindharte Marmol Brüstlein, die nach Palmenart vom griff nicht weichen, sunder außspringen wie die Valenzischen Rapierklinge ... Wollngelinden Händlin wie Künicklinhaar.“ Im Scherz wird von einem Arzt ausgesagt, daß er beim Pulsgreifen von Mädchen „zutastig und kitzlich“ ist.

Überaus reich entwickelt ist bei Fischart die Epithese und die Synthese. Die erste Wahrnehmungsform, welche den gegebenen Begriff ästhetisch wertvoll erweitert, wird auch bei Fischart sprachlich verschieden ausgedrückt: Durch Hauptwörter, die den eigentlichen Gegenstandsbegriff im Genetiv zu sich nehmen: „der Regiment frisch pfeiler; der schutz und das gemäuer des Vaterlands; Königs und untertanens gbür“. (Die Kinder) „der

Eltern schönster Wintermeyen", (des Vaters) „Krucken und Stützen, Spiegel seiner vergangenen Jugend". Durch Verbalsubstantive und andere Hauptwörter als Beifügung: „die Frau, des Mannes elenbogensteurerin". (Sie) „sein Handhab, sein Brustgesell, sein Lebensgespann". (Die jungen Leute) „das Lebendig Gmäuer der stadt".

In der deutschen Sprache aber wird die Epithese meist durch das Eigenschaftswort, seltener durch ein Verhältniswort ausgedrückt. Darum ist ihr Träger das Beiwort. Die Anwendung dieses „Licht- und Lebensprühenden Begriffs" ist wie keine andere Stilerscheinung so maßgebend für die Persönlichkeit des Schriftstellers und für seinen Stil. Die verschiedenen Arten des Epithetons kennzeichnen neben vielen anderen Erscheinungen auch den Unterschied zwischen Volks- und Kunstdichtung. Die griechischen wie die altgermanischen Heldenepen kennen nur das Epitheton ornans, ein für bestimmte Personen und Begriffe regelmäßig wiederkehrendes „stehendes" Beiwort. Im Nibelungenlied ist der König gewöhnlich edel oder reich (gleich mächtig), die vornehmen Frauen schön oder gut, während die höfischen Dichter des Mittelalters, mit Ausnahme Gottfrieds von Straßburg, solche volksmäßige Beiwörter vermeiden, aber doch herkömmliche, also typische Eigenschaftswörter verwenden. Den äußersten Gegensatz zu dem Epitheton ornans bildet das épithète rare, das in der französischen Dichtung allmählich erst im 17. Jahrhundert aufkommt. Zwar hatten sich schon die Dichter der Plejade um die Mitte des 16. Jahrhunderts bemüht, eindrucksvolle und nach griechischem Vorbild zusammengesetzte Beiwörter zu prägen, doch gering an Zahl und Nachwirkung und im Typischen stecken bleibend.

Hier in der Geschichte des Epitheton bildet nun Fischarts Stil wiederum eine einzig- und neuartige Erscheinung, auch gegenüber Luther und anderen volksmäßigen Schriftstellern vor ihm, die auch reich sind an kennzeichnenden Beiwörtern, aber eine geringe Neigung für zusammengesetzte Eigenschaftswörter hegen. So ist also Fischart der erste, der eine Fülle von neu zusammengesetzten und zwar nicht typischen, sondern von eindrucksvollen und unerwarteten Beiwörtern schafft, nicht nur schmückende des idealisierenden, sondern vor allem charakteristische

Epitheta des realistischen Stils, die ihrem Hauptwort nicht nur eine bestimmte vorübergehende oder dauernde Eigenschaft beilegen, sondern auch den Begriff heller beleuchten.

Natürlich gebraucht Fischart auch viele schlichte Beiwörter, die, an dem bestimmten Platze passend, aber auch bedeutsam und unentbehrlich oder ästhetisch wirksam werden können: „ewiger Vormund“ (für Gott); „zart Gfäß und grün Setzling“ (Kinder); „ein lasser Hals; heiß Lüftlin; die leutseligen Nachbarn; dicker Schnee; fremde Öpfelfrücht; wächsiner Irrgang“ (Bienenwabe); „gmalt Poesie und Philosophie“ (belehrende Gemälde); „ein einig vereinigt Gemein; der heut verrufft Luther; ein treu versippte Gesellschaft;“ auch einfache Zusammensetzungen: „langweilige“ (langwährende) „Zeit; wolerfahrener Arzt; wolbegründetes Wissen;“ ferner beseelende Beiwörter: „die barmherzig Ader; die anlachend Gesprechlichheit; die freundlich wassergüß; die resch Aar und die still Lind“ (Schweizer Flüsse). Auch hier finden sich Parallelismen und Gegensätze: „handfest Arbeitsamkeit und standhafft Unverdrossenheit“.

Die äußerliche prunst am leib
Die innerlich prunst nicht vertreib. —
Daher der Mensch heißt die klein Welt,
Weil er die groß Welt in sich hält.

Freilich sind ihm auch stehende Beiwörter geläufig: „das ewige Leben; die göttlich Fürsehung; gebürliche Ehrerbietung; offentlicher Truck“. Besondere Vorliebe hat er für „anmutig, artlich, beschreit (berühmt), hochbeschreit, wolbeschreit, holdselig, lieblich, rühmlich“. Daß ein Gelehrter, der sich mit den verschiedensten Wissenszweigen und Künsten beschäftigte, auch dementsprechende fachmännische und gelehrte, auch fremdsprachige Beiwörter verwendet, ist selbstverständlich, wie z. B.: „geheymnußlehrig, gemälmäßig, hochgelehrt, kunstfüglich, kunstkündich, weltgescheid, contrefaict, fantästisch, subtil“. Dem Naturalismus entsprechen: „beseicht, kleberig, räudig, schmeißig, schmotzig“.

Die ästhetische Wirkung hebt Fischart wiederum durch allzu große Häufung oder durch gar zu absonderliche anstößige oder vollgepackte Beiwörter auf. Ganz gut machen sich noch die überaus häufigen zwei- und dreigliedrigen Formeln: „nichts ist also

schwer und scharf, das nicht Arbeit underwarf". „Ein herrlich, tröstlich Leben; anmütige, freundliche, schöne Gestalt." „Lausige, schläfferige, flöhbeißige, Hundsflöhige, Düttenwelke, mistfaule, füßschleifige Haarigel"; „mit ungebaliertem, ungehöfeltem, Henckermäßigem, Radbrüchigem, Rauchhimmeligem und nichtigem Gesind". Auch an weitern zusammengesetzten Eigenschaftswörtern ist Fischart überaus reich, zunächst mit adjektivischem Bestimmungswort oder mit gleichem oder partizipialem Grundwort: „geringächtlich, halblähmig, hocherleucht, höchstgeprachte Vollkommenheit, klarsinnig, kluggeachtet, klugkröppfichte Pantagruelisten, reinspinnig". Geringer an Zahl sind Partikelzusammensetzungen: „anbiegig, auffruckig, einschwetzig, durchlucernig, übertiefgründlich". Die Überwucherung durch Beiwörter, die oft begrifflich nicht miteinander verbunden sind, statt einer sinnfälligen Wiedergabe durch die Kraft der Zeitwörter, erweist auch bei Fischart einen Mangel an Gestaltungskraft.

Mehrere eindrucksvolle, teils auch überladene, mit einem substantivischen Bestimmungswort versehene Neubildungen stellen bereits ausgesprochene Synthesen dar, die den Vorstellungsgehalt des betreffenden Hauptwortes durch eine Zusammenfassung zweier oder mehrerer Vorstellungen zu einem einheitlichen Gesamtbegriff erweitern und die auch durch einen Nebensatz ausgedrückt werden könnten: „gnadenfeuchte engelschößlein" (Kinder), „ehrenhitzig und ernsthitzig" (für die Ruderer des Glückhafften Schiffes), „weisheitswichtige Sophisten, weisheitsförderliche Künste, Freihaitgönstigen Jupiter" (Jovis Eleutherii), „mundsüßig, brustlindig" (Weib), „kunstberühmtest" (für Dürer), „glückfertige Schiffahrt, kindsbettfestlich Kissen, müllersackstracker Mann, rockenstubnarrische Spil, die unzählige Sternamhimmelige und Sandammeerige Mißpräuch, die gemsenklettrigen und tritthimmelverzuckten Materien, das newzeitunggelebig völklein, barfüßerseilerisch, tieffundamentgewelbig, ertzvielfraßlappscheißig, gekapaunenpfropft, ausquinckessenzgemergelt"; mit Partizipien als Grundwörter: „erdgelebende Kroten, gewissenzwingende Könige, schalckverbergende Schleicher, zuchtgleißende Jesuiten, kreutzgeschrenckte Sparren, stirnruntzelter Fantast, Hildenbrandsstreichige und Trotzteuffelsluckstellige Stichdenteuffel".

Nicht so groß ist die Zahl von hauptwörtlichen Synthesen.

Solche Hauptwörter löst Fischart gelegentlich selbst in einem Nebensatz auf. (Von der Muse der Musik):

> Die man nent Ehrenfreuderin,
> Weils in Ehren erfreut die sinn.

Weiter: „freundschaftsmacherin; zunggänge geschwetzgierigkeit; Hühnerschwäntzauffbinder; Neunklafterstreich; Schalksnarrenkurzweil; Manstandmut; Stupfkunkelstubnerin" usw.

Durch Zusammensetzungen von Zeitwörtern mit Partikeln von erloschenem Leben schuf Fischart in großer Freiheit auch viele Synthesen: „bebeckelhauben, begevattern, beszeptern, beschienbeinen, erdietrichen, ersaulen, erpantzerfegen, vergestalten, verelementen, versacramenten, zerwercken" usw.; auch einige höchst eigenartige Zusammensetzungen von Zeitwörtern, von denen jedes einen ganzen Satz vertritt: „äschermittwochischberähmen, mundbreiprobieren", verhundstutzen, durchgoldfademen usw.

Weitere objektive Wahrnehmungsformen gehören dem idealisierenden Stil an, die darum bei Fischart vor allem in Reimdichtungen und an poetischen Stellen der Prosaschriften erscheinen.

Die Beseelung wird meist an Naturerscheinungen durchgeführt, in besonders ausgedehntem Maße und poetisch wirksam im Glückhafften Schiff. Die Sonne wird hier als lebendiges und verständiges Wesen aufgefaßt. Am Spätnachmittage beginnt sie einen „Wettlauf" mit diesem Schiff. „Sie praucht sich auch so emsiglich", doch „als sie ward ihres vortails gwahr", ließ sie „die Pferd gern langsam traben". Doch sie mußte endlich „hernider eilen", um sich im Meer „den feurig Schwaiß abzuwischen". Zuvor springt sie noch etliche Male hinter den Bergen auf, um nach dem Schiff zu blicken und als sie sieht, daß es bald die Reise vollenden werde, „sprang sie noch eins zu guter Nacht" und befahl die Gesellschaft dem Rhein.

Wie hier werden auch in den Lobgedichten auf Straßburg und die befreundeten Schweizer Städte diese, auch Flüsse und Berge, Früchte und Blumen vermenschlicht:

> Ja die räsch Aar und die still Lind
> Dieselb Freundschafftmacherin sind;
> Dises sind die zwo Schwestern trew,

Welche der Rhein zeicht an sich frey . . .
Biß sie sich thun in das Teutsch Meer,
Weil sie vom Teutschen gbirg sind her.

O Straßburg, es mus sich so schicken,
Daß im gedritten dir muß glücken,
Welchs ist ein zal der Trew und Eyd,
Und so die größt geheimnuß deut.

Auch Wein von Hundert virzig Jahr,
Welchem doch groet (granet) noch kein Har.

Vom Landmann im Lob der Landlust:

Wie die blümlin sich vor ihm schmucken,
Wie die bäumlin sich vor ihm bucken,
Und wie vor freud aufschnellt der ast,
Wann er ihm abnimmt was vom last.

Nicht nur Personen seiner Dichtungen, auch Gegenstände werden von ihm angesprochen und als lebende Wesen aufgefaßt. Manche davon stehen im Mittelpunkt einer Dichtung, so der Rabe im Nachtrab, die Laute, das Jesuiterhütlein, das Podagra im Trostbüchlein; neben mehreren Städten wird auch das ganze Reich angerufen: „Was hilft's, o Teutschland, daß dir gfallt dis Bild?" Auch Abstrakta werden beseelt: „Die eisprechend Not"; die „Frau Ehrenmutigkeyt erweckt" dem jungen Stauffenberger Mut und Freude zu den Künsten. Doch geht die Verlebendigung abstrakter Begriffe meist in Allegorien über.

Verwandt mit dieser Stilerscheinung ist die Umschreibung, die statt des eigentlichen Ausdrucks oder Geschehens je nach der Gefühlsbetonung einen verwandten Ausdruck wählt für Begriff und Bewegung, um die Sinnfälligkeit zu fördern. So spricht Fischart die untergehende Sonne an: „O rotes, liechtes Haupt", nennt den Gotthard „alter Alpvater", der schon „eisgrau" geworden ist; das glückhaft Schiff das „Wagschifflein" und dessen Bemannung die „Schiffahrtsgmeiner". Scherzhaft bezeichnet er die Hebamme mit „Kühärztin", den Frosch als „Lachjungherr", schmähsüchtig den Papst als „Stuhlthier" und als „Dreyköpffig Cerberus am Tyber". Für den Untergang der Sonne sagt er:

Spannt sie frisch Pferd vor wolgemut,
Lis sich aus ihrem guldenen Sal
Und rennt in eim Kib (Eifer) ab zu thal.

Für „zu Fuß" gehen sagt Fischart vom h. Dominikus mit Benützung einer lateinischen Redensart: „macht sich mit sein Apostel Pferden fort".

In Fischarts Bildersprache nehmen die Vergleiche von kurzen Andeutungen bis zu weit ausgesponnenen Gleichnissen den breitesten Raum ein. Hier ergeben sich auch zwanglos Metaphern, also Bilder für die eigentliche Vorstellung und Namensvertauschungen. Neben landläufigen Vergleichen und alltäglichen bereits verbrauchten bildlichen Wendungen, wie Perlen vor die Säue werfen oder wie Katzen um den Brei gehn, verstreut er in seinen Schriften auch zahlreiche neuartige, poetische und seltsame, derbe und grotesk übertreibende, auch aus Scherz bei den Haaren herbeigezogene Vergleiche.

Vom glückhaft Schiff, welches unter einer Brücke „gach" durchgeht, heißt es:

Als ob ein Pfeil flüg von dem Bogen,
Oder ein Sperwer wär entflogen.

Vom „ernsthitzigen fleiß muß der Stahl schmelzen wie das Eis". Von einem eingebildeten Adeligen sagt er: „Daß er sich sträuß wie eyn Geyswadel"; von einem Freigebigen: „sein Gut kein Pantzer nicht anhat". Einem Schlemmer wird zugerufen: „den Gürtel auff, laß dem bauch seinen gang wie eine fromme Fraw". (Daß es nicht) „wie eyn gprochen Mühl, alles mächtig überwühl".

Den Landwirt erquicken stündlich neue Freuden:

Sie folgen auf einander steht,
Wie ein Jahrzeit auf d' ander geht,
Und wie ein Jungfrau teglich bricht
Ein frisches Röslein, dran sie riecht.

Einige Vergleiche werden auch zu Merksprüchen:

Denn wie ohn milch kein Kind aufkommt,
Also kein Staat ohn Feldbau frommt.

Zu satirischen Schriften, die von stumpfsinnigen Lesern falsch aufgefaßt werden könnten, macht er die Bemerkung: „Was kann die Blum dafür, daß ein Spinn gifft aus ihr zeicht? ... Der Spiegel wird drumb nicht dunckeler, wann schon ein Schmutzkolb drein sicht; die Sonn wirt drumb nicht wüst, wann sie schon Wasser aus Pfitzen ziecht".

Wie hier, so häuft er auch an zahlreichen andern Stellen verwandte Vergleiche an: das Wagestück des glückhaften Schiffes ist „kein Fabel" wie „die fliegend schlangen" des Triptolemos und Medeens „fliegend drachen".

> Hie darff das Schiff kein flügel nit
> Wie Persei Luftpferd, welchs er ritt,
> Hie darff kein fettich man umbthun
> Wie Ikarus, so schmelzt die Sunn.

Häufung von Vergleichen finden sich auch bei der Beschreibung der schönen Gargalmelle.

Vergleiche in Gegenüberstellung: Die Laute trachtet „all ding zu erfrewen".

> Gleich wie der lieblich frische Meyen,
> Dann daß sie alles scheuch und hinder
> Und die Wäld öd stell wie der Winter.

Ausgesponnene Gleichnisse, wo der zum Vergleich herangezogene Gegenstand in Einzelheiten ausgemalt wird, sind bei Fischart nicht selten. Gern entnimmt er seine Gleichnisse der Malerei, der Musik, dem Feldbau und der Fabelwelt. Er führt sie gelegentlich mit bestimmten Wendungen ein, z. B. „Wie man gleichnusweis sprechen mag". Ein langes liebliches Gleichnis zwischen der sorgsamen Aufziehung junger „Pflänzlein" mit einer verständigen und liebevollen Erziehung der „Himmelspflänzlein" eröffnet seine „Anmanung" zur Kinderzucht. Ausführliche Gleichnisse finden sich auch im Lob der Laute über die erfreuliche, sänftigende und bessernde Wirkung seines Lieblingsinstrumentes und andererseits über die schädliche Wirkung lärmender Musikwerkzeuge; im Dominici Leben über Affen und Mönche. Die Anschauung, „wann die Henn kräht über den Hahnen", wird im ersten, dritten und siebenten Sonett als Vergleich verwertet, der wachsame Hahn für sein Bildergedicht „Vom Newen Propheten". Das Bild des Raben wird im Nachtrab am Beginn und das des Bades im Gegenbadstüblein fast durchaus festgehalten.

Der anmutend durchgeführte Vergleich zwischen der weißen Lilie und der Freiheit im Einleitungsgedicht zum „Bündnis" geht dadurch in eine Allegorie über, daß hier die Einzelheiten

des dazu gehörigen Bildes: die drei Lilien auf einem Stengel als Sinnbilder für Straßburg, Bern und Zürich, der aus Kornähren und Rebenlaub geflochtene Zaun für die elsässische Fruchtbarkeit „von Weinwachs und Fruchtgetreid" und noch vieles andere ausgedeutet werden. Auch seine Bildergedichte, die abstrakte Begriffe feiern, so die evangelische Wahrheit und die deutschen Tugenden Treue und Standhaftigkeit, ferner die zahlreichen Erklärungen in Prosa und Versen, die Fischart von den in das Ehezuchtbüchlein eingelegten Abbildungen menschlicher Figuren und zahlreicher Tiere entwirft, die Ausdeutung figurenreicher Gemälde, wie „die Grillekroteskisch römisch Mühl" und der „Ausspruch des Esels" sind alles Allegorien.

*

Die Lebendigkeit und Frische von Fischarts Stil äußert sich auch im Satzbau, soweit er nicht vom Latein und der Kanzleisprache beeinflußt ist. Er bedient sich wie damals auch andere volkstümliche Schriftsteller der von der mittelalterlichen Literatur und der Volkssprache her überlieferten Freiheiten.

Seine Satzbildung trägt vielfach das lose Gepräge mündlicher Mitteilungen, wo die Gebärden und die Mimik des Sprechenden die Unvollständigkeit der Sätze und den mangelnden Zusammenhang der Satzgefüge ergänzen müssen. Wie der mündlichen Volkssprache, so gilt auch ihm der logische Sinn und das natürliche Verhältnis höher als die grammatische Form. Darum richten sich bei ihm die Fürwörter nach dem natürlichen Geschlecht: „eim Weib, wo ihr etwas laids widerfäret, sie solchs vil eher des Manns dan ihren verwanten fürpringe". Darum stehen Zeitwörter, die sich auf einen Mengenamen oder ein verallgemeinerndes Fürwort beziehen, in der Mehrzahl: „das dises volk bei der Donau gesessen seien"; „ein jeder in sein Gruben schleicht vnd klagen ihr große not". Darum läßt er Satzteile, besonders Fürwörter, gern aus, die sich aus dem Zusammenhange von selbst ergeben: „Wie es vns dann hat gefählet grob, vnd [wir] sein wüst angeloffen". „Die bitt geful dem Gorgantua, und [er] bot." „Dann euer Gunst freut mich mehr, dann [die Gunst] der schwarzen Knaben." „Ich bin auch des glaubens; des jener

Kabisbauer [war]." „Dann, die viel mürrischer sind, die nur einmal essen, als die zweimal [essen]."

Auch die Wortstellung, die damals zwischen maßvoller Nachahmung der lateinischen Wortfolge und dem lebenden Brauch schwankte, behandelt Fischart ziemlich frei, besonders in den Versdichtungen, wo die Abweichungen von der regelmäßigen Folge auch in der Prosa stilistische Wirkungen erzielten. Lateinischen Einfluß erweist allerdings die Stellung des Zeitwortes am Schlusse des Hauptsatzes, die durch Prosaübersetzer Ende des 15. Jahrhunderts aufkommt und sich bis in das letzte Drittel des 16. Jahrhunderts in Erzählungen hinzieht, immer seltener wird und bei Fischart nur bisweilen erscheint: „Dan der schatz vnd gewalt des reichs in der pfalzverseher händen stunden." Hingegen hält sich Fischart sehr oft an die einheimische Art, wenn er die adverbialen Bestimmungen, besonders die für ihn wichtigen, an den Schluß von Nebensätzen stellt: „Die auch ausgangen sind mit Glossen"; „die jhm ein Gesellin sei in der Not"; auch bei Hauptsätzen: „Sie werden dann im Tauff degradirt von ihren Namen." Freie Wortstellung zeigen Voranstellung der Ergänzung vor das Zeitwort: „Sie aber ort bewoneten"; größere Einschübe zwischen Eigenschaftswort und dem dazu gehörigen Hauptwort: „ain ainzigen vnd denselbigen dazu geringes einkommens weiler."

Ferner findet sich Wortstellung eines abhängigen Satzes bei Parataxe: „Daher es die Spanier so gerne lecken"; hingegen noch manchmal nach „dieweil" gerade Wortfolge. Inversion nach „und" ist häufig: „und ward keiner . . . gehalten". Freie Stellung von viel: „Welchs leichtlich geschiecht und viel"; „viel ein großer geck". Poetisch ist die Voranstellung der Beifügung im zweiten Fall: „des Hofs Weidwerck; der Francken König; mit fremder händel rat und gricht; der stimmen schön einhälligkeit"; sowie die Nachstellung des Beiworts und des zueignenden Fürworts: „die Jungfraw schön; reblaub frisch; die Römisch Rümling all; zwo Schwestern trew; Teutscher Kayser etlich; Freiheyt dein; solch blühend Alter frisch".

Hervorzuhebende Begriffe werden wie bei Hutten und Hans Sachs dem ganzen Satzgefüge vorangestellt und mit einem Fürwort wieder aufgenommen: „Dan schönes tuch, das ziert ain

pruch." Der von Nomen und Verbum abhängige und der freistehende Genitiv kommt bei ihm noch sehr oft vor: „vil der gelerter; der Sachsen zu spotten; volles laufes; nachgehender zeit". Ebenso die der ältern Sprache gemäße Nennform ohne zu: „Sie haben angefangen zehlen". „Er vnterlaßt nicht den Herrn preisen." Der Konjunktiv der Mitvergangenheit wird mit Präterito-Präsentien, selten mit „würde" umschrieben. Gebrauch und Bedeutung der Verhältniswörter sind noch vielfach altertümlich: „gegen ihnen; wider der Weiber"; „in" statt „bei": „in beschreibung der Franken"; „zu" mit dem Superlativ „zum heftigsten". Volkstümlich ist besonders die bei Fischart überaus häufige doppelte, sich nicht aufhebende Verneinung: „Es ist keiner kein Meister gleich." „Nimt keiner nicht ain rechten Tod." „Das man nicht hat noch kraft noch stärk." „Du kanst uns doch kain har nicht krümmen"; „nie nichts; niemand nicht" und die vielen „und" zwischen den zahlreichen parallelen Nebensätzen.

Nachlässig, aber auch der Umgangssprache gemäß ist die bei Fischart überaus häufige lockere Satzverbindung, das Aufgeben des begonnenen Satzgefüges: „Man list von Xerxe, dem beherrscher, daß, als er het zu mer gestritten, da ward er so ergrimmet sehr." Gelegentlich findet sich auch die Konstruktion *ἀπὸ κοινοῦ*: „Da lag im Fenster Eulenspiegel darzu lacht." Volksmäßig sind auch die häufigen mit „so" eingeleiteten bezüglichen Nebensätze: „dasjenig, so ich schreib; aus einem todem; so wird faul; wir, so die Donau bewonen." „Die Wasser, so den Garten gießen, seind die Flüß, so . . ." Bevorzugte Bindewörter Fischarts sind auch „dieweil", das neben der ursächlichen auch noch zeitliche Bedeutung hat, ferner „das" (durchwegs wie das Fürwort mit einem s geschrieben), „ohn das", „wann", auch in der neueren Bedeutung „sofern" und „als", nach älterem Gebrauche einschränkend und für späteres „wie" verwendet. Auch baut Fischart viele Nebensätze ohne Bindewort mit der geraden Wortfolge: „du meinst, du wolltest viel richten aus." „Ich hör auch, es hab ain dis Büchlin . . ." „Das macht, sie wissen ihre Bräuch"; auch mit Indikativ, wo man Konjunktiv erwarten sollte: „Ist derhalben, die Gallier haben vorzeiten die Griechisch sprach gepraucht."

Überhaupt liebt Fischart von Haus aus kurze Sätze und einfache Satzgefüge. (Viele Beispiele in der Praktik.) „Machen auß einem Leylach ein Roß. Deuten auff Spartanisch das Sternschiessen, der König hab was böses im Sinn. Suchen Fisch und Krebs ins Himmels Kuchen, da sie andere im Wasser oder in Platten suchen. Ey ja, zeig mir die Himmelskugel, hörst wol, Claus Narr wolt gern die Kegel darzu sehen." Oder in der Geschichtklitterung: „Ihr wüßt, die ersten menschen wonten in hülen. Da begab sich offt, daß die wilden Thier vnd Menschen wolten vor vngewitter, kält oder hitz in ein Hul schlieffen. Da wolt keiner das ander einlassen. Da gabs ein streit. Der mensch verbawet den eingang mit bäumen, hinter diesem Pollwerck schützt er sich. Das Thier verwart jhn, wann er ausging seinen jungen Storcken essen zu holen. Da kamen sie aneinander." Auch längere Satzgruppen bleiben übersichtlich, namentlich, wenn einem Hauptsatze eine Reihe gleichartiger einander beigeordneter Nebensätze folgen, was Fischart sehr liebt, z. B. im Nacht Rab:

O wie wird Gott mit denen handeln,
Die wider ihr gewissen wandeln,
Die so muthwillig widerstreben
Der warheit, die an tag ist geben,
Den so das liecht in d' augen scheint
Und dennocht noch darwider seint,
Die von der warheit nidergschlagen
Wie Paulus, ihr noch wider sagen.

Auch viele Prosaabschnitte zeigen eine Klarheit, Gleichmäßigkeit und klangreiche Abrundung, durch welche sie sich von der breiten und tonlosen Darstellung der damaligen Gelehrten- und Geschäftssprache wohltuend unterscheiden. In der Geschichtklitterung erscheint zum großen Teil eine lose, der Umgangssprache angepaßte Anreihung der Sätze, selbst bei inhaltlich deutlicher Unterordnung; besonders oft mit „und": „Haben mich meine Lehrmeister daran gewöhnt und gesagt, daß" statt: „dadurch, daß sie sagten." Besonders kennzeichnend ist es für Fischart, daß er nach einer zusammenhängenden Gedankenreihe einen zusammenfassenden Satz mit „und" eröffnet auch gegen die Vorlage: „En leur reigle." „Und ihr gantz Regul war . . ."; „ce": „Und ist wahrlich."

Altertümliche Erscheinungen sind: „oder — oder“, „noch“ als entgegenstellendes Bindewort, „zwar“, noch in der vollen Grundbedeutung, in Wirklichkeit: „Zwar nichts anders, als alle Wüterich“; ferner die Verwendung von „so“, selbst für Bedingungssätze; „ohn“ (auch für fors) in der Bedeutung „ausgenommen“: „Von allen Fischen, ohn vom Schley“ und in der Bedeutung von „nur“: „bestieg ers mit seim Volck, ohn die Kürisser ließ er draußen“; „daß nichts“ für „ohne daß“: „sans des pieds a rien toucher“, „daß er mit dem Fuß gar nichts berühret“; „demnach“, auch für parce und puisque; das spätmittelhochdeutsche Bindewort „zuvor“ statt des erst im 17. Jahrhundert dafür eintretenden „bevor“. Überaus häufig findet sich „wa“ für Bedingungssätze; weit über den sonstigen Gebrauch „doch“ für Beiordnung („ohne daß“) und Unterordnung („vorausgesetzt daß“). Eine Vorliebe hat er für „auch“, selbst für ensemble, mesme und für Bindewortlosigkeit der Vorlage. In vielen Fällen steht „auch“, wo „überdies“ und „außerdem“ zu erwarten wäre. Das erste Bindewort gebraucht Fischart selten, das zweite nie. Das altertümliche Bindewort „beide(s)“ für „sowohl — als auch“, „weder — noch“ steht selbst dort, wo es sich um mehr als zwei handelt; Fischart verwendet es sehr häufig bis in die letzte Zeit, was dem damaligen Gebrauche entspricht.

Doch an seinem Hauptwerk merkt man klar einen großen Fortschritt in der geschichtlichen Entwicklung des Satzbaus und zwar steigend durch die drei Fassungen durch mit der immer ausgedehnteren Verwendung der Unterordnung und der immer größeren Mannigfaltigkeit von Bindewörtern, welche den zahlreichen Abstufungen des syntaktischen Verhältnisses zwischen Haupt- und Nebensätzen immer mehr gerecht wird.

Wenn also Fischart im allgemeinen von Rabelais ausgeht, so bindet er sich doch nicht streng an dessen Satzfügung und trachtet, wo er gerade darüber nachdenkt, genauer und richtiger das syntaktische Verhältnis wiederzugeben. So setzt er für et in bestimmten Fällen entsprechende Bindewörter ein: Et soupoit tres bien: „Da fraß er auff mein trew wol.“ — Et par autant qu'un: „Gleichwol betracht, daß ein.“ Anderwärts verwendet er für et: „aber, sondern, ja, weil“; für elle est: „noch ist sie“; für

mais, gewöhnlich „aber“, in andern Fällen „auch, nicht, deßweniger“; für ou mehrmals „auch, entweder — oder“.

Wenn es das syntaktische Verhältnis erheischt, wählt Fischart gegenüber der Vorlage Unterordnung: dont repasserent par les dessus et trouverent les pelerins: „derhalben stutzten sie weiter, biß sie die Pilger fanden“; et moy me la prest à boire: „daß sie gleich bereit ist zu trincken.“ Beiordnung gibt er je nach dem Zusammenhang auch mit „dann, sintemal, demnach“ wieder. Für eine bezügliche Unterordnung setzt er richtiger eine kausale: qui point ne voy la lumière du ciel: „sintemal ich nicht des Himmels Liecht sihe.“

In den spätern Fassungen wird „und“ in bestimmten Fällen genauer wiedergegeben mit „oder, da, dann, darauf, sonst“; „aber“ der Abwechslung wegen auch mit „sondern, doch, jedoch, hingegen, nicht“; hier erscheint zuerst „dahingegen“. — „Welchs er zu danck annahm und sie schickten.“ In der zweiten Fassung wird „darauf“ für „und“ eingesetzt.

Das veraltete „dieweil“ in kausaler und temporaler Bedeutung wird immer mehr durch „weil“ verdrängt und dieses von ihm mit weit mehr Verbindungen versehen als von Luther und von Sachs: „alldieweil, alleweil, weil daß, allweil — unterdeß, weil — indeß“ und das im 16. Jahrhundert überaus seltene, zuerst im Theuerdank auftauchende „mittlerweil“.

Während bei Hans Sachs noch häufig „bald“ allein erscheint, verwendet es Fischart der jüngern Art entsprechend nur in Verbindungen „alsbald“ und „sobald“ (auch für quand). Zeitlichen Anfang bezeichnet er gewöhnlich mit „seither“, zeitliches Ende mit „biß, biß daß, solange biß, biß auch, als biß“. Das bei Sachs noch seltene Bindewort „damit“ erscheint bei ihm sehr häufig, bisweilen schon im Gegensatz zum ältern Gebrauch mit dem Indikativ: „damit ers ziel reicht“.

Die Vorliebe für Anklänge bringen ihn auch dazu, daß ihm bisweilen Lautverbindungen zu Gedanken und Sätzen werden. „Die Rhythmen seiner Sätze sind reinste Natur, das Temperament seines Lebens. Sein Rhythmus ist Jagd.“ „Mitunter hält er mitten in dem spitz zugegipfelten, gleichsam turmhoch aufgebauten Satzgefüge einen Augenblick inne, um im letzten Augenblick die

Rede noch heftiger strömen, noch lauter klingen zu lassen. Keine seiner Perioden läuft klanglos oder gar tonlos aus. Keine ist bloß auf das stumme Lesen, alle sind auf das lebhafte Sprechen angelegt."

Fischart war sich dessen bewußt, daß sein Stil im allgemeinen volkstümlich und dem deutschen Sprachgeist gemäß war. Er spottete darum wiederholt über das lederne Kanzleideutsch mit seinen gezierten Ausdrücken und seinen gesuchten, steifen und verschrobenen Wendungen, über das „Tintendeutsch" der Schreiber mit seiner Sprachmengerei und seinem latinisierenden Satzbau. Das war ganz im Sinne seiner Zeit, die sich gegen die Trockenheit, Eintönigkeit und Unnatur der Kanzleisprache wehrte. Luther hatte ihr Ansehen bereits gebrochen. Wie dieser, bemühte sich gleichzeitig der bayrische Geschichtsschreiber Joh. Aventin, sich möglichst in Stil, Wortschatz und Satzbau von der Kanzleisprache zu entfernen. Johannes Clajus erhob in seiner Grammatik (1578) mit Ablehnung der Kanzleisprache Luthers Deutsch zum Muster für Theorie und Praxis, und eine Schulverordnung von 1575 erklärte unter Bekämpfung der weitschweifigen, unverständlichen Satzgefüge: „Der Stilus soll nicht kanzleiischer Art sein." Aber Fischart ist gelegentlich doch auch selbst in das von ihm so verpönte papierne Deutsch, in den steifen Kanzleistil, in den Bann der lateinischen Syntax verfallen. Bei einem auf der Höhe der Bildung stehenden Schriftsteller des 16. Jahrhunderts wäre das auch kaum anders denkbar. Baute doch auch Luther im Gegensatz zu seinem sonstigen echt deutschen, volkstümlichen, lebendigen Stil in amtlichen Briefen und in Übersetzungen aus dem Lateinischen undeutsche langwierige Satzgruppen voll von Einschachtelungen. Halbe Seiten lang zieht sich so dieselbe Periode fort, über die Punkte und neuen Zeilen hinweg, durch die Fischart häufig nur für das Auge Vordersatz von Nachsatz trennt. Infolge der Einschachtelungen stoßen jeden Augenblick zwei und mehr Konjunktionen zusammen: „daß, dieweil"; „derwegen wie berührt"; „allein demnach nun"; „wann vnd demnach"; „Nachgehends dan deßhalben, weil"; „folgend daß demnach"; „Sonsten anlangend daß"; und besonders häufig: „Seiteinmal, das". Zur Verstärkung der Gespreiztheit werden würdevolle zwei- oder mehr-

gliedrige Formeln eingefügt und die Flexions- und Bildungssilben nur in voller oder zerdehnter Form gegeben.

Diese Schreibart widerstrebte durchaus der Persönlichkeit Fischarts. An solchen Stellen schreibt nicht der Dichter, sondern der gelehrte Jurist, der sich einem hohen Gönner zu einer Amtmannsstelle empfehlen möchte. Der Schriftsteller nimmt förmlich eine Maske vor, er schreibt nicht seiner Natur entsprechend. Überhaupt gelang ihm der Stil des Ernsten, Würdevollen nur schwer. Er fand keine Freude daran. Bietet ihm seine Vorlage z. B. Rabelais' würdige, steife Briefe und Reden zur Übersetzung dar, so hat sich Fischart entweder mit lediglich mechanischer Verdeutschung begnügt, wie im 32., 34. und 52. Kapitel, so daß das Ganze recht ungeschickt, schleppend und eintönig ausfällt oder er bringt es nicht zuwege, längere Zeit hindurch diesen Ton festzuhalten, sondern durchbricht die Darstellung, namentlich in späteren Auflagen durch allerlei Wortspiele und Späße.

In solche Stellen mengt er auch gern lateinische Wörter und Redewendungen ein: adde; ergo; et converso; per consequens; modum praefationis; jura, leges, responsa und opiniones. Eine solche Vermengung von Latein und Deutsch wie in seinen handschriftlichen Randbemerkungen findet sich allerdings in den für den Druck bestimmten Werken nie. Überaus häufig zitiert er im Scherz wie im Ernst lateinische Sprichwörter, Redensarten und Verse. Endlich ahmt er auch lateinische Konstruktionen nach. Vor allem den Akkusativ cum infinitivo, der den altgermanischen Sprachen schon geläufig ist, im Mittelhochdeutschen sich fast ganz verliert, hingegen in der Prosa des Frühneuhochdeutschen mit einem Mal massenhaft auftaucht, zweifellos unter dem Einfluß des Humanismus.

Viel häufiger als bei anderen Schriftstellern jener Zeit erscheint er bei Fischart, nämlich dort, wo er sie im Ehezucht- und Trostbüchlein und in seiner Verdeutschung des Lazius unmittelbar den lateinischen Vorlagen entnimmt. Zum Beispiel se non esse commentatum secum, „fürgebend, sich unvorbereitet sein" oder ut homines se homines esse meminerint, „das die Menschen sich Menschen sein müssen, erkennen", aber auch in selbständigen Dichtungen, z. B. im glückhaft Schiff, „den soll kain Teutschen

sein, man sagen"; in der Geschichtklitterung: „Der Wolffheudig Cain (welcher ohn diß Mathesius beschreibt, den Lycaon gewesen sein) zog ..." Ferner die Auslassung des Verbum substantivum, sowie der Hilfszeitwörter bei den umschriebenen Formen, ein Überbleibsel des echten Aktenstils, das aus der lateinischen Urkundensprache des 14. Jahrhunderts in die deutsche Kanzleisprache und zu Luther und Fischart gedrungen und heute ein Stilmittel der gehobenen Sprache ist. Beispiele: „daß welche dieselbige abzuschaffen vorhabens (sind)." — „Als Kundlob die schädliche weiß erkannt (hatte), wart er ..." — „so eingeschlaifet (worden)" —. Wo diese Hilfszeitwörter standen, tilgt er sie in den spätern Auflagen der Geschichtklitterung: „Wie wohl die sach also geschaffen [ist]; alsbald sie kommen [sind]." Wahrscheinlich wollte er wie Luther diese schwach betonten Wörtchen am Satzende vermeiden.

Lateinischen Einfluß erweisen auch die Beifügungen: „Er, Franz Rabelais; Er, Thomas Guarin", weiters die Verwendung des Verhältniswortes „in" mit dem vierten Fall der Ländernamen in der Bedeutung „nach": „als damals auch vil in Asien vberschifften", und die von Fischart sehr bevorzugte Vorausstellung des Relativums und des Subjekts namentlich vor Adverbialsätzen: „Welchs, als es dem König angesagt war, ließ er ..." „Welcher, sobald er ihn ansichtig ward, rufet er ..." „Welches, nachdem der Gimnaste verrichtet ..." „Der Mönch, als er diß ... vermarckte." „Die Griechen, wann sie wolten." (Auch bei Sachs.) Undeutsch sind auch Partizipialkonstruktionen wie „in sonderheyt anhörend" und „ohn einige gepflegte rhu des Pferds noch seiner" in der Verdeutschung des Amadis für ayant entendu und ne repaissant ne luy, ne son cheval; doch auch in derselben Verdeutschung unbeeinflußt von der Vorlage: „der E. L. dessen wartend ist"; „die jn getrieben hat, meiner Person unbegrüßt hinweg zuziehen".

Den steifleinenen, trockenen und weitschichtigen Kanzleistil mit den nicht leicht entwirrbaren Einschachtelungen der Satzgefüge wendet Fischart hauptsächlich wie auch andere Dichter seiner Zeit in Widmungen und Vorreden zu gelehrten oder politischen Werken an, so z. B. am Schluß der an den Grafen Philipp von Hanau gerichteten Vorrede zu den biblischen Historien: „Ich, E. G.

williger Diener, aus bedenken erstlich E. G. angebornens hohen verstands, den die sither, als E. G. ich allhie samt deren gewesenem Preceptoren D. Delio gekant, mit färtiger erlehrung Weishaitförderlicher guter künst vnd sprach auch erfarung fremder Länder, geschärfset hat vnd gemehret, vnd deshalben on zweifel von allerhand wichtigen sachen, fürnamlich aber solchen leutseligen künsten als das malen ist, ain verständiges vrthail erholet, Seit ainmal E. G. mehrerthails solche Land vnd Stät, die ich hie oben bestimmt, vnd daselbs vorhandene kunst geacht sein, hab gemeldet, vor kurzen Jaren durchraiset vnd erkündigt haben ..." In der „wolmeinenden Erinnerung" zum Bündnis von Bern, Zürich und Straßburg: „Zumal vnd insonderheit, wann solche vergleichung zu keines andern beschwernus, sondern wie gedacht, zu mehr sicherung forterer fridlichen geniesung der vralten freiheit ist angesehen, auch dieselbigen benachbarten, mitt denen wir vns in einigung einlassen, on diß, Nation, sprach vnd Landgebräuchen nach, sich mit vns viler maßen vergleichen, auch in" usw.

Der lateinische Prosastil Fischarts, wie er sich in seinen Vorreden zum Onomasticon und zur Disputatio in haereticis coercendis äußert, zeigt auch Merkmale seiner deutschen Schreibweise, so die zwei- und mehrgliedrigen Formeln: propugnatio et defensio; discussa decisaque; Häufungen von Synonymen: excruciatos, necandos, cremandos, torrendos, profligandos ... esse; Reimprosa: rogatos et hortatos, auch verbunden mit Stabreim und einem trefflichen Wortspiel: famosos illos Inquisitorum fumosos; ja sogar eine eigene griechische Wortschöpfung: in δοξόσοφος (scheinweise) fügt er μονος ein, also δοξομονόσοφος, einer, der sich einbildet, allein weise zu sein.

Andere Erscheinungen, wie die Häufung rhetorischer Fragen, Asyndese, Gegenüberstellungen mit Verwendung von Fürwörtern: hi armis ..., contendunt, illi ... enituntur, neben langatmigen Satzgefügen mit vielen eingeschachtelten Sätzen auch eine logische knappe Ausdrucksweise: erro, humanum est, ergo humaniter ferendus, die sich auch sonst bei Fischart finden, sind in diesem besonderen Fall, namentlich die Redewendungen ut jam taceam; ut ita dicam, doch von Cicero beeinflußt. Im übrigen sucht er sich deutlich von diesem Einfluß zu befreien.

*

Der Stil ist der Mensch selbst, seine geistige Betätigung, vor allem bei einer so ausgeprägten, selbständigen Persönlichkeit wie Fischart. Während seine Sprache den Schriftstellern seiner Zeit, seiner Heimat und Bildung ähnlich ist, räumt ihm sein eigenartiger und eigensinniger Stil eine Sonderstellung unter allen deutschen Schriftstellern ein. Bei der Vielseitigkeit seines Schaffens und Wesens ist allerdings sein Stil durchaus kein einheitliches, auch kein von ihm allein geschaffenes Gebilde. Es wechselt mit der mannigfachen Art, mit Zweck und Stimmung seiner Schriften, es ist beeinflußt von heimischen und fremden Schriftstellern, von volkstümlichen und gelehrten Strömungen. Die Widersprüche in seinem Wesen äußern sich auch in den Vorzügen und Schwächen seiner Schreibweise. Die Ungleichartigkeit seines Stils wird außerdem durch seine zahlreichen, zumeist wörtlich verdeutschten Vorlagen und die vielen nicht immer sprachlich verarbeiteten Quellen verschuldet. Trotz alledem ist sein Stil so kennzeichnend, so persönlich, so eigentümlich und absonderlich, daß der Verfasser aus jedem kleinen Abschnitt unschwer zu erraten ist, zumal sein Stil im Lauf der Zeit keine merkbaren Wandlungen durchmachte. Kräftiger äußert sich Fischart in der Prosa, wo der Strom seiner Rede über die Ufer fluten kann, während ihn in der Dichtung das Bett von Vers und Reim zu sehr beengt.

Der Grundstock seiner Schreibweise ist die lebendige Umgangssprache, auch der niederen Schichten. Wie Luthers Sprachgewalt zumeist aus dem Volksmund stammt, so hat auch Fischart dem gemeinen Mann aufs Maul gesehen, seine sprichwörtlichen und bildkräftigen Wendungen, seinen kernigen Humor belauscht, auch mit allen niedern, häßlichen und derben Ausdrücken übernommen. Früh wirkte als Gegengewicht die humanistische Bildung des Straßburger Gymnasiums ein, vor allem der Einfluß Ciceros, der mit seinem zwingenden Stil die deutschen Gelehrten jener Zeit in seinen Bann zog, auch für ihre deutschen Schriften und Reden; Fischart allerdings wegen seiner Selbständigkeit und völkischen Gesinnung in weit geringerem Grade. Vor Beginn seiner schriftstellerischen Tätigkeit lernte er die satirischen Reimdichtungen von Brant und Murner, die Schwänke von Hans Sachs, Scheits Grobianus kennen, sowie die volkstümlich ge-

haltenen Kampfschriften von Nas mit den sinnfälligen Wendungen, der Reimprosa und dem Spiel mit den Namen seiner Gegner, die Fischart gern nachahmte.

Früh gewann er auch Anregung aus Frankreich, von Rabelais' grotesker Satire und grobkörnigem Realismus, von dem Schwulst und der Überladung im Stil der Amadisromane. Sicher kannte er auch Du Bellays Programmschrift La défense et illustration de la langue française. Wie später von Fischart, wird bereits hier geklagt über die Bevorzugung der antiken Sprachen gegenüber der heimischen durch unverständige und hochmütige Gelehrte. Im Rückblick auf die Dichtersprache des alten Hellas verlangt hier auch Du Bellay von den heimischen Dichtern eine Erneuerung, Bereicherung und Ausschmückung der französischen Sprache allein durch heimische Mittel, empfiehlt den Gebrauch altertümlicher und mundartlicher Wörter, Neubildungen durch Ableitungen und Zusammensetzungen und vor allem von Bildungen zusammengesetzter ausdrucksvoller Beiwörter mit Vermeidung landläufiger Eigenschaftswörter; alles Vorschläge, die nicht nur die Dichter der Plejade, sondern auch Fischart durchgeführt hat.

Im Mittelpunkt seines Schaffens steht die satirische Dichtung mit einer realistischen Darstellung der unzulänglichen Wirklichkeit, die er scharf beobachtet, und wo er das Niedrige, Häßliche in Gegensatz bringt zu seiner idealen Auffassung. Am wohlsten fühlte er sich in der phantastisch ungebundenen Schreibweise der Satire und der überschäumenden Laune. Hier spricht sich „das ganze leichtlebige Wesen des Südwestdeutschen aus; Weinblut sprudelt in seinen Adern und unterscheidet ihn von den biertrinkenden Sachsen". Unübertroffen ist er überhaupt im Stil der Satire und der Komik. Rasch und bewegt, doch nicht sprunghaft und abgerissen, „nach einer Spitze hinstrebend, die er niemals verfehlt". Hier bestehen die meisten Satzgefüge „aus einer oft sehr großen Zahl priamelartig aufeinander gebauter Vordersätze, welche in der höchsten Bewegung der Komik reimend aneinander schlagen" und denen sehr oft ein unerwarteter Schlußsatz folgt. In einem solchen Satzgefüge spiegelt sich die pfeilgeschwinde Schnelligkeit der Gedanken, das Rüstzeug der Komik und Satire vollständig ab.

Die schärfere Absonderung der Satire, die Ironie, übt der Dichter zumeist als Benutzer fremder Vorlagen aus, so im Podagrammischen Trostbüchlein und im Biencorf, wo er in den Zusätzen diese ihm etwas fremde Art nicht dauernd festhält.

Hingegen waltet in mehreren Dichtungen frei der echte deutsche Humor, der auch bei Fischart mit heiterem Gemüt und behaglicher Laune menschliche Schwächen, spaßhafte Begebenheiten und Lagen belächelt, so vor allem im Eulenspiegel Reimensweis, im Flöhhatz, auch in mancher selbständigen Ausführung der Geschichtklitterung. Diese Auffassung ergibt auch hier und in den hübschen Zustandsbildern im Lob des Landlusts eine realistische Darstellung, wo die ästhetische Forderung nach Lebenswahrheit durch Ausmalung aller Einzelheiten erfüllt wird. Ja viele Schilderungen in der Geschichtklitterung, die der ekelerregenden Garküche am Schluß des zweiten Kapitels und das unflätige 16. Kapitel mit der „Erfindung künstlicher Gesäßwisch" durch den jungen Königssohn spiegeln auch in Wortwahl und Stil den nackten Naturalismus wieder.

Es ist begreiflich, daß bei Fischarts leidenschaftlicher und launischer Art die subjektiven und objektiven Eigenschaften des Stils besonders fließend und wechselreich sind, so gelang ihm auch in einer begnadeten Stunde ein Meisterstück des Impressionismus: die Trunkenlitanei, wo man bei dem ersten Eindruck nur wandelnde Formen und zerrinnende Linien wahrzunehmen glaubt, ein wirres Durcheinander, abgerissene Gespräche, gepfefferte Witze, Lallen, Geschrei, Gesang und Gebrüll der trunkenen Gäste. Doch allmählich entwirrt sich der scheinbare Wirrwarr zu einem lebensprühenden abgerundeten Bild, zu einem wirksam gesteigerten Vorgang, wo die einzelnen Begebenheiten einander notwendig folgen und einen ästhetischen Gesamteindruck erwecken. Meisterhaft auch dadurch, daß in der ganzen ausgedehnten Schilderung der einheitliche Ton durchaus festgehalten ist.

Im Gegensatz dazu weisen viele Reimdichtungen Fischarts, die erbaulichen, religiösen, vaterländischen, die Lobgedichte auf Deutschland, auf seine Heimatstadt und mit ihr befreundete Städte, auf bedeutende Persönlichkeiten und allegorische Gestalten einen ausgesprochen idealisierenden Stil auf. Hier werden auch Ideale ge-

rühmt: die Vaterlandsliebe, die Frömmigkeit, die Wahrheit und andere Tugenden; hier werden Persönlichkeiten, wichtige und nebensächliche Ereignisse und Gegenstände in einen größern Zusammenhang gerückt, auf eine höhere Stufe gehoben und verklärt, deren Schwächen und Fehler gemildert und beschönigt. Hier erscheint auch das Pathetische, vor allem in religiösen und vaterländischen Gedichten, das Liebliche in der Anmahnung zur Kinderzucht und dem Lautenlob, das Idyllische im Lob des Landlusts und anderwärts mit einer diesen ästhetischen Erscheinungsformen entsprechenden Wahl von höheren, reineren, edleren Wörtern und Wendungen, schönen Bildern und Vergleichen in einer gehobenen Sprache.

Wie bei allen satirischen Schriftstellern, so ist auch Fischarts Darstellung in satirischen und polemischen Dichtungen durchaus subjektiv; selbstverständlich, weil er doch den angegriffenen Gegner, die feindliche Anschauung sowie lächerliche oder verabscheuungswürdige Erscheinungen persönlich bekämpft oder verspottet, weil er auch an seinen Helden oder den behandelten Gegenständen den engsten Anteil nimmt, die Leser am Beginn und am Schluß, auch mitten in der Darstellung anspricht, sowie in seinen Lobgedichten, die zu rühmende Person oder den Gegenstand anruft.

Fischart ist „eigenwilliger Zwingherr der deutschen Sprache", darum ist er von der Schreibweise Luthers, die damals allgemein als Vorbild nachgeahmt wurde, fast unabhängig. Er hätte sich auch einer damals etwa bereits geregelten und gefestigten Schriftsprache nicht ganz unterworfen, um so reicher konnte er über die vielgestaltigen Mittel der damaligen Sprache frei verfügen. Er verstand es, „das Zarteste und das Gewaltigste, das Ernsteste und das Lustigste, das Edelste und das Gemeinste fast gleich gut und oft überraschend auszudrücken. Er hat eine Bildlichkeit der Rede, welche über das Gewöhnliche weit hinausgeht". Er schreibt schwungvoll in der Begeisterung, herzlich, innig und weich in erbaulichen und idyllischen Dichtungen, herb, scharf, mit niederschmetternder Wucht des Ausdrucks in satirischen und polemischen Schriften.

Doch seine strotzende Überfülle, seine Weitschweifigkeit und seine

Übertreibungen führen zur Manier. Seine Satzgefüge gleichen oft weiten, bauschigen Mänteln mit fließenden Falten und überlangen Schleppen. Ohne Aufhören springt er nach links und rechts, nimmt dann den verlorenen Faden wieder auf und hält ihn mit unermüdlicher Kraft in langen Nachsätzen fest. Diese unablässig weiterhastende Darstellung erweckt den Eindruck des Gehetzten, Atemlosen, nervös Erregten. „Der Stil von Gewaltmenschen, die sich verzehren wie er und mit vierzig Jahren sterben. Der Stil eines Jahrhunderts, das an die Urquellen des Lebens gekommen war und es nun vergeuden durfte.“ Er war ein kühner Wortschöpfer. Doch seine Wortbildungen sind oft Verbildungen. Er ging sprachschöpferisch, doch auch sprachzerstörend vor. Hatte Luther seine Bibelsprache mühsam „von Wacken und Klötzen gereinigt“, so warf Fischart wieder Schlacken hinein, „und wo man dort wie über ein gehobelt Brett gehen konnte, strauchelt man hier Schritt für Schritt. In diesem bachanalischen Gewirr von Witz und Sprachkraft kommt man vor lauter Reichtum zu nichts, und die Leichtigkeit, mit der Fischart seine Gaben geltend macht, kommt dem Leser desto schwerer an“. Seine Darstellung ist streckenweise verschwommen, unklar und bisweilen ganz unverständlich. Ihm fehlt es an Gestaltungskraft, Geschmack und Maß, Rücksicht auf Gleichmaß und Sauberkeit der Sprache; von der Schönheit der Form ganz zu geschweigen. Was er in der Eile, im Übermut, aus Nachlässigkeit, im Eifer des Kampfes hinschrieb, das blieb. Von einer Feile in den neuen Auflagen ist nur wenig zu merken. Bei den vielen umständlichen Zusätzen in den spätern Auflagen der Geschichtklitterung und des Bienenkorbs hat er fast keine der zahlreichen Versehen, der mißverständlichen Andeutungen, mißglückten Wortspiele oder ganz sinnlosen Wendungen der ersten Fassung gebessert.

Diese Mängel treten natürlich bei nichtsatirischen Schriften um so greller zutage, weil sie die gehobene Stimmung stören und zerstören, am übelsten im Ehekapitel der Geschichtklitterung. Solche Abschnitte mit unbegründetem Wechsel der ästhetischen Auffassung und Darstellung sind geradezu stillos.

„Fischarts Stil mit seiner wunderbaren Beweglichkeit, mit

seinem eiligen, hastigen, gleichsam ziellosen Vorwärtsströmen in das Formlose und Ungeheuere hinaus, dieser Stil mit seinem Aufeinanderhäufen und Zusammentreiben einer verwirrenden, betäubenden Menge ganz verschiedener Dinge, deren jedes mit einer besonderen Zunge zu uns zu reden und uns anzuschreien scheint — dieser Stil ist ein treffendes, merkwürdiges und unnachahmliches Abbild seines Jahrhunderts mit seiner ziellosen Beweglichkeit, seiner hastigen Unruhe, seinem atemlosen Rennen, seiner Beschäftigung mit tausend verschiedenen Dingen, seiner Streitsucht, seinen tausend einander sich durchkreuzenden und gegenseitig aufhebenden Bestrebungen, Richtungen, Begehren und Wünschen". So sind die eigenartigen Vorzüge und Schwächen seines Zeitraumes, beide zu einer höherer Stufe gesteigert, in seinem Stil zusammengetroffen und liegen miteinander im Streit.

Nachhaltiger als der Inhalt seiner Schriften hat Fischarts Stil auch über die nächsten Jahrhunderte hinaus gewirkt. Dessen Schwächen wurden schon 1624 von Julius Wilhelm Zincgref richtig beurteilt: es sei aus Fischarts Dichtungen „abzunehmen, was stattliches dieser mann hätte leisten können, wan er den Fleiß mit der Natur vermählen und nit vielmehr sich an dem, wie es ihm einfältig aus der Feder geflossen, hätte begnügen wollen, . . . welchen Mangel ich jedoch mehr der unachtsamen Gewohnheit seiner Zeiten, als ihme selbsten zuschreibe".

Fischarts Stil mit den besondern Kennzeichen, auch seine langatmigen überladenen Titel haben vor allem im 17. Jahrhundert mittelbar und unmittelbar gewirkt auf Volksbücher, Romane, satirische, didaktische und polemische Schriften und Dichtungen, so zunächst auf das von einem unbekannten Elsässer, wahrscheinlich einem Angehörigen der Straßburger Akademie verfaßte Lalebuch (1597) und dessen Fortsetzungen, ferner auf Wolfgang Spangenberg, Ägidius Albertinus, Matthias Abele, Valentin Andreae, Guarinonius, Joh. Balth. Schuppius, auf Moscherosch und Grimmelshausen, auf viele minder bedeutende Schriftsteller und später noch mittelbar und unmittelbar auf Clemens Brentans, geringer auf Arnim und Jean Paul, in den Ausläufern auf Immermanns „Münchhausen" und Vischers „Auch Einer", auf W. Raabe, Arno Holz, Ompteda, Kolben-

heyer u. a. Die Nachwirkung seines Stils währte also ziemlich lange, doch blieb sie im allgemeinen mehr auf besondere Eigenheiten beschränkt. Darum wurde der Wunsch, den Gervinus ausspricht: „Wie ein Goethe für seinen sanften Humor bei Hans Sachs, so muß ein künftiger Satiriker in Fischarts Walde Holz ausbeuten", bis heute noch nicht erfüllt.

2. Technik und schriftstellerische Persönlichkeit.

Entspringt der Stil eines Schriftstellers einem angeborenen, mehr unbewußten innerlichen Verfahren als Äußerung seiner ganzen Auffassungsweise und sprachlichen Gestaltungskraft, als ein Spiegel seiner Persönlichkeit, so besteht die Technik aus einem mehr bewußten äußerlichen Verfahren, das nach einer in bestimmten Zeiträumen und für bestimmte Dichtungsgattungen ausgebildeten Methode verstandesmäßig ausgeübt wird. Darum weisen auch unbegabte und unpersönliche Schriftsteller eine mit Benützung erlernter Handgriffe gut ausgebildete Technik auf, doch keinen eigenartigen Stil. Umgekehrt bei Fischart, dessen Stil sein ganzes Wesen wiedergibt, dessen Technik aber bei den meisten, auch den umfänglichsten und bedeutendsten Dichtungen im Kern von seinen Vorlagen übernommen wurde. Abgesehen davon, daß er vornehmlich bei seinen satirischen Jugenddichtungen in der ganzen Anlage und Auffassung von Brants Narrenschiff, von Murners Narrendichtungen und Scheits Grobianus sichtbar beeinflußt ist, auch von Hans Sachs, von dem er Schwänke und Spiele oft benützte und den er anerkennend erwähnt, liegt seine Eigenart auch zumeist in der freien Ausgestaltung fremder Gedanken und Stoffe. Es entsprach eben nicht seiner Begabung, einen geschlossenen übersichtlichen Aufbau für selbständige größere Dichtungen anzulegen, vielmehr ist für ihn die Ausmalung im einzelnen die Hauptarbeit. „Seine üppige Kraft ergreift das fremde Gerüst, wie die traubenschwere Rebe sich Stab und Geländer sucht." Fischart beläßt den Aufbau, den Gang der Handlung, die Einteilung in Hauptstücke und Unterabteilungen, Gliederung und Anordnung seiner Vorlagen ungeändert, umkleidet aber mit seinen wortreichen Umarbeitungen das fremde

Gebälk. Das geschieht durch ein ihm eigentümliches Vorgehen, indem er seine Vorlagen, meist ohne Streichungen und Änderungen, genau und richtig, häufig auch umständlich verdeutscht und außerdem noch zahlreiche Zusätze von wenigen Wörtern bis zu vielen Seiten einschiebt, die bei vorhandenen spätern Auflagen immer noch vermehrt werden. Sie enthalten hauptsächlich satirische Schilderungen damaliger Zustände und Persönlichkeiten, sowie launige Einfälle, die aus der gegebenen Lage hervorgehen und nur zu oft durch Breite ermüden, doch niemals ein neues Motiv zur übernommenen Handlung selbst hinzufügen.

Diese besondere Arbeitsweise kann ja auch als Technik bezeichnet werden. Sie beeinträchtigt aber beim Eulenspiegel Reimensweis, bei der Umgestaltung von Holtzwarts Flohklage, bei der Bearbeitung von Plutarchs Abhandlungen über die Ehe und die Kinderzucht, beim Lob des Landlusts, wo überall die Vorlagen dadurch ungefähr verdreifacht wurden, empfindlich deren Knappheit und Geschlossenheit. Ebenso bei der Bearbeitung von Pirkheimers Podagrae laus, wo überdies das vor Gericht sich verteidigende Podagra durch den Vortrag von längeren Gedichten und Schwänken, die mit dem eigentlichen Gegenstand nur sehr wenig oder gar nichts zu tun haben, stark aus der Rolle fällt. Bei der Geschichtklitterung kommt noch hinzu, daß die Ereignisse und Persönlichkeiten von Rabelais' Gargantua lange Strecken, ja durch frei eingefügte Kapitel hindurch gänzlich verschwinden und daß diese deutschen Verhältnissen angepaßt sind, wodurch wie beim Bienkorf, wo Marnix durch scheinbare Bekämpfung der Ketzer und ironisches Lob der römischen Kirche diese der Lächerlichkeit preisgibt, Fischart aber in seinen Zusätzen diesen Ton nicht festhält, die in den Vorlagen herrschende Einheitlichkeit der Auffassung und die Gleichmäßigkeit der Darstellung zerstört wird. Wiederholt ist bei seinen Bearbeitungen ein allmähliches Erlahmen des Eifers sichtbar, indem in der Geschichtklitterung wie im Bienenkorb die Zusätze nach und nach an Zahl und Umfang abnehmen. An Sebischens Verdeutschung der Feldbaubücher von Libaut und Stephanus stilisierte er nur ungefähr hundert Seiten des ersten Buches um, während man in den spätern Büchern nur selten seine Hand bemerkt.

Eine ganz andere Arbeitsweise übte Fischart beim Mittelstück des Ehezuchtbüchleins aus, wofür er Auszüge aus einigen verschiedenartigen Werken, die er zum Lobe des Ehestandes verwenden konnte, teils wörtlich übernahm, teils willkürlich abänderte, teils in Verse umdichtete und ohne Plan und Richtschnur, ohne Übergang, ohne deutlichen Anfang und Schluß aneinander reihte. Eine ähnliche mosaikartige Zusammensetzung findet sich auch in der Praktik von 1572, wo er auch mehrere Quellen wörtlich oder frei verwertete, doch im Stil zu einer gewissen Einheitlichkeit verschmolz, in der Anordnung den Kalendern seiner Zeit folgte und sich von seinen Quellen, den scherzhaften Praktiken dadurch vorteilhaft abhebt, daß er hier den satirischen Ton durchaus festhält. Diese übersichtliche Technik und dieser gleichmäßige Stil erlitt in der Fassung von 1574 einen schweren Stoß durch die Übernahme neuer, fast wörtlich den Quellen entnommener maßlos breiter Zusätze, die zum Teil ganz fremdartiges Zeug mitschleppen.

Auch in anderen Schriften Fischarts finden sich ähnliche, aus Flicken verschiedener Vorlagen zusammengenähte Stellen. Zu seiner Arbeitsweise gehört es eben, daß er sich während des Lesens zahlloser Bücher ihm wichtige Aussprüche auf Zettel herausschrieb und diese wahrscheinlich nach bestimmten Gesichtspunkten anordnete, um sie bei der Bearbeitung fremder Vorlagen als Einschübe zu verwerten. Von literarischem Diebstahl kann hiebei nicht die Rede sein — ganz abgesehen davon, daß man damals viel milder über das Abschreiben dachte —, weil er seine Quellen gewöhnlich nannte oder doch andeutete und sie meist auch sprachlich bearbeitete.

Aneinanderreihung zahlreicher Trink- und Schlemmerlieder kommt auch in der Trunkenlitanei vor, doch nicht wahllos durcheinander gerüttelt, sondern ausgewählt nach dem künstlerischen Grundsatz der allmählichen Steigerung. Noch greifbarer und wirksamer ist im Jesuiterhütlein, dessen Aufbau selbständig ist, die vom Anfang bis zum Schluß in einer lebhaft bewegten Handlung folgerecht durchgeführte Steigerung. Ziemliches Ungeschick hingegen zeigt die Technik seiner Erstlingsdichtung Nacht Rab, wo auch die beabsichtigte Einkleidung in eine Fabel gleich nach den ersten Versen aufgegeben wird.

Bei erzählend-beschreibenden Dichtungen bieten die berichteten Ereignisse ein Rückgrat für den Aufbau der Handlung, so beim Dominici Leben die lose Anreihung von parodierten, einer katholischen Quelle entnommenen Legenden, beim Glückhaft Schiff der gereimte Bericht eines Augenzeugen. Das Glückhaft Schiff ist trotz manch fremder Anregung eine selbständige Dichtung, auch in der Technik durch die Beseelung der Landschaft, die eingeführten Gespräche, die bei Fischart seltene, knappe und abgerundete Darstellung und durch den wirksamen Eingang und Abschluß, wo die durch unverdrossene handfeste Arbeit erzielte Leistung der Züricher als wirkliche Tat gegenüber den Mythen des Altertums und am Schluß als Friedenswerk gegenüber dem Beutezug der Argonauten erhoben wird. Meisterhaft erzählt nach fremder Vorlage, doch ziemlich selbständig ist sein köstliches Gedicht „Der Kuckuck und die Nachtigall".

Beim Gegenbadstüblein wurde ein ungemein wirksamer Aufbau dadurch verursacht, daß hier Fischart vom Anfang bis zum Ende alle Angriffe von Badweylers Badstübl in ganz persönlicher leidenschaftlicher Polemik mit übermütiger Laune und Bosheit verhöhnt, auch mit schlagenden Antithesen und gelungenen Wortspielen abführt.

Durchaus auf der Gegenüberstellung von Petrus und dem Papst ist das selbständige Gedicht Malchopapa aufgebaut. Auch das Lob des Landlusts, wo der von Horaz übernommene Gegensatz zwischen Stadt und Land von Fischart kräftiger herausgebildet wird durch die Einzelausmalung der Freuden des Landlebens und der Beschwerden des Städters. Am Beginn des Lobs der Laute wird dieses sein Lieblingsinstrument durch den Gegensatz gegenüber den lärmenden Hörnern und Trommeln, welche das Herz verwildern und zum Töten aufreizen, sowie mit der Pfeife, die das menschliche Antlitz entstellt, nachdrücklicher gepriesen.

Die persönliche Technik Fischarts läßt sich besonders feststellen bei selbständigen Dichtungen, vornehmlich bei seinen Bildergedichten, sowie bei den gereimten Einführungen und Beigaben zu fremden Werken, die er verdeutscht oder nur redigiert hat. Bei den Bildergedichten bot ihm die zu beschreibende Zeichnung

oder die zu feiernde Persönlichkeit des beigegebenen Bildnisses, bei den übrigen Gedichten der Gegenstand des von ihm zu besorgenden Werkes einen Ausgangspunkt. Selbständig hinzugefügt sind von ihm stets Eingang und Schluß, die meist bei größerem Umfang des betreffenden Gedichtes etwas länger geraten.

Diese Art Dichtungen beginnt gewöhnlich mit einer allgemeinen Betrachtung, einem Sprichwort oder Vergleich, einem Merkspruch oder Beispiel aus der Geschichte, dem antiken Mythus oder aus der Heiligen Schrift, die zu dem Stoffe selbst eine Beziehung haben, in der Form oft mit rhetorischen Fragen, Ansprachen und Ausrufen an die Leser, an die Gegner oder den zu behandelnden Stoff. Der Prolog zum Gesangbüchlein wird mit dem Gedanken eröffnet, daß die wahre Gemeinde Christi durch Verfolgung und Unterdrückung nur noch gestärkt werde. Ausnahmsweise beginnt der Barfüßerstreit mit dem Bericht über ein eigenes Erlebnis. Die Überleitung zu dem eigentlichen Inhalt wird gewöhnlich mit dem Wörtchen: „gleich, wie, wie dann, wie vielmehr, daher, und also, also auch" vollzogen.

Auch die Ausgänge enthalten deutliche Schlußformeln, die ähnlich angelegt sind wie die Anfänge, doch sind sie seltner in der Form von Fragen, öfter als Ansprachen gehalten. Eingang und Schluß sind meist in den einzelnen Gedichten voneinander verschieden, außer wo sie der besondern Wirkung wegen in Form und Inhalt miteinander übereinstimmen. So lautet z. B. beim Gedicht an die Bundpäpstler der Anfang: „Also fahrt fort, ihr Romanisten" und der Schluß: „Wohlan, fahrt fort, ihr Romanisten", beidemal mit dem Reimwort „Antichristen"; auch bei der Einleitung zum Bündnis, wo am Beginn und am Schluß die Freiheit, beim Gedicht auf die Kunst an beiden Stellen die bildende Kunst, beim Lob der Laute die Musik gerühmt und beim Gruß an die Spanier dieses Fischart verhaßte Volk verhöhnt wird.

Während die meisten dieser Gedichte mit frommen Wendungen schließen, werden die religiösen auch damit eröffnet. Trotz dieser Gemeinsamkeit der meisten Schlußformeln gibt es doch unter ihnen genug Abwechslung. Die Ansprache an die Gläubigen

ist einmal als Ermahnung, das andere Mal als Aufmunterung oder Warnung gehalten; man möge Gottes Ankunft nicht verschlafen; die Wunderzeichen am Himmel sollen zur Warnung dienen. Andere Schlüsse enthalten Hinweise auf den baldigen Untergang der Welt. Die meisten drücken eine feste Zuversicht aus auf Christi Erlösungswerk und Gottes Gnade mit Ausblicken auf die ewige Seligkeit und das himmlische Paradies, auch mit verschiedenen, dem Inhalt der Gedichte angepaßten Wendungen. So findet sich beim Gedicht auf die reichsstädtische Freiheit Straßburgs der Schluß: „Gott leit uns aus der Unruh In Ewig Freyheit, Fried und Freud,", beim Gedicht auf Bern: „Gott stärck dir diesen Bären mut" und am Schluß des Lobs der Laute: diese erinnere an die „himmlische Süßigkeit, die Recht Musikfreud, die Lautbar ist in Ewigkeyt."

Diese bei den selbständigen Gedichten in allgemeinen Zügen festgehaltene Technik ist zwar nicht sehr kunstvoll und neuartig, doch für Fischarts Art kennzeichnend. Etwas deutlicher ist die von ihm für den Eingang verwendete Art zu erkennen bei seinem sehr umfänglichen Prolog zum Staufenberger, wo vier Stufen zu unterscheiden sind: erstens die Erwähnung des Gegenstandes, also hier des Ritters von Staufenberg, dann dessen Betrachtung, drittens Heranziehung von Beispielen tapferer Helden und Hinweis darauf, daß im Gegensatz zu den antiken und deutschen Fabeln hier „eyn wahrhafft Gschicht" erzählt wird. Endlich die Begründung: „Drumb" soll man nicht nur die Tugenden üben, sondern auch denjenigen, „der sie erweiset, preisen". Dann folgt erst das Hauptstück, die Würdigung der Tugenden des Staufenbergers.

Fischart war nicht befähigt, Gestalten zu schaffen und sie in ihrer Persönlichkeit zu charakterisieren oder gar deren Entwicklung darzustellen. Die Gabe der Entwicklung von Charakteren mangelt ja auch den begabtesten Dichtern des 16. Jahrhunderts. So vermißt man sie durchaus in den Dramen des Hans Sachs. Zwar beschreibt Fischart z. B. bis ins einzelne die Reize Gargalmelles. Diese Schilderung aber ist ganz äußerlich und könnte auch für eine schöne Wachspuppe gelten. Aus der mittelhochdeutschen Dichtung vom Staufenberger weiß er, daß dieser frei-

gebig, fromm und tapfer war. In seinem Prolog dazu schildert er nun ausführlich dessen Erziehung und zählt in langer Reihe dessen Tugenden und Fertigkeiten, also innerliche Eigenschaften auf. Aber er gibt hier nur ein frei erfundenes, rein typisches Ideal eines Ritters ohne Furcht und Tadel und nicht die Würdigung einer lebendigen Persönlichkeit. Wenn er wirkliche Personen zeichnet und bekämpft, so gibt er von ihnen wie bei Joh. Jak. Rabe ein Zerrbild, vielfach auf Grund unwahrscheinlicher Gerüchte. Bisweilen wird diese Beschreibung bestimmter Gestalten durch verneinende Aussagen ergänzt und bestärkt. So wird das keusche Junggesellenleben Grandgousiers bekräftigt durch die Schilderung anderer junger Leute, die Liebesabenteuer einer Heirat vorziehen und darum in Krankheit und Unglück stürzen. Die Vorzüge des jungen Staufenberger werden gehoben durch den Hinweis auf abstoßende Bräuche andrer Ritter und Hofleute.

Verhältnismäßig am stärksten begabt war Fischart für das Epos. Doch keine seiner epischen Dichtungen ist rein erzählend. Selbst das Glückhaft Schiff dient zur Verherrlichung bürgerlicher Tüchtigkeit und treunachbarlicher Freundschaft. Bei anderen im Grunde auch erzählenden Dichtungen wie dem Eulenspiegel Reimensweis, dem Dominici Leben, dem Jesuiterhütlein, die streckenweise unterhaltend, ja spannend sind, überwiegt die Satire oder die Polemik. Andere erzählende Dichtungen gehen auf Belehrung und Besserung aus.

Auch an lyrischer Begabung fehlte es ihm nicht, wie seine religiösen Lieder, namentlich das selbständige Wanderlied und seine wenigen weltlichen Lieder sowie sein prächtiges Hochzeitslied erweisen. Innige, zarte und anmutige Töne findet er im Lob der Laute und der Anmahnung zur Kinderzucht; mild und gefällig ist die lyrische Stimmung der Stille und des Friedens beim Hirten und dem Bauern im Lob der Landlust wiedergegeben.

Am Schluß des Jesuiterhütleins kündigt er eine (ungeschrieben gebliebene) Komödie über die Mönchskappe an. Er muß sich diese in der Art des Aristophanes ausgemalt haben; denn er ist ihm einigermaßen verwandt. Doch zum Drama hatte Fischart nicht die geringste Begabung, da er eben keine Persönlich-

keiten gestalten kann. Seine Trunkenlitanei allerdings muß als eine dramatische Skizze aufgefaßt werden, da sie vornehmlich fürs Ohr berechnet ist. Seine Gespräche sind je nach Gelegenheit lebendig, leidenschaftlich, schwungvoll oder munter und launig. Auch bevorzugt er direkte Rede, die ja der dramatischen Technik angehört, selbst im Gegensatz zur Vorlage.

Monologe oder Aussprüche bestimmter Persönlichkeiten gibt er am liebsten in direkter Rede, auch nur gedachte Selbstgespräche. Als Dominikus den heiligen Franz veranlaßt hatte, ihn auf dem Rücken über den Fluß zu tragen:

> Do dacht er: „Der Schalck ist zu fett,
> Wie, wenn ich ihm ein Bossen thet" usw.

Ebenso Eulenspiegel in einem Zusatz zur Vorlage:

> Do dacht er: „Nun es ist genug,
> Jetzt magstu Schlaffen auch mit Fug."

Die Stelle sogenannter Expositionsmonologe, mit denen andere Dichter am Beginn oder in den ersten Kapiteln einer Erzählung die Hauptsache aus der Vorgeschichte berichten, vertreten bei Fischart die allen größeren Dichtungen vorangestellten Prologe oder Vorreden.

Den Inhalt einer wahrscheinlich von ihm selbst in Flandern gehörten Predigt gibt Fischart in freien Worten wieder, aber die wichtigsten Abschnitte daraus führt er wörtlich, sogar im vlämischen Wortlaut an:

> „Waer wy" (sprach er auff flemmisch dick)
> „Ontflihen datt gar stoutelick
> Wy heben de recht Veerdigkeit" usw.

Die Streitigkeiten zwischen verschiedenen Mönchsorden werden mit freien Worten berichtet, nur ein Angriff wird wörtlich angeführt „Crucifige!

> Creutzige, die Creutziger Herren,
> Laufft hin, eh wir euch gar zerzerren!"

Minder wichtige Angaben werden natürlich in abhängiger Rede vorgeführt.

> Welchs Viues schreibt, das sey geschehen
> In Spanien, das ers hab gesehen.

Die kurzen Gespäche in der Dominikaner-Legende erweitert Fischart ziemlich stark, ändert sie auch willkürlich in seinen Stil

und seine Anschauung um, so daß meist Parodien daraus werden. In den Gesprächen zwischen Dominikus und dem Teufel sagt z. B. dieser: Effeci certe, ut silentium frangeres. Dafür bei Fischart:

„Oho, mein Frater, dumme haut,
Was gilts, ich hab mich nun gerochen,
Das du dein schweigen hast gebrochen,
Welchs du lang zeit nicht büßen magst,
Kein wunder wärs, das du verzagst."

Wie hier viele Gespräche zwischen zwei Kontrastfiguren vorkommen, so besteht ein großer Teil des Barfüßerstreites aus Gesprächen zwischen dem Dichter und Vertretern verschiedener Mönchsorden, also aus Gesprächen zwischen Gegnern, die gewöhnlich leidenschaftlich bewegt sind, auch durch Ausrufe, Schimpfwörter und rhetorische Fragen belebt, dramatisch gehalten und nur selten in abhängiger Rede, wie z. B. nur in der Ansprache

Ich sagt, ich wolt wol mit ihm gehn,
Doch daß ich möcht von weitem stehn.
Er sprach: „Ich bin selbst nicht so keck,
Daß ich mich under sie da steck.

Auch für seinen Eulenspiegel erweiterte Fischart die aus wenigen Worten bestehenden Gespräche des Volksbuches sehr und erfand zu jeder Historie neue hinzu, hier und anderwärts mit vielen lustigen und ernsten Einfällen und boshaften Witzen, wie sie sich zwanglos aus der Vorlage ergaben.

Auch indirekte Rede der Vorlage wird in direkte verwandelt. So äußert sich der Pfarrer zu Eulenspiegel: „er soll gute tag und ein guten dienst bei ihm haben usw." Daraus wird bei Fischart eine lange Ansprache: „Du komst mir eben recht,

Halt dich nur wol, du solst geniesen,
Zu dienen sol dich nit verdriesen,
Die besten tag solst bey mir haben" usw.

Im zweiten Teil des Flöhhatz schreien die Weiber die Flöhe mit Scheltworten und Drohungen an:

„Sieh, seid ihr hie, ihr klain schwarz teufel?
Ihr kommet von der Schlang ohn zweifel,
Daß ihr die Kind stecht und vergift,
In ihrem schlaf solch unruh stift."

Im Glückhaften Schiff hört der Dichter aus der „rauschend Stimm“ des Rheins eine lange aufmunternde und herzhafte Anrede an die wackern Züricher Fahrtgenossen heraus, die später die holdselige Stadt Basel und die Sonne mit freundlichen Worten anrufen. Belebt wird diese Dichtung auch durch heitere Gespräche der Ruderer untereinander. Nach der Ankunft in Straßburg finden feierliche Begrüßungs- und Abschiedsreden statt. So werden die Züricher beim ersten Festmahl von ihren Gastgebern in bilderreichen Wendungen mit hübschen Anspielungen auf die Fahrt zum Trinken genötigt. Und nach der Heimkunft der Genossen ergehen sich die Züricher in begeisterten Reden über die Tat ihrer Landsleute. Das Jesuiterhütlein besteht zum großen Teil aus frei erfundenen umfänglichen, feierlichen oder wüsten, doch immer wirksamen Ansprachen Luzifers an die ihm untergebenen Teufel und an sein größtes Meisterwerk, das „viereckechte“ Hütlein. Für das 42. bis 45. Kapitel der Geschichtklitterung vermehrte Fischart die launigen und gewürzten „Tischreden“, sowie die schlagfertigen Gespräche des „leutseligen“ Mönches Onkapaunt und seiner Genossen.

Weitaus die Mehrzahl der Gespräche charakterisieren natürlich auch die Sprecher selbst, doch natürlich meist vom Standpunkte des Dichters aus, also satirisch. Im Gegenbadstüblein z. B. flehen die Spanier zu Gott um Gnade, da sie ihm doch jederzeit im Auftrag des Papstes mit Brennen und Morden gedient hätten. Darauf antwortet Gott: „Geht von mir ferr,

> Weil ihr habt gfolget eim Statthalter,
> So ich doch erkenn kein Verwalter,
> Ich bin ja selbst bei euch allzeit,
> Was darff ich dann verwesend Leut?“

Wo in Gesprächen moralische, politische oder konfessionelle Gegenstände erörtert werden, drücken sie gewöhnlich Fischarts eigene Anschauungen aus.

* *
*

Auch bei Fischart kann man aus dem Sprachstil und der besondern Art der ihm eigentümlichen Technik einerseits den Künstler, andererseits aus den sich hierbei ergebenden psychischen Werten und aus den in seinen Schriften ausgesprochenen Anschauungen

den Menschen und so aus seinen künstlerischen und menschlichen Äußerungen das ganze Wesen seiner Persönlichkeit erfassen. Obwohl Fischarts Schriften von mehreren Vorgängern beeinflußt und aus zahlreichen Quellen verarbeitet sind, kommt doch eine ausgeprägte Persönlichkeit daraus zum Vorschein. Um so mehr als er in einer Zeit lebte, wo in Deutschland durch die Umwertung der stofflichen und geistlichen Kultur die individualistische Ausbildung der Persönlichkeit zum entscheidenden Durchbruch gekommen war und alle begabten Männer Ichmenschen waren und gerade er als bedeutendster Vertreter der Satire, die ja die persönlichste Dichtungsart darstellt.

Auch Fischart war zunächst ein Kind seiner Heimat und seiner Zeit. Seine Abstammung, die an den Ober- und Mittelrhein, auf die Abkunft von Franken und Alemannen verweist, seine engere Heimat, das Elsaß boten ihm einen ungemein fruchtbaren Boden für sein geistiges Wirken. Seine Geburtsstadt Straßburg bestimmte nachdrücklich seine politische und religiöse Überzeugung und seine Richtung als Schriftsteller. Dem Schrifttum seiner Zeit gemäß ist keine seiner Dichtungen rein ästhetisch. Jede verfolgt mehr oder weniger sichtbar eine bestimmte Aufgabe oder Absicht. Darnach lassen sich seine Schriften gut nach drei Gruppen scheiden. Die eine dient seinem Bekenntnis, die andere seiner politischen Überzeugung, die dritte dem moralisierenden Zwecke, die gesellschaftlichen Mißstände seiner Zeit zu bessern. Es sind also belehrende, polemische und satirische Schriften, aber auch die ersteren erscheinen meist in der Form der Satire. Nur eine kleinere Reihe von ernsten Dichtungen dient allein der Belehrung, Erbauung und Erhebung. Meist zieht er es vor:

> Daß er der Welt zugleich mit dem Ergetzen
> Dest süßer das Gute möcht einschwetzen,
> Daß ihnen mit Spott und Scherzen
> Die Laster desto mehr gingen zu Herzen.

Eine Anschauung, die damals allgemein üblich war und in zahlreichen Vorreden mit vielen fast wörtlich wiederkehrenden Wendungen und Vergleichen ausgesprochen wird. Diese Absicht bestimmte ihn auch bei der Auswahl der Stoffe. Manchmal entschied eine äußere Veranlassung, ein bestimmtes Ereignis, auch

der Wunsch des Verlegers oder eines Freundes. Doch auch solche Gegenstände verwertet er zur Polemik und womöglich zur Satire.

Die deutsche satirische Dichtung, die allmählich im 14. Jahrhundert begann, indem sie ungenügende Zustände durch packende Zerrbilder in ihrer Nichtigkeit in typischer Weise verspottete, fand in den verworrenen, schwankenden Verhältnissen und dem daraus fließenden Pessimismus des 16. Jahrhunderts einen guten Nährboden für weiteres Gedeihen. Die ältere Satire wurde jetzt durch leidenschaftliche und persönliche, komische und groteske Züge zu einer sinnfälligen Charakteristik verstärkt und abgerundet. Diese Art der Satire entsprach aber gerade Fischarts Begabung, und darum schuf er eben auf diesem Gebiete durch Anhäufung und Zusammenfassung der ältern satirischen Elemente seine besten Leistungen, die sich vor denen seiner unmittelbaren Vorgänger und Zeitgenossen durch unmittelbare Sachlichkeit, durch seine zornerfüllte Begeisterung für die von ihm erkannte Wahrheit, durch den aufrichtigen Schmerz über die Torheit, den Eigennutz und die Willensschwäche seiner Zeit, in der „viel Wissen, aber wenig Gewissen“ walte, auch durch den überlegenen Humor und die innere Heiterkeit auszeichnen. Durch seine Menschen- und Weltkenntnis, seine tiefe Empfindung und Religiösität, die auch seinen satirischen Dichtungen zugute kommt, durch den weiten Blick und durch ein bestimmtes Ziel sind sie auch den unfruchtbaren, nur verneinenden Satiren von Aristophanes und Rabelais weit überlegen.

Auch die konfessionell-polemischen Dichtungen Fischarts besonders die späteren sind heiter gehalten und zeigen eine sichere Verachtung des Gegners. Sie sind auch poetisch reicher und humorvoller als die Streitschriften seiner Vorgänger, die sich hingegen durch lebendigere Frische auszeichnen. An der Wucht und Wirkung von Luthers Polemik kann er überhaupt nicht gemessen werden. Ulrich von Hutten und in geringem Maße Hans Sachs konnten noch durch ihre Dichtungen das Fortschreiten der Reformation zu fördern hoffen, aber zu Fischarts Zeit kam der lange konfessionelle Kampf ins Stocken. Die öffentlichen Vorgänge in Kirche und Staat boten nicht mehr den packenden Stoff von ehedem und hiermit wurde auch der literarische Streit verhärtet und unfruchtbar. Diese Gattung verfällt ja leicht und verfiel auch

bei ihm ins Niedrige, ja ins Kleinliche, wenigstens in den Jugendschriften und in allegorischen Gedichten wie in der Grille Krottestische Mühl, wo die großen Gesichtspunkte durch die frostige Ausmalung der Einzelheiten und die fortdauernden gehässigen Angriffe gegen Nas ganz verhüllt werden. Seine satirischen und polemischen Dichtungen zeigen auch dieselbe Rücksichtslosigkeit, dieselben verleumderischen Ausfälle und in der Form dieselbe Roheit und Geschmacklosigkeit wie die damaligen verwandten Erscheinungen, auch auf katholischer Seite.

Bei solchen Dichtungen setzt sich Fischart mit seinem vollen Ich ein. Auch anderwärts; sogar die von ihm herausgegebenen Zeitungen durchsetzt er mit seinen persönlichen Anschauungen. Doch trifft er es auch, Familienbilder, das Leben von Landleuten und Hirten, Ereignisse und Naturerscheinungen rein sachlich zu beschreiben. Einmal gelang ihm die Kunst, eine Äußerung vollständiger Subjektivität in das Gewand vollständiger Objektivität zu kleiden, in der Trunkenlitanei.

Fischart war durchaus nicht der begabteste Dichter des 16. Jahrhunderts. Es fehlen ihm die Fähigkeiten der Erfindung neuer Motive und der Gestaltungskraft, die nicht erlernt werden können. Auch hatte er wenig Sinn für eine geschmackvolle Abrundung und für eine anmutige Form. Darum können nur wenige seiner Dichtungen ästhetischen Genuß gewähren. Doch diesen Mängeln stehen große Vorzüge gegenüber: die bilderreiche Phantasie, Lebendigkeit und Reichtum seines sprachlichen Ausdrucks, eine scharfe Beobachtungsgabe, welche durch seine gesunden Sinne noch wesentlich erhöht wurde und die Gabe, das Gesehene sinnfällig wiederzugeben; ein inniges Naturgefühl, das aus zahlreichen Bildern und Vergleichen aus der Natur, aus anschaulichen Beschreibungen der Landschaft hervorgeht. In der Glätte und dem Schwung seiner Verse, im Reichtum und der Neuheit seiner Reime, im wohlklingenden Rhythmus seiner Prosa übertrifft er alle Zeitgenossen.

Ebenso durch seinen goldenen Humor! Hierin war er ganz selbständig. Brant hat nichts von dieser Gabe empfangen, er ist nur ein Meister des Witzes wie Rabelais. Fischarts Humor war innig verwachsen mit seiner deutschen Art. Er war sich sogar

bewußt, worin das Wesen des Humors besteht; das zeigen die Vorreden zum Eulenspiegel und zur Geschichtklitterung. Aber diese graue Theorie ernüchtert ihn nicht, wenn er selbst seinen Humor im frohen Übermut frei walten läßt, oder wirksamer, wenn er die ernste Seite herauskehrt. Dieser Humor ist auch ein Ausdruck des gesteigerten, seiner Kraft und Freiheit bewußten geistigen Lebens jener Zeit in Deutschland, das wiederum durch Fischart am klarsten vertreten wird.

Gerade weil seine Begabung einseitig war, konnte er, einmal reif geworden, keine größern Fortschritte machen, zumal ihm eine nur zwanzigjährige schriftstellerische Wirksamkeit beschieden war, die im Vergleich zu Hans Sachs sehr kurz erscheint. Nur die Dichtungen der Jahre von 1570 bis 1574 zeigen die Schwächen des Anfängers; sie sind im Aufbau und Form unbeholfen, nüchtern und trocken, ermüdend breit. Rasch erreichte er in den Grenzen seiner Begabung Geschick und Reife; 1575 erschien ja bereits sein Hauptwerk, die Geschichtklitterung mit allen Kennzeichen seiner Vorzüge und Schwächen. Seine späteren Fortschritte im Versbau und Stil berühren nicht den Kern seiner dichterischen Art. Und daß Fischart von Jugend an in bescheidener Selbsterkenntnis bestrebt war, durch Fleiß Tüchtigkeit zu erlangen, erweisen die französischen Denksprüche, die er schon 1567 in ein ihm gehöriges Buch eintrug.

Zu seiner literarischen Persönlichkeit gehört auch die erstaunliche F r u c h t b a r k e i t. Fertig wurden eine große Zahl von Schriften verschiedener Art; einzelne auf die er anspielt, gingen verloren, andere plante er oder begann er: polemische und satirische Dichtungen, Bilder- und Streitgedichte, etymologische Schriften, die bei längerer Lebensdauer wohl fertig geworden wären. Diese Fruchtbarkeit verschuldet auch seine eilfertige und flüchtige Arbeitsweise. Jahrelang mußte er sich ja durch Schriftstellerei sein Brot verdienen; manches schrieb er mit Unlust nur auf Wunsch seines Verlegers oder irgendeines äußeren Anlasses wegen. Aber auch bei Dichtungen, die ihm Befriedigung und Genuß gewährten, schreibt er, beherrscht von einer inneren Ungeduld, nieder, was ihm gerade augenblicklich einfällt. Seine zahlreichen Zitate, selbst die aus seinen eigenen Schriften sind meist ungenau. Doch konnte

er auch rasch und gut arbeiten. Die umfängliche Démonomanie Bodins erschien 1580; Ende August 1581 lag bereits Fischarts treffliche und klare Verdeutschung im Druck vor. Daß sich bei dieser Arbeitsweise in seinen Werken auch manche Widersprüche in seinen Anschauungen bemerkbar machen, ist natürlich und auch in einzelnen Fällen zu erklären.

Die zahlreichen Schriften, an denen er beteiligt ist, greifen in die verschiedensten Wissensgebiete ein, wenn er auch solchen „beihilflichen Arbeiten" nicht viel Mühe widmete. Mit manchem Wissenszweig, Handwerk und mancher technischen Fertigkeit ist er sachlich vertraut. Als Polyhistor überragt er andere, vielseitig gebildete Männer des 16. und 17. Jahrhunderts dadurch, daß er auch Freund und Kenner der Musik und der bildenden Künste war und diese beiden wahrscheinlich selbst, wenn auch nur als Liebhaber, ausübte. Er reiste weit umher, hatte viel gesehen und erfahren, beherrschte die französische, niederländische und lateinische Sprache, verstand auch griechisch, italienisch uud ein bißchen hebräisch, englisch und spanisch. Er selbst sagt gelegentlich im Scherz, daß er fünf Sprachen könne. Auch war er bewandert in der Dichtung und Kultur fremder Völker und konnte diese darum seinem Volke vermitteln.

Vor allem war Fischart gesättigt von gründlicher humanistischer Bildung, doch kein einseitiger Ciceronianer wie sein Lehrer Sturm und zahlreiche von dessen Schülern. In seinem lateinischen Stil wie in seinen deutschen Dichtungen war er auch von Erasmus Roterodamus beeinflußt. In „der Alten herrlichen Schriften" war er ungemein belesen, weit über den Kreis hinaus, der im Straßburger Gymnasium gepflegt wurde. Er benützte meist die Originale, bei griechischen Schriftstellern öfters die lateinische Übersetzung. Sein Liebling war Euripides wegen seiner sentenzenreichen Sprache. Er hat zwei Schriften von Plutarch verdeutscht, eine Epode von Horaz bearbeitet, im Dominici Leben wenigstens am Anfang Vergils Aeneis parodiert und sonst den antiken epischen Stil zu ernsten und komischen Zwecken nachgeahmt, zahllose Aussprüche aus Schriften der Antike übernommen, deren Verse in freie Reimpaare übertragen. Seine Bilder, Vergleiche und Beispiele, die ja ein gutes Kennzeichen der Denkrichtung und

Bildung eines Verfassers abgeben, entnimmt er mit Vorliebe dem Mythos, der Sage und Geschichte der alten Welt. Schon im Nacht Rab bringt er philologische Bemerkungen an, für den Prolog und Epilog seines Eulenspiegels, selbst für den Flöhhaz wird die griechische Mythologie reichlich verwertet. Seine humanistischen Kenntnisse läßt er stärker leuchten, wo ihm die Quellen besondere Gelegenheit dazu geben, so in den Zusätzen zu den Erziehungskapiteln der Geschichtklitterung.

Doch war er kein einseitiger humanistischer Philolog. Viele andere Wissensgebiete sind ihm auch geläufig. Nur zur Philosophie zeigt er keine Neigung, obwohl er Schriften von Aristoteles und Paracelsus kannte. Hingegen ist er in der Theologie sehr bewandert. Er erwähnt sehr häufig Kirchenväter, Luthers Bibelverdeutschung, konfessionelle Streitschriften und erzählt Legenden oder spielt darauf an. Er kannte die meisten heimischen Geschichtswerke und Chroniken, beschäftigte sich auch mit juristischen, naturwissenschaftlichen, medizinischen, landwirtschaftlichen, alchemistischen und astrologischen Schriften verschiedener Zeiten und Länder. Er war ein aufrichtiger Freund guter Bücher, Besitzer einer stattlichen Sammlung wertvoller Werke, wenngleich kein schaffender Gelehrter.

Es ist sicher, daß Fischart einen großen Teil seines Lebens in der Arbeitsstube und am Schreibtisch verbrachte, doch war er kein verstaubter Bücherwurm, kein vertrockneter Pedant. Ausgesprochen volkstümlich gesinnt, liebte er vor allem die heimische Poesie. Er kannte viele deutsche Dichtungen, nicht nur die seiner Zeit, sondern auch Otfrieds Evangelienbuch und einige höfische Epen. Wiederholt zieht er Beispiele aus der deutschen Heldensage heran. Er kennt vor allem die heimische Volksüberlieferung, die ältern und die jüngern Volksbücher, eine große Reihe von Schwank- und Liedersammlungen. Doch gewann er seine Kenntnisse nicht nur aus Büchern, sondern er betrachtete scharf und mit liebevoller Aufmerksamkeit die breiten Schichten des Volkes, ihre Feste und Trachten, ihre Sitten und Bräuche, das Treiben in der Spinnstube, schöpfte aus dem frischen Born ihrer Lieder, Sagen und Märchen, aus ihrer humorvollen Spruchweisheit und dem Volksglauben. So kannte er die große Schar der elbischen Wesen, auch die abergläubischen Vorkehrungen gegen Hexen und

Unholde, die er namentlich in seinen Zusätzen zur Démonomanie und zum Gargantua sowie in der Prosavorrede zum Staufenberg in langer Reihe aufzählt. Er hatte genaue Kenntnis der deutschen Landschaften, Stämme und Mundarten, kurz aller Äußerungen des deutschen Volkslebens.

So hat sein Schrifttum neben dem vorwiegend humanistischen gelehrten Gepräge doch auch einen reichen volkstümlichen Einschlag. Literargeschichtlich ist daher seine Stellung bedeutsam als die eines Vermittlers zwischen den ausgesprochen volkstümlichen Dichtern vor ihm und den einseitig und dünkelhaft gelehrten Schriftstellern des folgenden Jahrhunderts. Zu seiner Zeit und auch durch seine eigenen Schriften beginnt sich die Kluft zwischen den gebildeten und den breiten Schichten immer mehr zu erweitern. Beide einander entgegengesetzten Richtungen, welche die Literatur des 16. Jahrhunderts beherrschen, die volkstümliche und die gelehrte, werden in den Dichtungen von Hans Sachs und Fischart verbunden, doch von jedem seiner Art und Bildung entsprechend in verschiedener Weise. Hans Sachs, der zum Handwerk bestimmt war, errang sich durch gute Schulen und fleißiges Selbststudium eine erstaunliche Bildung, schöpfte aus Verdeutschungen antiker Schriften und aus heimischen Geschichtswerken die Kenntnis der Geisteswelt des Altertums und der deutschen Vergangenheit und vermittelte diese in seinen schlichten, leicht verständlichen Spruchdichtungen den breitesten Kreisen. Fischart hingegen, von Kindheit auf für das gelehrte Studium bestimmt, widmete sich von der Höhe seines Wissens in treuer Anhänglichkeit an das Volkstum den geistigen Äußerungen der ländlichen Schichten und vermittelte diese Kenntnisse durch seine gelehrten Schriften den Gebildeten. Auch er hegte zweifellos den Wunsch, ebenfalls von weitern Kreisen gelesen zu werden. Manche seiner Dichtungen sind wirklich volkstümlich angelegt, auch bemühte er sich gelegentlich, schwer verständliche Stellen und Anspielungen zu erläutern. Aber gerade seine Kenntnis aller Einzelheiten der damaligen Kultur und Dichtung verleitete ihn zu zahllosen Anspielungen, welche die meisten seiner Leser, auch in jener Zeit nicht deuten konnten, und so erreichte er nicht im entferntestem die Volkstümlichkeit von Hans Sachs oder gar die von Luther, die beide echte Volksmänner waren.

Doch war Fischart unbedingt der deutscheste Dichter des 16. Jahrhunderts. Es erfüllte ihn eine glühende Liebe zu seinem Vaterlande, dem deutschen Volk und seiner Muttersprache. Dieses aufrichtige starke Gefühl geht von seiner Vaterstadt aus, die er über alles liebt, die den Rhein ziert „gleich wie ein Gstein im Ring", und auf deren politische Freiheit er stolz ist. Von Straßburg Wappen, der Lilie, als einem Sinnbild der Freiheit, wünscht er, daß diese schönste Blume für den Dreistädtebund mit Zürich und Bern auch „in Teutschland blühen" möge „um und um". Gerade Elsässer Humanisten begannen vaterländische Gefühle durch Geschichtswerke zu wecken und zu kräftigen. Um 1500 Wimpheling, um 1530 nachdrücklicher und mit mehr Kritik Beatus Rhenanus. Gegenüber andern Reichsstädten und Ländern, welche in ihrem Eigennutz die gemeinsamen Bestrebungen des Reiches schädigen wollten, stand Straßburg und das Elsaß, obwohl an der äußersten Grenze Deutschlands und schon damals von französischen Werbungen bedroht, in der Stunde der Gefahr in alter Treue auf der Seite des Reiches und bewährte ein um so stärkeres Zugehörigkeitsgefühl zum Reich, je ärger dessen Lockerung wurde und je schwerer es seine Grenzlande zu schützen vermochte. Der literarische Vertreter aber dieser Anschauung war wiederum Fischart.

Im geschichtlichen Volksgesange taucht erst 1512 vereinzelt das Wort „Teutschland" auf, aber wunderbar und erfreulich ist es, wie sich jetzt mitten unter Zerwürfnissen der Politik und der Kirche, mitten in innern und äußern Gefahren, zu denen noch von 1521 ab die Bedrohung durch die Türken kam, das erhebende Bewußtsein einer noch zu rettenden deutschen Einheit und Gesamtheit erhebt und durch die immer häufiger werdenden Ansprachen: „ihr Teutschen alle; du werde teutsche Nation; o heiliges Reich" züm Ausdruck kommt. Doch im Kunstliede erscheinen nach Huttens volkstümlich-kräftigem Gedicht „Clag und Vormanung" 1521 mit dem Anruf: „ihr werden Teutschen" erst bei Fischart wieder verwandte völkische Klänge. — In dem Gedicht „Ernstliche Ermanung" erhebt er bittere Klage über den allmählichen Verfall des Reiches. Während früher „der Teutschen Macht die Weltmacht" unter sich gebracht hatte fühlen sie sich jetzt in ihrem

eigenen Lande vor „den bösen Nachbarn" nicht sicher. Trotzdem hoffte er als „ein Teutscher aus Teutschem Gblüt Treuhertziglich", daß „Auffrecht, Treu, Redlich, Eynig und Standhaft" wieder „Leut und Landschaft" kräftigen und dauernd erhalten werden. Und in einem zweiten ähnlichen Gedicht auf die deutschen Tugenden hofft er dasselbe von der Treue und Standhaftigkeit, die ja besonders kennzeichnend für die germanische Art sind. Auch anderwärts finden sich bei ihm verwandte Aussprüche: unser Vaterland sei „an klugem verstand und Künstlicher erfindung allen anderen Nationen vorzuziehen": „Das Edel volkreich Teutschland wird dis Jahr triumpfieren."

Dazu kommt sein völkischer Stolz auf die „teutsche Heldensprache", die uralte „für sich selbs beständige Muttersprach". Wie Sebastian Franck zeigt er, daß sie mit „Künstlichkeit, Deutlichkeit und Reichlichkeit" den damals so hoch gehaltenen antiken Sprachen nicht nachstehe und daß man mit ihr auch, ja weit besser philosophische Stoffe behandeln könne, als mit „unvollkommenen, gebettelten und gespättelten Sprachen. Darum keyn größer zierd dem Vatterland mag widerfahren, dann so man seine Sprach übet, schmucket, herfür mutzet, auffnet und excoliert". Mit einem schönen Vergleich fordert er zur Pflege unserer Muttersprache auf: „Wir sollen nicht „so unachtsam, sein, daß wir mehr fremde als unsere eygene äcker baueten" ... „neben den Griechischen und Latinischen Palasten auch unsere die zeit her ungeachtete Häuser stattlich aufbauen."

Mit schlagenden Beweisgründen fertigt er die Gegner von Verdeutschungen antiker Schriften und einen Feind deutscher Taufnamen ab. Mit flammenden Worten tritt er, einen Widerspruch nicht scheuend, für eine größere Berücksichtigung der deutschen Sprache in Schule und Wissenschaft auf; in dieser Weise Bemühungen von Wimpheling, Luther, Murner, Parazelsus und Turmeier fortsetzend, die doch einigermaßen gefruchtet haben. Doch ging er über diese Vorgänger noch hinaus mit dem Vorschlag, das Deutsche als Unterrichtssprache in Lateinschulen einzuführen.

Der selbstbewußte Ton, mit dem Fischart die deutsche Sprache auch über die der Alten erhebt, wäre ein halbes Jahrhundert vorher

noch nicht möglich gewesen. Hutten, Johann Agricola, Eppendorf, Luther und noch Übersetzer der Dreißiger und Vierziger Jahre klagen über die Regellosigkeit und Armut der deutschen Sprache im Vergleich zum Latein. Inzwischen hatte die deutsche Sprache auch durch die Leistungen Fischarts selbst wesentlich an Ausdrucksfähigkeit und Reichtum gewonnen, wenn sie sich auch mit der damals bereits glänzenden, knappen und glatten französischen Prosa nicht messen konnte. Mit der Reinheit allerdings stand es noch recht übel. Und wie Ägidius Tschudi und Laurenz Albertus klagt auch Fischart über die fremden, besonders lateinischen Flicken, obwohl er selbst auch manchmal das von ihm so köstlich verspottete „Tintenteutsch" schreibt.

Dieses Unwesen, das durch das deutsche Erbübel, der Sucht nach dem Fremden, verschuldet ist, erregt den Zorn des völkisch gesinnten Dichters, der mit dem scharfen Blick für die heimischen Mängel die Begeisterung für die alte Herrlichkeit des Reiches verbindet. Bitter beklagt er sich darüber, daß in das gastfreie Deutschland, welches durch seine politische Lage mit allen Nachbarn in fortwährender Berührung steht, sich viel Fremde begeben und durchreisen und so welsche Tracht mit allerlei Kleidertorheiten, welsche Bräuche mitbringen, wobei die alten heimischen Sitten „verstäuben," daß auch in der Malerei die neue welsche Art nachgeahmt werde und die schlichten deutschen Singweisen und Lautenstücke durch die fremden, verkünstelten, schwer verständlich „ausgesetzten" italienischen Melodien verdrängt werden, während sich die vielen deutschen Studenten und Kaufleute, die ins Ausland reisen, hingegen dort fremde Sitten, Kleider und Speisen angewöhnen. Als seltene Ausnahme hierin stellt er seinen Landsleuten den Ritter von Stauffenberg als Vorbild vor Augen. Auch meint er, es sei nicht zu leugnen, daß die feinere welsche Bildung von heilsamen Einfluß auf die deutsche Plumpheit sein könne. Aber mit ihr verbreitete sich auch viel Arges, und darum sei doch die deutsche Grobheit der fremden Lüsternheit vorzuziehen, weil aus jener noch alles Gute, aus dieser nur Schmähliches hervorgehen könne.

Wie hoch Fischart die deutsche Tracht über die fremde stellt, zeigt sich bei der Beschreibung der Kleider in dem Stifte Willigmut. Hier wird erzählt, daß der Hauptschmuck der Frauen im

Winter auf französische, im Mai auf spanische und im Sommer auf toskanische Art getragen wurde. Nun folgt im Gegensatz zu Rabelais Fischarts Bemerkung: „ausgenommen auf Festen giengen sie Teutsch". Und von den Baretten der Männer heißt es: „halb gelb und halb schwartz nach des Reichs farb". Treu an den guten alten Sitten, der Einfalt und Tüchtigkeit der Vorfahren hangend, tadelt er scharf auch die übrigen, seiner Meinung nach durch die Neuerungen und die Fremde verschuldeten heimischen Schwächen und Laster von den höchsten bis zu den niedersten Ständen.

Durch seine Schriften, die nicht nur belehren, sondern auch bessern sollen, ist er ein wirklicher Erzieher seiner Zeit geworden. Er ist kein schnurriger Spaßmacher wie Murner, sondern ein Satiriker und Lehrdichter von tiefem, sittlichen Ernst. Mit Spott und Ermahnung bringt er seine klugen und fortschrittlichen Anschauungen über Erziehung vor: von den kleinsten Kindern, die von der Mutter unterwiesen werden sollen, bis zu den Lateinschulen und dem Lehrbetrieb an den Universitäten. Wiederholt hebt er die günstige Einwirkung der bildenden Kunst und der Musik auf die sittliche Erziehung der Jugend hervor und tritt auch für körperliche Übungen und Jugendspiele ein. Die damals in Deutschland bereits zum größten Teil fallen gelassene scholastische Lehrmethode verhöhnt er schon in seinen Jugenddichtungen, dann in den Erziehungskapiteln der Geschichtklitterung und noch im Catalogus. Er bekämpft auch den humanistischen Schulbetrieb wegen seiner einseitigen Bevorzugung der klassischen Sprachen auf Kosten des Deutschen und des Sachunterrichtes, und weit mehr mit leidenschaftlichen Angriffen den damals neu aufgekommenen für die Protestanten gefährlichen, auch unentgeltlichen Unterricht an den Jesuitenschulen mit ihrem geistigen Drill und der Unterdrückung der Individualität, wo die Zöglinge zu „ruhmsüchtigen und freveln Schreiern, zu schalckverderbenden Schleichern, zu Duckmäusern und Erzarchibuben" erzogen werden. Unter den Gelehrten Verkehrten, die an der Verkehrtheit der Welt schuld seien, versteht er auch engherzige und unverständige Glaubensgenossen.

Vom völkischen Gesichtspunkt aus sind auch seine politischen Anschauungen beherrscht, die sich natürlich mit den konfessionellen

verquicken. Sein unerbittlicher Haß gegen die römische Kirche und die Jesuiten hat den Ausgang in seiner Überzeugung, daß die von diesen Gegnern angestrebte Stärkung der päpstlichen Macht und die Unterdrückung der Protestanten gleichzeitig mit der Vernichtung der Freiheit der Reichsstädte, der ruhigen Weiterentwicklung der übrigen Staaten und mit der Schwächung des Reichs verbunden sei. Wiederholt vergleicht er den Staat mit der Verwaltung eines Gutshofes oder mit dem ehelichen Haushalt. Grund und Zweck des Staates erblickt er in einem durch Ruhe und Frieden, wie durch ein gottseliges und ehrbares Leben zu erreichenden Wohlstand und Gedeihen. In verschiedenen Schriften bekämpft er Machiavellis Lehren mit großem Nachdruck, nicht nur weil diese grausam und unsittlich, auch weil sie ganz und gar undeutsch sind und sich damals trotzdem nach Deutschland zu verbreiten begannen. Wenn schon in der Zeit der Römer, meint er, die Einführung welscher Waren den Germanen verderblich wurde, sei jetzt um so schlimmer die Verwelschung der öffentlichen Ordnung und des deutschen Wesens durch die Anschauungen dieses gewissenlosen Italieners. Wie es einem braven Hausvater widersinnig vorkäme, unter seinem Gesinde Neid, Haß und Uneinigkeit zu säen, ebenso müßte es einen aufrichtigen Freund des Vaterlandes befremden, einen Landesherrn zu finden, der bei diesem gefährlichen zur Eintracht mahnenden Zeitläufen seine Untertanen tückisch und arglistig aufhetze und sie dadurch ihrer Freiheit beraube. So warnt er das eine noch „ziemlich aufrechte Freyheit" genießende deutsche Reich. Sein politisches Ideal ist die freie Reichsstadt, wie es sich damals besonders in Straßburg glänzend äußerte. Liebe zur Freiheit, ruft er aus, sei jeden herzhaften Mann tief eingewurzelt, so daß er ohne sie das Leben verachten müßte. Die Freiheit bewirke eine holdselige Gemeinschaft; eine wahre Einigkeit und Freundschaft, gleiches Recht, sichern Schutz und gemeinsamen Nutzen.

Von diesem Standpunkt aus schätzt und liebt er die bluts- und religionsverwandten Schweizer und Niederländer, darum haßt er die Spanier als die Vertreter der Gewaltherrschaft und des Religionszwanges. Diese Gefühle kommen kräftig zum Ausdruck in seinem Anteil an zahlreichen Zeitungen und Flugschriften, wo er die

sachliche Mitteilung der geschichtlichen und politischen Ereignisse mit seiner persönlichen Anschauung durchsetzt.

Auch die französische Volksart sagt ihm nicht zu. Er verspottet sie wegen ihrer Leichtfertigkeit, Geilheit und Ausgelassenheit. Sie seien Leute, die in der Schlacht beim ersten Anlauf von Tollkühnheit erglühen, doch bald erkalten und dann weibischer seien als weibisch. Den Hugenotten aber kommt er in den politischen Schriften fast mit der gleichen Wärme entgegen wie den Niederländern und den Schweizern, rühmt einmal die protestantischen Franzosen als eine „herrliche wehrhafte Nation“ und fordert wiederholt gemeinsames Vorgehn mit den deutschen Glaubensgenossen, ohne zu ahnen, daß gerade dadurch eine weitere Lockerung des Reiches verschuldet und später der gänzliche Verlust seiner Vaterstadt und des Elsasses vorbereitet wurde.

Die Italiener bekämpfte er politisch nicht, weil sie ohne nationale Einigung, von fremden Völkern bedroht, für das Reich keine Gefahr boten. Aber während seines Aufenthaltes in Italien erkannte er sie als mißtrauisch, prachtliebend und heimtückisch, und gegen Vasari, der die deutsche Kunst „verkleinert, verleugnet oder verschweigt“, erhebt Fischart ein herzhaftes, nicht unbescheidenes Lob auf die berühmten deutschen Künstler jener Zeit; auch betont er gegenüber Behauptungen Fremder, daß die Artillerie, das Feuergeschoß und die Buchdruckerkunst deutsche Erfindungen sind.

Er war ein Gegner jedes, auch des von starrköpfigen Lutheranern seiner Vaterstadt ausgeübten Glaubenszwanges, aber innig überzeugt von der Rechtfertigung durch den Glauben an Christi Erlösungswerk, unter den zahlreichen protestantischen Polemikern der einzige Vertreter des Calvinismus, hingegen Luthers Persönlichkeit und Wirken dauernd zugeneigt. Obwohl er im Übermut bisweilen Erscheinungen verspottet, die ihm sonst heilig sind, wie die Ehe, findet sich keine Spur von Gotteslästerung in seinen Schriften, und derartige Witze Rabelais' ließ er einfach weg. Dabei mißachtete er als Elsässer die weltlichen Freuden nicht. Er war heiter und gesellig, hatte Stunden übersprudelnder Lustigkeit, war leicht erregbar, leidenschaftlich als Feind und als Freund. Doch seine zahlreichen knappen Antithesen erweisen, daß seine tempera-

mentvolle Natur durch einen scharfsinnigen Verstand gezügelt wurde. Der Hartohrigkeit seiner Zeit gemäß schreibt er, wo er sich dazu genötigt fühlte, sackgrob und unflätig. „Aber neben der aristophanischen Keckheit, der derben Sinnlichkeit wohnt ihm Zucht und Ehre bei; keusch und rein wie die Bibel und unsere Vorfahren." Er lehnt ja geradezu die Schandbarkeit schlüpfriger Buhlergeschichten ab. Auch findet sich in seinen Schriften niemals eine unsittliche Auffassung. Wie damals allgemein üblich, glaub auch er an das wirkliche Dasein von Hexen und sonstigen elbischen Wesen, an Zauberei und an Wunderzeichen am Himmel und an Mißgeburten. Hingegen gehört er zu den wenigen verständigen Menschen, welche damals die Alchemie und Astrologie ablehnten.

Er besaß „die größte Tiefe und Fülle des Gemütes". Seine zahlreichen nach eigener Anschauung ausgewählten und verarbeiteten, wie die selbständigen Merksprüche und Priameln enthalten einen Schatz von Lebensweisheit. Wenn Albrecht von Eyb am Ausgang des 15. Jahrhunderts mit seiner Abhängigkeit von ältern Quellen noch ein ganz mittelalterlicher Mensch war, so erscheint Fischart, welcher heimische und fremde, ältere und neuere Vorlagen und Gedanken zu seinem geistigen Besitz umgestaltet und ihnen das Gepräge der Deutschheit und seiner Persönlichkeit aufgedrückt hat, bereits als ein Vertreter der neueren Zeit. Im Gegensatz zu seinen zahlreichen dichtenden Zeitgenossen, die kaum mit den fortwährenden Neuerungen Schritt halten konnten, versetzen wenige Blätter aus seinen Schriften den Leser sofort in die erregte und seltsame geistige Bewegung des 16. Jahrhunderts. Und im ganzen gibt sein Werk ein treues Abbild der vielfärbigen Kultur jener Zeit. Die schlichtesten Stoffe und einfachsten Erlebnisse hob er ethisch, politisch oder religiös auf eine die Welt überschauende Warte. So führte er seine Zeitgenossen zur höheren Bildung und Gesittung herauf. Keiner wußte so sicher wie er, was Deutschland nutzen oder schaden konnte, keiner sprach es mit solcher Gewalt des Wortes aus. So schritt er über seine Zeit hinaus und wies in die Zukunft. Durch seine Reimtechnik bahnte er einen neuen Weg, in Lauten, Formen und im Satzbau näherte er sich immer stärker der sich damals ausbildenden neuhochdeutschen Schriftsprache. Was hätte dieser bedeutendste Satiriker des deutschen

Volkes, dieser fruchtbarste Schriftsteller des ausgehenden 16. Jahrhunderts dem deutschen Volke in froheren, ruhigeren, aufstrebenden Zeitläufen werden können! Von Anfang an verfaßte er seine Dichtungen, wie er es selbst ausspricht „aus Liebe zur Wahrheit". Er selbst nennt sich einen „Wahrheitslieber Gerngelehrten". Und an diesem von ihm als Wahrheit erkannten Ideal hielt er treu bis zu seinem Tode. So zieht sich durch sein ganzes Werk trotz der Vielseitigkeit und Mannigfalt ein einheitlicher Zug hindurch, den Geist seiner aufrechten, frommen, starken und eigenartigen Persönlichkeit.

Anmerkungen.

Eine Fischart-Bibliographie wäre dringend nötig; denn der vortreffliche Abschnitt über Fischart in Goedekes Grundriß ist seit seinem Erscheinen in der zweiten Auflage 1886 veraltet. Er müßte bedeutend ergänzt und zum Teil berichtigt werden. Da aber in einem der ersten Bände der in demselben Verlag vorbereiteten Gesamtausgabe von Fischarts Werken eine vollständige, mit einer Geschichte der Fischart-Forschung aus meiner Feder eingeleitete Bibliographie erscheinen soll, so kann ich mich hier im wesentlichen auf die Erwähnung der von mir verwendeten Bücher und Abhandlungen beschränken.

Verzeichnis der Abkürzungen.

ADA. Anzeiger der Zeitschrift für Deutsches Altertum. — ADB. Allgemeine Deutsche Biographie. — ALG. Archiv für Literaturgeschichte. — Al. Alemannia. — ASNS. Archiv für das Studium der neueren Sprachen. — BGDS. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache. — BLVSt. Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart. — CBl. Bibl. Centralblatt für Bibliothekwesen. — DLZ. Deutsche Literatur-Zeitung. — DNL. Kürschners Deutsche National-Literatur. — Euph. Euphorion, Zeitschrift für Literaturgeschichte. — GGA. Göttinger gelehrte Anzeigen. — GRM. Germanisch-romanische Monatsschrift. — Halle Abhh. Hallesche Abhandlungen zur neueren Geschichte. — JbGElf. Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens. — JbGfLothrG. Jahrbuch der Gesellschaft für Lothringische Geschichte und Altertumskunde. — JgGesElfLit. Jahresgabe der Gesellschaft für Elsässische Literatur. — LCBl. Literarisches Centralblatt. — Lf. Literarhistorische Forschungen. — NDL. Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. bis 17. Jahrhunderts. — QFSpKG. Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker. — RPTh. Real-Enzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche von Herzog und Hauck. — SchrVRG. Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. — StraßbBNG. Straßburger Beiträge zur neuen Geschichte. — StDKG. Studien zur deutschen Kunstgeschichte. — StVLG. Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte. — WWKl. Wetzer und Weltes Kirchenlexikon. — ZBFr. Zeitschrift für Bücherfreunde. — ZDA. Zeitschrift für deutsches Altertum. — ZDPh. Zeitschrift für deutsche Philologie. — ZDU. Zeitschrift für deutschen Unter-

richt. — ZGORh. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. — ZVLR. Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte und Renaissanceliteratur. — ZVVolksk. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde.

Weitere Abkürzungen.

A. Auflage. — Abh. Abhandlung. — Abs. Absatz. — Ak. Akademie. — Ausg. Ausgabe. — Bd. Band. — Ber. Bericht. — Bibl. Bibliothek. — Biblgr. Bibliographie. — Diss. Dissertation. — f. folgend. — ff. folgende. — Ges. Gesellschaft. — Gesch. Geschichte. — hist. historisch. — Hs. Handschrift. — hs. handschriftlich. — Jb. Jahrbuch. — Jbb. Jahrbücher. — Jber. Jahresbericht. — Jg. Jahrgang. — Jh. Jahrhundert. — Kap. Kapitel. — kat. katholisch. — Kl. Klasse. — K. Kultur. — lit. literarisch. — Lit. Literatur. — M. Mitteilungen. — Msch. Monatsschrift. — N. Neu. — NF. Neue Folge. — Progr. Programm. — prot. protestantisch. — SA. Sonderabdruck. — SB. Sitzungsberichte. — Schr. Schriften. — Spr. Sprache. — T. Teil. — u. unten. — Ver. Verein. — Verz. Verzeichnis. — v. von. — Wiss. Wissenschaften. — Zg. Zeitung. — Zschr. Zeitschrift.

Nachfolgende wiederholt herangezogene Schriften und Abhandlungen werden später nur mit den gesperrten Wörtern angeführt:

A. Andresen, Der deutsche Peintre-Graveur oder die deutschen Maler als Kupferstecher nach ihrem Leben und ihren Werken. 5 Bde. Leipzig 1864 ff.

G. Baesecke, Fischart, Das Glückhafte Schiff v. Zürich. (NDL. 182). Halle 1901.

P. Besson, Étude sur Jean Fischart. Paris 1889.

E. v. Borries, Geschichte der Stadt Straßburg. Straßburg 1909.

S. Büheler, Straßburger Chronik (16. Jh.), hg. v. Dacheux. Straßburg 1887.

A. Englert, Die Rhythmik Fischarts. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Metrik. München 1908.

Festschrift zur Feier des 350jährigen Bestandes des prot. Gymnasiums in Straßburg. 1. Bd. Straßburg 1888.

J. Ficker und O. Winckelmann, Handschriftliche Proben des 16. Jhs. nach Straßburger Originalen. 1. Zur politischen Geschichte. 1902. 2. Zur geistigen Geschichte. Straßburg 1905.

G. G. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung. 5. A., hg. v. K. Bartsch. 3. Bd. Leipzig 1872.

K. Goedeke, Dichtungen von Fischart (Deutsche Dichter des 16. Jhs. 15. Bd.) Leipzig 1880.

K. Goedeke, Grundriß der deutschen Dichtung. 2. A. 2. Bd. Dresden 1886.

G. Hampel, Fischarts Anteil an dem Gedicht „Die Gelehrten die Verkehrten". Jahresbericht d. städtischen Real-Gymnasiums. Naumburg 1903.

A. Hauffen, Fischarts Werke. Eine Auswahl. (Kürschners deutsche Nationalliteratur, 18. Bd. I—III.) Stuttgart 1895.

A. Hauffen, Neue Fischart-Studien (Euphorion, 7. Ergänzungsheft). Leipzig und Wien 1908.

Hauffen, Kaspar Scheit (QFSpKG. 66) Straßburg 1889.

Hauffen, Fischarts Ehezuchtbüchlein, Plutarch und Erasmus Roterodamus. (Symbolae Pragenses. Prag 1893 S. 24—41.)

J. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters 13. und 14. A., hg. v. L. Pastor. Freiburg i. B. 1890 ff.

F. Kapp, Geschichte des deutschen Buchhandels bis ins 17. Jahrhundert. 1. Bd. Leipzig 1886.

G. Könnecke, Bilderatlas z. Geschichte d. deutschen National-Literatur. 2. A. Marburg 1895.

H. Kurz, Fischarts sämtliche Dichtungen. (Deutsche Bibliothek, 8.—10. Bd.) Leipzig 1866—67.

F. F. Leitschuh, Straßburg. (Berühmte Kunststätten. 18. Heft.) Leipzig 1903.

K. H. G. Freiherr v. Meusebach, Fischart-Studien, hg. v. C. Wendeler. Halle 1879.

E. Meyer-Altona, Die Skulpturen des Straßburger Münsters. (Studien zur deutschen Kunstgeschichte. 2. Heft.) Straßburg 1894.

J. Nadler, Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften. 1. Bd. Die Altstämme (800—1600). Regensburg 1912.

H. Pallmann, H. Feyerabend, sein Leben und seine geschäftlichen Beziehungen. Frankfurt a. M. 1881. (SA. Arch. Frankf. GK. N. F. 7.)

J. Rathgeber, Reformationsgeschichte der Stadt Straßburg. Stuttgart 1821.

T. W. Röhrich, Geschichte der Reformation im Elsaß und besonders in Straßburg nach gleichzeitigen Quellen. 3 Bde. Straßburg 1830—36.

P. Seyboth, Das alte Straßburg vom 13. Jh. bis zum Jahre 1870. Straßburg 1890.

J. Scheible, Das Kloster. Weltliche und geistliche, meist aus der älteren deutschen Volks-, Wunder-, Kuriositäten- und vorzugsweise komischen Literatur. Stuttgart 1840 ff.

Erich Schmidt, J. Fischart. (ADB. 7. Bd. 31—47.)

H. Schneegans, Geschichte der grotesken Satire. Straßburg 1891.

A. Stolberg, T. Stimmer, Sein Leben und seine Werke. (Studien zur deutschen Kunstgeschichte. 31. Heft.) Straßburg 1901.

A. F. C. Vilmar, Zur Literatur Fischarts. Kleine Beiträge. 2. A. Frankfurt a. M. 1865.

Vilmar, J. Fischart. (Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, hg. v. Ersch u. Gruber. 1. Sektion, 51 T., 169—191.)

W. Wackernagel, J. Fischart von Straßburg und Basels Anteil an ihm. Basel 1870.

O. Winckelmann, Straßburger Verfassung und Verwaltung im 16. Jh. (ZGORh. 57, 493—537 u. 600—642).

Die Studien und Mitteilungen von Englert und Hauffen werden das erste Mal mit den vollen Titeln angegeben. Später nur mit Erwähnung der betreffenden Zeitschrift mit Band und Seite. Fischarts Geschichtklitterung zitiere ich nach Alslebens Ausgabe (NDL. 65—71), die erweiterte Praktik nach Scheibles Kloster 8, 546—662, den Bienenkorb nach der Ausgabe 1588, die übrigen Dichtungen nach den angegebenen Ausgaben.

Erster Band.

I. Heimat, Leben und Bildungsgang.

1. Das Elsaß und Straßburg im 16. Jh. Es ist ein Auszug aus meiner umfänglichern Abhandlung (Preuß. Jbb. 189, 37—60). Borries. Kapp 82—93. Leitschuh. O. Lorenz u. W. Scherer, Geschichte des Elsasses, 3. A. Berlin 1886. Rathgeber. Seyboth. A. W. Strobel, Vaterländische Geschichte des Elsasses. Fortgesetzt v. H. Engelhardt, 4. T. Straßburg 1851. Winckelmann (ZGORh.). Derselbe, Jakob Sturm (ADB. 37, 3—20).

2. Familie, Kindheit und Schulzeit. S. 7—10. Hauffen, Fischartstudien. I. Zur Familien- und Lebensgeschichte. XIV. Neue Belege zur Familiengeschichte Fischarts (Euph. 3, 363—375 und 19, 1—16). Abdrucke der Urkunden und Matriken mit weiteren Literaturangaben. E. Martin (ADA. 17, 53—55). Seyboth S. 336ff. Röhrich 2, 188—219 und 3, 1—56 und 82 ff. Rathgeber 62 und 268—272. — S. 9 f. 2. Abs. Geschichtkl. 5, 18 bis 21; 98,1 v. u.; 297—299. Flöhhatz 2. Ausg. 1370—1389. Eulensp. (Hauffen 2, 26.) — S. 10—17. Gymnasium, Joh. Sturm (J. Ficker, RPTh. 19, 109—113). Ernst Laas, Die Pädagogik Sturms historisch und kritisch beleuchtet. Berlin 1872. H. Veil, Zum Gedächtnis Sturms (Festschrift), 1—32. Mit Berichtigung mehrerer Angaben von Laas.) W. Sohm, Die Schule Sturms und die Kirche Straßburgs in ihrem gegenseitigen Verhältnis (1538—1581). (Hist. Bibl. 27. Bd.) München und Berlin 1912. (Warmherzige Verteidigung Sturms. Dessen persönliche Schuld und das schließliche Mißlingen seiner Lehrmethode lag vor allem in deren einseitigem Formalismus.) Euph. 21, 681—683. Das Urteil über Fischarts lateinische Prosa verdanke ich einer schriftlichen Mitteilung des Gymnasialdirektors Dr. J. Endt. J. Ficker, Die Anfänge der akademischen Studien in Straßburg. (Rektoratsrede). Straßburg 1882. S. 16 und 33 f. — S. 17—23. Hauffen, Scheit (110—129). Strauchs Besprechung dieser Schrift (ADA. 18, 359—381). Ph. Strauch, Scheit (ADB. 30, 721—729). A. Schauerhammer, Mundart und Heimat Scheits (Hermaea, 6. Bd., 170). Halle 1908. Meine Ausführungen bei Besprechung dieses Buches (ZDPh. 44, 94—104). Hedicke, Scheits fröhliche Heimfahrt. Halle 1903 (S. 22—24 und 37—45). F. W. Roth, Die Buchdruckereien zu Worms und ihre Erzeugnisse. Worms 1841. — S. 22, 9—11 v. u. K. Zwilling, Die französische Sprache in Straßburg (Festschrift, S. 255—304). — S. 18, 6 v. u. Scheits „Reformation" hat sich inzwischen

gefunden. Das einzige bekannte Exemplar ist im Besitz Werner Wolffheims in Berlin, der es als Privatdruck originalgetreu hat vervielfältigen lassen.

3. Bildungsreise, Studium in Paris, Straßburg und Siena. Hauffen, Fischartstudien XV, Fischarts Bildungsreise und seine phil. Studien in Paris und Straßburg (Euph. 20, 332—365 und 589—606). — S. 33. Die Promotion zum Magister der Philosophie wird beschrieben in Actus tres Academiae republicae Argentoratensis ed. M. Boschius Argentinae 1578. Festschrift, 108—123. — S. 34. Fischarts Aufenthalt in Assisi. N. Fischartstudien, 204 f. (Ergänzungen und Berichtigungen dazu Euph. 21, 466.) Äußerung im Bienenkorb 1579 (Ausgabe 1588, S. 45). „Solt man Sant Francisci Bruch nicht mahlen? trägt mans doch zu Assis für Heyligthumb an der Stangen." — S. 34—40. Hauffen, Fischartstudie XVI. Fischarts Rechtsstudien in Siena (Euph. 21, 463—490). — S. 37, 7 f. Eneas Silvius. In dieser Form unterschreibt er immer seine Briefe. Vgl. Wolkan (A. f. öster. G. 93, 2. Hälfte 353). — S. 40. Aufenthalt in England (Euph. 20, 602—604).

4. Beginn der schriftstell. Tätigkeit. S. 41—43. Namensformen und Namensspiele. Meusebach 283; 289—296. Wackernagel 5—12. Goedeke, Fischart (S. XXI, Anm.). Vilmar Enc. (S. 177 ff.). Neue Fischartstudien 185, Anm. 2. ZBFr. 2, 22—24. — S. 43—45. Jobin, Matrikeln zu seinen Lebensdaten (Euph. 3, 368 und 19, 16. Kapp. 308 f.). Das Gerichtsverfahren: A. f. Gesch. d. deutschen Buchhandels, 5, 46—48 und 96—106. — S. 45. Stimmer, vgl. unten Anm. II 160. — S. 46 f. Drucklegung von Dominici Leb. und Eulensp., vgl. unten Anm. 121 u. 137 f. Eulensp. V. 48 und 4500. — S. 46, 6—8 v. u. Euph. 3, 364 f. — S. 46. Feyerabend: Kapp 448 ff. Pallmann, Feyerabend 31 f. und 35. — S. 48, 5—10. Ganz unhaltbare Angaben von Goedeke, Grundriß 2, 498 und derselbe, Fischart, S. XXII. — S. 48. Diese und weitere Aussprüche über die Armut bei Goedeke, Fischart, S. XXXIII., Anm. 3. Ferner: „Weil ich nicht bin von Reichen Stammen" (Hauffen 3, 9). — S. 48, 2. Abs. Murner verkaufte dem Drucker Hupfuff in Straßburg 1514 das Manuskript seiner Geuchmatt. Der Druck dieser Dichtung aber wurde vom Rat untersagt. Sie erschien in wesentlich erweiterter Fassung 1519 in Basel. Kapp 313, Goedeke, Brants Narrenbeschwörung (Deutsche Dichter des 16. Jhs., 11. Bd.). Einleitung XXXII. — S. 48 f. Honorare und Korrektoren: Kapp 308—317. Hedicke a. a. O. 37 f. Baeseke IX—XII. Goedeke, Fischart S. XXVI f. Gerbelius war vor 1515 Korrektor auch in Tübingen und Wien (Murner Großer Lutherischer Narr hg. v. Merker Straßburg 1918, S. 12 f. und Anm.). Spangenberg: W. Scherer Straßburger Studien, 1, 334—338. — S. 49. Flacius: Kawerau (RPTh. 6, 82—92), Ficker 2, 91. Holländer, Flacius in Straßburg (Deutsche Zschr. f. Geschichtswissenschaft N. F., 2, 203 ff.). Das Bildergedicht v. Englert gefunden und hg. (ZDPh. 36, 390 f. — S. 50, 1—5. Wackernagel 44 f. — S. 50, 6—10. Vorrede zu den Bibl. Historien Wackernagel 161 und 171 f.), vgl. u. Anm. II, 75.

5. Abschluß der Studien. Aufenthalt und Promotion in Basel. Euph. 21, 683—688. — S. 51, 14 ff. P. Albrecht, Beiträge zur Straßburger Schulgeschichte. 1873—74. Euph. 21, 687, Anm. 3. Joh. Sturm, Präfatio ad Golii onomasticum 1578. — S. 51, 23 f. J. Ranke, Deutsche Geschichte 5, 366. — S. 52—60. Vgl. Euph. 21 689—693. — S. 52 f. Praktik und Geschichtkl.: Wackernagel 65—72. Über den Bischof von Lichtenfels äußert sich Wurstisen (Baseler Chronik S. 659) zu dessen Tod: „ward als ein gütiger frommer Herr von allen Untertanen betrauret". — S. 53—57. W. Vischer, Geschichte der Universität Basel von 1460—1529. Basel 1860 (S. 231—274). Rudolf Thommen, Geschichte der Universität Basel 1532 bis 1632. Basel 1889 (S. 66, 83—87). Über die rechtswissenschaftliche Fakultät (S. 143—206). Thomas und Felix Platter, Zur Sittengeschichte des 16. Jhs. Bearbeitet von H. Boos. Leipzig 1878. Felix schildert hier ausführlich seine Prüfungen, seine Promotion und den Doktorschmaus mit vielen Einzelhieten über die damaligen akademischen Gebräuche in Basel. — S. 56 unten: Thema der Dissertation (Euph. 21, 692 u. Anm.). — S. 57. Das Einladungsprogramm zur Promotion Fischarts vollständig hg. von Wendeler (ZDA. 22, 252—254). — S. 58, 1. Abs. Vgl. Wackernagel 49 f., 66 ff. Anspielung auf die Promotion, ebenda 68, Anm. 150 f. — Scheible 8, 575, 580 f., 594 und 621. Geschichtkl. 108, 7—9. Goedekes unberechtigte Bedenken und unrichtige Angaben (Grundriß 2, 489 und Fischart XXVIII f.) wurden von mir (Euph. 21, 690 Anm.) abgewiesen und berichtigt. — S. 58. Amerbachs hs. Liedersammlung Wackernagel 192—199. Ch. A. Williams, vgl. u. Anm. zu S. 207. — S. 59. Theleme: Geschichtkl. 446. — S. 59. Wurstisen: Wackernagel 56—58. A. Bernoulli, Wurstisen (ADB. 44, 346 f.). — Celsus vgl. u. Anm. II, 137 f. Gwarin: Wackernagel 13, 38 u. 171.

6. Auf dem Gipfel literarischen Schaffens. S. 60. Bürgerrecht. Winckelmann 504 und 518. — S. 61. Schützenfest: Al. 5, 115—137. — S. 61, 10—12 v. u. (Dazu S. 50, 59 und 77.) Philipp Ludwig I. (nicht II. wie es oben heißt) von Hanau-Müntzenberg stand bis 1574 unter der Vormundschaft des Grafen Philipp IV. von Hanau-Lichtenberg, studierte in Straßburg, Paris, Tübingen, Basel und Padua und übernahm 1575 selbst die Leitung seiner Herrschaft. Bereits am 11. Februar 1580 ist er gestorben. (Lehmann, Geschichte der Herren und Grafen zu Hanau. Hanau 1782, S. 41 und 45.) — S. 61, 1—5 v. u. (Festschrift 131, Winckelmann 638 f.) — S. 62, 1. Abs., Geschenke Kapp 317—321. Wagemann, L. Rabus (ADB. 27, 97—99). Flacius (Zs. f. Geschichtsw. NF. 2, 211). — S. 62. Sebisch, vgl. u. Anm. II 198 f. Dazu kommen später die Beziehungen zu Melchior v. Staufenberg (vgl. ob. 2, 216). — Zetzner: Euph. 3, 375, Kapp 827. Er lebt noch 1620. Sein Verlag wird von seinem Sohn Eberhard weiter geführt. — S. 63. Obrecht, Euph. 21, 687, 691 Anm. ADB. 24, 114—116). Examen: Actus tres a. a. O. Crusius: Adolf Schmidt (Jb. GElf.-Lothr. 16, 140). — S. 63, 7 v. u. Gervinus 172. — S. 64, 2. Abs. Barfüßerstreit V. 109 f. Nacht Rab V. 1939 und 1961. Bienenkorb 184: „O, Gentian, schick mir den

Harn zu Doctor Lilio, daß er seh, ob ich lutherisch sei". — S. 65f. **Sturm und Liechtensteiger**, vgl. R. Zoepffel. Sturm (Rektoratsrede). Straßburg 1887. Rathgeber 382—409. Röhrich 3, 162—171. Euph. 19, 12 und Anm. — S. 67. **Tierprozession**: N. Fischartstudien 224—226. — S. 67f. **Faber**: Ficker 2, 88; ZBFr. 2, 26. — S. 68. Bild zum Barfüßerstreit (Kurz 1, 100; N. Fischartstudien 205). **Ch. Maurer**, vgl. Stolberg 37ff. Andresen 3, 188ff., 224, 247f. **Fischarts Bildnis** bei Hauffen 1, V. und Könnecke S. 155. Bei der unrichtigen Angabe Vilmars (Enc. 171f). liegt wieder eine Verwechselung mit Fichard vor. — S. 69. **Stammbuchblatt**, mitgeteilt ALG. 10, 421 von Dederding, wo Erasmus Marbach mit seinem Vater Johannes verwechselt wird. Faksimile bei Könnecke 155. — S. 70, 1. und 2. Abs. Euph. 4, 11. **Hexenverbrennung** in Straßburg: Röhrich 3, 127. Büheler zu den Jahren 1564, 1581. 1588.

7. **Reichskammergericht**. — S. 70—73. Stintzing, Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft 1, 478—520. W. Endemann, Von dem alten Reichskammergericht (Zeitschr. f. deutschen Zivilprozeß 18, 165—227). Die Sollizitanten waren Personen, welche sich für die Parteien um den Fortgang des Verfahrens bemühten (S. 182, 195 f. und 199 f.). — S. 73, 15—18 Vollständig mitgeteilt von Wendeler (ALG. 12, 517). Lukas Geizkofler kam mit großen Empfehlungen an Prokuratoren und Assesoren nach Speyer, um am Reichskammergericht zu praktizieren. Trotzdem ging alles, wie er selber erzählt, nach Vorschrift vor. Zwei Assesoren von beiden Religionen examinierten ihn mit je acht Fragen. Darauf teilten sie ihm mit, daß er in die Zahl der Personen, welche in die Jurisdiktion und den Schirm des Kammergerichts gehören, ordentlich aufgenommen sei. Er erhielt zum Schluß ein lateinisches Testimonium durch den Pedell Augustin Bachmann, 9. März 1577. A. Wolf, Geizkofler und seine Selbstbiographie. Wien 1873 (S. 125). — S. 73, 11—13 v. u. N. Fischartstudien 92f. — **Egenolf von Rappoltstein**, vgl. R. Brieger, Die Herrschaft Rappoltstein, ihre Entstehung und Entwicklung. Straßburg 1907 (Beiträge z. Landes- und Volkskunde Els. 21. Heft). Büheler 120. Rathgeber 136—141. 1563 wurde die Herrschaft evangelisch. — S. 74. **Kammeradvokat**. R. Smend, Das Reichskammergericht. I. Geschichte und Verfassung. (Quellen und Studien zur Verfassungsgeschichte des deutschen Reichs IV, 3.) S. 179—190, 244ff.; 264f., 299 ff., 341ff., 350—372. Die Arbeit eines Advokaten (Instruktion des Prozesses und Abfassung des Schriftsatzes) wurde nach freiem Ermessen bezahlt. „Aus ihrer tatsächlichen Anwartschaft auf die Prokuratur genossen die am Kammergericht ausdrücklicht zugelassenen Advokaten keinen Vorzug vor den Nichtzugelassenen, deren es damals eine größere Anzahl gab. Diese waren zur Anwesenheit am Gerichtsort und zur Übernahme von Armensachen verpflichtet. Als solcher war z. B. Fischart 1581—1583 am Kammergericht. In den offiziellen Listen bei Seyler-Barth fehlt sein Name." (Smend 345 f.) Darum befindet er sich auch nicht in dem Verzeichnis der beim Kammergericht beschäftigten Prokuratoren und Advokaten des 16. Jhs.

unter den Heiligerschen Kollektaneen auf der Stadtbibliothek zu Hannover. Goedeke (Fischart XXX, Anm. 2). Goedeke zieht daraus den falschen Schluß, daß Fischart überhaupt nicht Kammergerichtsadvokat gewesen sei, auch darum nicht, weil er in der Vorrede der 2. A. des Malleus nicht mehr als solcher bezeichnet wird. Natürlich nicht, weil er es damals nicht mehr war. Goedeke war jedenfalls der Unterschied zwischen zugelassenen und nichtzugelassenen Advokaten nicht bekannt. — S. 75. Diese und andere Aussprüche bei Goedeke, Fischart XXX, Anm. 1. Dazu Zeuß, Die freie Reichsstadt Speyer vor ihrer Zerstörung. Speyer 1843. (S. 11, „Das große steinerne Becken in der Mitte des oberen Marktes". S. 13, nach einer alten Nachricht: „Die armen Schwestern in dem Gotteshause zum Mandelbaume genannt". S. 18, „Stockalmosen". Ein Armenhaus.) — S. 75, 9, vgl. Geschichtklitterung 1582, S. 258, 15. — S. 75, 2. Abs. A. Becker, Faust und Speyer. Kaiserslautern 1914 (S. 7 f.). — S. 75, 3. Abs. Barth, vgl. Stintzing a. a. O. 518 f. Cisner ebenda 503 ff. — S. 76. Bassäus (Bassée) aus Valenciennes, der damaligen Hauptstadt Flanderns. Im August 1561 wurde er Bürger in Frankfurt durch Vermählung mit Anna Roß. Seit 1564—1600 in Frankfurt, druckt viel für S. Feyerabend, später wird er selbst Verleger (Roth, a. a. O., S. 61). — S. 76—78. Über Bernhard Hertzog und seine Sippe berichtet er selbst ausführlich in seinem Chronicon Alsatiae. Edelsaßes Chronick, Straßburg, Jobin 1592 (10. Buch, 228 ff. Ebenda 209, ein Verzeichnis von Weißenburgern in höherer Stellung, besonders der am Kammergericht beteiligten. 219 ff. Seitenverwandte.) Wegele, Hertzog (ADB. 12, 251). Ficker, a. a. O., 2, 99 ff. Heidelberger Matrikel, hg. v. G. Toepke, 1, 618; 2, 12. Unter den Verwandten Hertzogs nennt Goedeke (Fischart XXX) nur den Prokurator Joh. Detscher (richtig Deschler). Der war aber damals schon tot. — S. 77, 2. Abs. Rathgeber 85, 89—93. Röhrich 3, 180 ff., 260 ff. Bis 1550 wurde das Lichtenbergische Gebiet durch Straßburger Prediger reformiert: A. Kiefer, Pfarrbuch der Grafschaft Hanau-Lichtenberg. Straßburg 1890. — S. 78. Fischarts Trauung: Diese und andere Urkunden teilt nach dem Pfarrbuch von Wörth mit: R. Müntz. Le chroniquerer Hertzog et son gendre Fischart (Revue d'Alsace. Nouvelle serie. Deuxieme année 2, 360—380). Kiefer 316. Pfarrer war von 1571—1598 Culsanus. — S. 79. Das Tractätlein vgl. unten Anm. II 239—243. — S. 79, 2. Abs. N. Fischartstudien 30.

8. Fischart als Amtmann in Forbach. M. Besler, Geschichte des Schlosses, der Herrschaft und der Stadt Forbach. Forbach 1895 (S. 36—40, 69—119). — S. 81. Von M. Braun ist in Beslers Buch nicht die Rede, weil sich die alten Akten der Forbacher Herrschaft dort nicht erhalten haben, wohl aber konnte ich für seine Amtstätigkeit viel entnehmen aus der oben S. 82, 2 und 84, 1 erwähnten Aktensammlung (Folio Nr. 2794, Landesbibliothek Darmstadt). Fischartstudie XVII. „Belege zu Fischarts Wirksamkeit als Amtmann in Forbach" wird im Euph. 25. Bd. erscheinen. — S. 82, 9—18. Besler 71 und 98 f. — S. 83. Meusebach 299—303. ALG. 10, 423. — S. 84, 19—22. Bücher vom Feldbau 1587, S. 187 f. — S. 84, 4. Abs. Hexen-

prozesse: Euph. 3, 373f. Bodin, Démonomanie (S. 141), erklärt, daß die Hexen den Richtern nichts anhaben können mit der Bezeichnung officier de justice. Fischart verdeutscht es (S. 476): „Den Richtern, Gerichtspersonen und Amptleuten". Er nimmt sich also damit selbst in diesen Schutz auf. (Dämonomanie S. 616): Der Amtmann (bailly) leitet den Hexenprozeß und sendet die Akten an das höhere Gericht. — S. 87, letzter Absatz. Geschichtkl. 17; 74, 21. — S. 88. Fischarts Büchersammlung vgl. unten Anm. II 250f. — S. 88. Amman: T. Hampe, Amman (Allg. Lexikon der bildenden Künste von der Antike bis zur Gegenwart, hg. Thiessen und Becker 1, 410—413). Andersen 1, 99—448. Geschichtkl. 446. A. Schmidt, Das Bücherzeichen Fischarts in der Hofbibliothek zu Darmstadt. Quartalblätter des historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen (NF. 1, 474—476) mit einem schönen Abdruck dieses Zeichens, das Schmidt in Fischarts Handexemplar der Hieroglyphica von Pierius Valerianus (Basel 1576) gefunden hat. — S. 89, 3. Abs. Fischarts Trauung und die Geburt seiner beiden Kinder erwähnt Hertzog in seiner Chronik 10, 228 (abgedruckt bei Goedeke 490). — S. 89, 8—13, v. u. bringt Müntz, a. a. O.

9. Fischarts Todesjahr: Euph. 19, 13, Al. 19, 125. — S. 90, letzter Abs. Bücherverkauf: Neue Fischartstudien 185, Anm. 2. Wiedervermählung der Witwe Fischarts bei Müntz, a. a. O. J. G. Lehmann, Urkundliche Geschichte des Hauses Leiningen und Westerburg. Kaiserslautern, o. J. Brinckmeier, Genealogische Geschichte des Hanses Leiningen. Braunschweig 1891. Rathgeber 89—93. Philipp I. ließ die Herrschaften Oberbronn und Niederbronn durch den ersten evangelischen Pfarrer in Oberbronn J. Erythräus reformieren. — S. 91, letzter Abs. Jobin: Euph. 3, 374. Pallmann, 203. Weihnachten 1593 war Jobin tot (ADA. 17, 53). — S. 92. Nachkommenschaft: Euph. 19, 13—16. — Nachwirkung: S. 93. Letzter Ausspruch: Eulensp. V. 8149 f.

II. Konfessionell-polemische Jugendgedichte.

1. Die damaligen konfessionellen Zustände im Reiche. K. Lamprecht, Deutsche Geschichte, 5. Bd., 16. Buch, 3. Kap. 3. A. Freiburg i. B. 1904. — K. Hahn, Das Aufkommen der Jesuiten in der Diözese Straßburg und die Gründung des Jesuitenkollegiums zu Molsheim (ZGORh. NF. 25, 246—265).

2. Nacht Rab: Büheler 104, 121. Rathgeber 258f. Röhrich 3, 69—88. — S. 99. Jesuitenfeindliche Literatur, vgl. u. Anm. II 125f. — S. 101 Beschwerden des Kirchenkonvents. Stadtarchiv Straßburg. Faszikel Th. A. 57. Verschiedenes I. 26. XXer Prot. 1570, S. 320 ff. — S. 101, 14 f. v. u. In der Vorrede seiner „Christlichen Ablähnung" sagt Rabe von sich: „Ich ein recht straßburgisch Kind". — Nacht Rab: Titel und Abdruck bei Kurz 1, XXXII und 1—94, Anm. 259—275. Nur eine Ausgabe. Sicher in West-

Mitteldeutschland gedruckt, doch nicht in Straßburg oder Basel, vielleicht in Frankfurt a. M. oder Worms. (Briefliche Mitteilung v. Virgil Moser.) Dederding, Zu Fischarts Nacht Rab (ALG. 6, 509—511). — S. 103 f. WWKl. 10, 721—723. A. Räß, Die Convertiten seit der Reformation, 1, 494—502. Freiburg i. B. 1866. Wendeler, Zur Kenntnis Rabes (Mschr. f. Rheinisch-Westfälische Geschichtsforschung 3, 534—544). — S. 105, 2. Abs. Noch kürzlich wurde Rabe auch von Fachleuten wiederholt fälschlisch als Jesuit bezeichnet. (ADB. 27, 25. ZGORh. NF. 25, 164 und 166.) Er war es aber nicht. Vgl. Janssen, 15. A., 5, 378 und 556. A. Steinhuber, Geschichte des Germanicums, 2. A., Freiburg i. B. 1906, erwähnt alle bedeutenden Persönlichkeiten, die dort studierten mit ihrem Lebenslauf, auch S. 79 f. Rabe, doch nicht als Jesuiten. — S. 107. N. Fischartstudien 30 Anm. 76, 88 f., 114.

3. Joh. Nas. S. 107—114. Hauffen, Zu den Reimdichtungen des J. Nas. 1. Die Centurien und das Bildergedicht Anatomia Lutheranismi (ZDPh. 36, 154—172). Mit Wiedergabe des dazugehörigen Bildes. — S. 114. Barfüßerstreit. Auf einem Holzschnittbogen sicher bei Jobin gedruckt, im Jahre 1570 auf 1571 verfaßt und veröffentlicht, weil es auf das 1571 gedruckte Dominici Leben hinweist, hg. von Kurz 1, 99—120. Titel XXIII f., Anm. 275—279. Ausgabe von 1577, Kurz 3, 3—8. Hauffen 1, 409—416. Faksimile dieses Folioblattes bei Könnecke 157. — S. 116, 8—14. Marnix. Biencorf I, 2. Kap. Fischarts Bienenkorb 24 ff., Hutten, Trias Romana (hg. Böcking 4, 258): Et trium esse Romae versicolorem gestare amictum servorum, mulierum et monachorum. Franck, Chronica 464 und 472: „Sie seind in vil Regel, Sekten und Orden zerteilt, Holzschuher, Barfüßer, Franciscaner oder Observanzer und Minores genannt. Item Minimi. Etlich heißen de Evangelio, etlich de Caputio.“ — S. 116. Ordenspaltungen: Heimbucher, Die Orden und Kongregationen (Paderborn 1891) 1, 295 ff. Sabellicus wird zitiert im Barfüßerstreit, V. 81. Seine Rhapsodiae erschienen von 1498 bis 1504. Enneadis IX, liber XIII ist die Hauptquelle Fischarts. — S. 119. Nachgeschichte: N. Fischartstudien 205—212. — S. 120, 7—10. Dominici Leben, V. 605 f. Bienenkorb 250 (N. Fischartstudien 88 f.). Geschichtkl. 21, 3 f. — S. 121. Meusebach 190—194.

4. Dominici Leben: Die einzige Ausgabe bei Kurz 1, XXXV f., 121—253, Anm. 280—288. Fehler dieses Abdruckes berichtigt Crecelius (Al. 8, 239 f. und 14, 258—260). — S. 121 f. Gedruckt wurde das Dominicileben von Nikolaus Heinrich in Ursel bei Frankfurt a. M., weil es in noch erhaltenen Exemplaren zusammengebunden ist mit Nigrinus „Notturfftiger Beschlag“, das mit der Adresse des erwähnten Verlages erschienen ist. Die Typen beider Drucke sind gleich. Beide sind gegen Nas gerichtet und im Frankfurter Meßkatalog, Herbstmesse 1571, angeführt. (Mitteilung des Bibliotheksdirektors Dr. Adolf Schmidt, Darmstadt.) E. Kelchner, Die Buchdruckereien und ihre Druckwerke zu Ober-Ursel, 2. A., 1868. Als Hauptdrucker wird hier erwähnt Nikolaus Henricus. Englert, Rhythmik (14 f., Anm. 2) weist nach, daß das Dominici Leben noch vor dem Barfüßerstreit begonnen

wurde. — S. 124. Fioretti di S. Francesco erwähnt im Dominici Leben, V. 300 ff. und Randbemerkung; Alkoran ebenda erwähnt, V. 45 ff. und 141 ff. Hier und zu 4685 ff. Randbemerkung. Über beide H. Thode, Franz von Assisi und die Anfänge der Kunst der Renaissance in Italien, S. 537. Schnorr v. Carolsfeld, E. Alberus, S. 54—58 und 226. Meusebach, 104 und 191. Neue Fischartstudien, 205 f. und 210 f. — S. 124. „Newer Creutzgang" nicht von Fischart. (Ebenda 149—151.) — S. 126, 6 f. Wurde erzählt vom Benediktiner Nikolaus Bartholomäus, Epigrammata et Eidyllia 1532, Fol. 22; Rabelais Gargantua III, Kap. 23 (vgl. Regis, Gargantua. Anm. II, 1, 402); von Hans Sachs in einem Meistergesang 1550 und einem Schwanke 1563 (Fabeln und Schwänke hg. von E. Götze NDL. 126—134, Nr. 313). — Auf das Dominici-Leben weist Fischart mehrmals hin, meist im Bienenkorb. (Neue Fischartstudien 88 f.). — S. 131—3 Nigrinus: Goedeke 2, 505—7.

III. Humoristisch-satirische Jugendwerke.

1. Eulenspiegel Reimensweis. Volksbuch vom Eulenspiegel: E. Schröder, Geleitwort für die Faksimile-Ausgabe des Straßburger Eulenspiegel 1515. Leipzig 1910. (Mit vielen neuen Ergebnissen.) E. Kadlec, Untersuchungen zum Volksbuch vom Ulenspiegel (Prager deutsche Studien 26). Prag 1916. — S. 137 f. Eulenspiegel Reimensweiß. Frankfurt a. M. Bestimmt 1572, hg. nach dem Frankfurter Katalog, Fastenmesse 1572. Fischarts Hinweis im Flöhhatz 1573, V. 67 f.: „Was soll ich vom Eulenreimer melden, der vor eim Jahr im Eulenhelden den Eulenspiegel . . ." Neudruck: Hauffen, 2. T. Mit ausführlicher Einleitung u. Wiedergabe aller Holzschnitte (VLG. 5, 381—394). — Der Straßburger Nachdruck 1543 hat Druckfehler gemeinsam mit Fischarts Bearbeitung. Englert, Rhythmik (69, Anm. 4) erweist, daß der zweite Prolog und die ersten Kap. früher verfaßt wurden als der erste Prolog und die letzten Kap. Er vermutet, daß jene die ältesten dichterischen Versuche Fischarts seien. Vgl. Hampel 7. — S. 142. Die fünf Exemplare befinden sich in Berlin (Staatsbibl. zwei Stück), London (British Museum), Wien (Staatsbibl.), Zürich (Univ. Bibl.). — S. 142. Erwähnung des Eulensp.: Praktik (Scheible 8, 561 und 619). Geschichtkl. 20. — S. 142. Grimms Ausspruch: Meusebach 10 und 39 f. — Zur Nachwirkung: Fischarts Bearbeitung wurde verwertet für die Oper Till Eul. v. E. N. v. Rezniček, Mannheim 1901.

2. Aller Praktik Großmutter. Hauffen, Fischartstudien IV. Zur Kalender- und Praktikenliteratur des 16. Jahrhunderts. Die scherzhaften Praktiken vor Nas und Fischart. Die Praktik von Nas. Die verschiedenen Ausgaben der Praktik Fischarts, deren Quellen und Nachwirkung (Euph. 5, 25—47; 226—256, 726). — S. 144. Prognosticon Theologicum. Ebenda 5, 36 f. und 724 f. — S. 147. „Aller Praktik Großmutter." 1572 (hg. v. Braune, NDL. 2), 1876 mit den Lesarten der Ausgabe 1573. — S. 148. Basler Rebus: Wackernagel 65. Bolte, Volkstümliche Zahlzeichen und Jahrzahlrätsel (ZVVolksk. 10, 186—194). — S. 151. Die erweiterte Praktik

1574 und mehrere im wesentlichen unveränderte spätere Ausgaben 1595, 1598, 1607, 1623 (Neudruck Scheible 8, 545—663) und 1635.

3. Flöhhatz (hg. Wendeler NDL. 5) 1873 P. Koch, Der Flöhhatz v. Fischart u. Holtzwart. Berliner Diss. 1892. J. Pohl (Euph. 8, 713—716) lehnt Holtzwart ab, ohne einen andern Verfasser zu nennen. Nicht überzeugend. — Englert, Rhythmik (89, Anm. 4; 79, Anm. 3). — S. 159. Zweite, erweiterte Ausg. 1577, zuletzt hg. v. Hauffen 1, 1—129 und Einleitung X—XXIII (über das Flohmotiv und die Flohdichtungen vor Fischart). VJL. 6, 170 f. — S. 161. Spangenberg hat Englert in einer noch nicht veröffentlichten Untersuchung als Verfasser dieser Tierdichtungen aus metrischen und sprachlichen Gründen erwiesen.

IV. Die Geschichtklitterung.

1. Frankreichs Einfluß auf die deutsche Kultur und Dichtung im 16. Jahrhundert. G. Steinhausen, Die Anfänge des französischen Kultureinflusses auf Deutschland (VLR., NF. 7, 349—381). K. Gebauer, Geschichte des französischen Kultureinflusses auf Deutschland von der Reformation bis zum 30jährigen Kriege, Straßburg 1911. W. Scherer, Anfänge des deutschen Prosaromanes (QFSpKG. 22) 1877. K. Lamprecht, Deutsche Geschichte 7, 19—23. — S. 164. W. Liepe (Elisabeth von Nassau-Saarbrücken. Entstehung und Anfänge des Prosaromans in Deutschland. Halle a. S. 1920) weist nach, daß die Gräfin auch den Herpin und den bisher noch nicht berücksichtigten und noch ungedruckten Roman Sibille aus dem Französischen ins Deutsche übertragen hat. — S. 164—171. Amadis: Fischarts Verdeutschung des 6. Buches. M. Pfeiffer, Amadisstudien. Erlanger Diss. Mainz 1905 (Meine Besprechung, ZDPh. 42, 470—482). Grundriß der romanischen Philologie II, 2, 1897, S. 216—227: „Die früheste verlorene Redaktion aber gehört dem 13. Jh. an und ist aller Wahrscheinlichkeit nach das Werk eines portugiesischen Troubadours und ursprünglich in portugiesischer Sprache geschrieben." — S. 168, 3. Abs. „Das Sechste Buch Vom Amadis auß Frankreich". Frankfurt a. M., gedruckt durch Peter Schmid, verlegt bei Hieronymus Feyerabend. Spätere Auflagen: 1573, 1576, 1595; Folio-Gesamtausgabe 1583. Den beiden letzten Ausgaben fehlt das einleitende Gedicht. Der sonstige Wortlaut im ganzen unverändert. Das einleitende Gedicht bei Kurz 3, 29—32 und Goedeke, Fischart 139—144. — S. 171. Ismenius: E. Rhode, Der griechische Roman und seine Vorläufer 2. A. L. v. Schröder, 1900, S. 521—527. — Wolckenstern: Goedeke, Gengenbach 127 f., ZVVolks. 15, 404—406. Ismenius. Deutsche Ausgabe 1573, Berlin (Staatsbibl.), 1594 Wien (Staatsbibl. Vilmar 43 f.), 1610 Darmstadt (CBl. Bibl. 10, 450). Das einleitende Gedicht dazu bei Kurz 3, 40—46 und Hauffen 1, 377—384.

2. Rabelais: Rathery, Rabelais' Oeuvres. P. Stapfer, Rabelais, sa personne, son oeuvre, 4. A., 1906. Rabelais, Gargantua und Pantagruel,

verdeutscht von G. Regis, Leipzig 1832—1843 (mit eingehendem Kommentar). Neu hg. v. W. Weigand, München und Leipzig 1906 (mit wertvoller neuer Einleitung und außerdem mit einer Bibliogr. v. G. Pfeffer). Neudruck 1922. H. Morf, Geschichte der neueren französischen Literatur 1, 66—77; Bibliogr. 234. Straßburg 1898. Durch die 1903 von Abel Lefranc ins Leben gerufene société des études Rabelaisiennes mit einer Zeitschrift Revue des études Rabelaisiennes kamen überraschende neue Ergebnisse zum Leben, zur Entstehungsgeschichte und zur Erläuterung des Hauptwerkes von Rabelais zutage. Vgl. H. Schneegans, Der heutige Stand der Rabelaisforschung, GRM. 2, 555—567 und 603—616. A. Lefranc, Ouevres de Rabelais, edition critique 1. Bd. Paris 1912. H. Schneegans, Die groteske Satire. — S. 184, 7—10 v. u. J. Burckhardt, Kultur der Renaissance, 3. A., 2, 203.

3. Fischarts Bearbeitung des Gargantua. Geschichtklitterung hg. v. A. Alsleben, Synoptischer Abdruck der Bearbeitungen von 1575, 1582 und 1590. (NDL. 65—71.) Halle 1891 mit Faksimile des Titels von 1590 mit genauer Beschreibung aller Ausgaben, auch der nach Fischarts Tod erschienenen fünf Ausgaben 1594—1631. Haus v. Weber, Bibliophile Ausgabe unter den „Hundertdruken" der vierte des 6. Jahrgangs. München 1914. Fischarts Geschichtkl. mit Buchschmuck und Zeichnungen v. B. Goldschmitt. — S. 186, 4. Abs. Geschichtkl. 273. „Zusammenklitterung"; 386 „Klitter"; Praktik (Scheible 593), „Klitterer". Handschr. Randbemerkung zu Goropins Opera 37 zum Wort littera: „hinc klittern, vel glittern". (Wörterbuch 5, 1212—1214). — S. 188 ff. Fischarts Bearbeitung: F. A. Gelbcke, Fischarts und Rabelais Gargantua 1874. L. Ganghofer, Fischart und seine Verdeutschung des Rabelais. 1881 (genauere Durchführung nur der ersten 17 Kapp.). Besson 21—114. W. Ellmer, Rabelais Gargantua (Jber. Realgymansium Weimar 1895). Vittoria Buonanno, Fischart e Rabelais. Catania 1910 (Studi di philologia moderna, 3. Jg.). — S. 192, 3. Je le maintiens jusques au feu exclusivement, im Prolog zum 2. Buch und im alten Prolog zum 4. Buch. Außerdem verwendet diesen Ausspruch Panurge im 3. Buch, 3. und 7. Kap. — 193 f. Auslassungen: G. Schwarz, Rabelais und Fischart Vergleichung des Gargantua und der Geschichtklitterung. Züricher Diss. Winterthur 1885. Mit einer Liste der von Fischart nicht übersetzten Stellen (10 f.), doch nach Scheibles Ausgabe der Geschichtklitterung 1617 und darum mit vielen Fehlern. — S. 195, 16 vgl. K. Weidmann, Der Einfluß des Französischen auf Fischarts Wortschatz im Gargantua (2. F.). Diss. Gießen 1913. — S. 195 ff. Übersetzung. Vgl. neben Schwarz und Weidmann J. A. Frantzen, Kritische Bemerkungen zu Fischarts Übersetzung v. Rabelais Gargantua (Alsatische Studien, 3. Heft). Straßburg 1912. (Dazu meine Besprechung ADA. 23, 75—78 mit Berichtigung der Liste von Auslassungen bei Schwarz 10 f.). — S. 201 f, letzter Absatz. Geschichtkl. 251 f., 232, 194. — S. 202, 7—9. Geschichtkl. 451 für Rabelais: portoient accontrement (de la tête) francais parce quil est plus honorable. — S. 202 ff. Zusätze. Alle Zusätze von mindestens 10 Zeilen verzeichnet bei Schwarz, 59—62. Zu bemerken

ist dazu, daß eine große Zahl von Einschüben erst in der 2. und 3. Ausgabe hinzukommen, was bei Alsleben gut zu überblicken ist. — S. 202. Die Kapitel Rabelais und Fischarts entsprechen einander wie folgt: 1 = 1, 2 = 2, 3 = 3—6, 4 = 7, 5—47, = 8—50, 48 und 49 = 51, 50 = 52, 51 = 53, 52 = 54, 53 und 54 = 55, 55—57 = 56, 58 = 57 (erst in der 2. Ausg.). — S. 206 f. Quellen überhaupt: N. Fischartstudien 280 ff. — S. 207. Quellen zu den Volksliedern: Ch. Williams, Zur Liederpoesie in Fischarts Gargantua. Heidelberger Diss. 1907. (SA. aus BGDS. 35, 395—404. Nachtrag ebenda, 37, 262—272.) Dazu meine Besprechung (Euph. 18, 498—504).

4. Inhalt und Würdigung der Geschichtklitterung. S. 209, 17. In der Widmung an Chatillon zum 4. Buch seines Romans erwähnt Rabelais Mythologies pantagrueliques. — S. 210. Ronsards Gedicht bei Kurz 3, 422 f. Fischart hat davon weggelassen V. 6—10, hinzugefügt V. 1—6, 13—16, 19—40, 62—68, 88—100. — S. 213. Das rätselhafte Reimgedicht: Regis 2, 2. T., 943—989. Lefranc 1, 26—36. Kurz 3, 432—436. Fischart ließ davon unübersetzt Strophe 2, 3—8; 3, 1 f.; 5; 6, 3 f.; 7; 8, 17 f.; 13, 1—6. — S. 216. Quellen zum 4. Kapitel: N. Fischartstudien 263—272 und 286 f. — S. 219, 5—7. J. Paul, Vorschule der Ästhetik (hg. Hempel 49, 151). — S. 223 f. Quellen zum 5. Kapitel: N. Fischartstudien 284—286. — S. 224. Geschichtkl. 112. Priamel auf die Schönheiten der Frauen. Kurz 3, 436—441. A. Schultz, Deutsches Leben des 14. und 15. Jhs. S. 5 Anm. R. Köhler, Kleinere Schriften (hg. Bolte) 3, 22—34. — S. 224, 9 f. v. u. Köhler 2, 346—350. K. Weinhold, Die deutschen Frauen des Mittelalters 1, 227. Hauffen, Die deutsche Sprachinsel Gottschee 431. — S. 226. Quellen zum 8. Kapitel abgesehen von den Volksliedern: N. Fischartstudien 287 f. Hauffen, Scheit (QFSpKG. 66) S. 127 f. J. Bächtold, Manuel, CCXVII ff. Rebhäußlin-Segen: Goedeke, Gengenbach 519—521. — S. 227—236. Ganghofer, a. a. O. 27—37. — S. 240, Zum 12. Kapitel: N. Fischartstudien 280 f. ZBFr 2, 21—32. — S. 241—248. Erziehungskapitel: F. A. Arnstädt, Rabelais. Leipzig 1872. R. Mäder, Die pädagogische Bedeutung Fischarts. Diss. Leipzig 1893. — S. 243. Bücherliste: A. Götze, Eine Quelle Fischarts (BGDS. 29, 363—367). — S. 245 f. Quellen zum 25. Kap. N. Psichari, Les jeux de Gargantua. (Revue E. R. 6, 1—37; 7, 48—64.) H. A. Rausch, Das Spielverzeichnis in Fischarts Geschichtkl. Erlanger Diss. Straßburg 1908. (Meine Besprechung Euph. 18, 491—498; ebenda 21, 484 Anm.) J. Bolte, Zeugnisse zur Geschichte unserer Kinderspiele (ZVVolksk. 19, 381—414). — S. 255 f. H. Schneegans, Die Abtei Thélème. (Neue Heidelberger Jbb. 8, 143—159.)

5. Erfolg der Geschichtklitterung. S. 258. In der 2. Ausg. werden die Überschriften des 3., 25., 29., 31., 32., 41. und 56. Kap. durch Zusätze gereimt, in der 3. Ausg. die Überschrift zum 49. Kap. Die 1. und 52. Überschrift bleiben reimlos. — S. 258, 2. Abs. Geschichtkl. 273, 5 v. u.; 459 f. (erst in der 2. Ausg.). Diese Andeutungen beziehen sich auf Rabelais 2. Buch, 7., 28. und 29., 27., 30. und 32. Kap. — S. 260. Wackernagel 24. — S. 261. Uhland, Schriften z. Geschichte 2, 572. Gervinus 3, 215. Erich

Schmidt 42. — S. 263 f. E. Hegaur, Auf Rabelais Spuren in Deutschland. Lit. Echo 10, 1687—1693. Rabelais, Gargantua und Pantagruel. Verdeutscht v. Hegaur und Owglaß. München 1905—1907. Neue Ausg. 1922. L. Sainéan, Les interprêtes de Rabelais en Angleterre et en Allemagne (Revue E. R. 7, 138—258). — S. 264. Vgl. unten Anm. II 365. Die Nachwirkung Fischarts will ich später ausführlich darlegen.

V. Das Podagrammisch Trostbüchlein und das Philosophisch Ehezuchtbüchlein.

1. Das Padagrammisch Trostbüchlein. S. 266—268. Hauffen, Zur Literatur der ironischen Enkomien im 16. Jh. II. Die Nachwirkung v. Pirkheimers Apologia seu Podagrae laus (VLG. 6, 161—185). — S. 268 f. Das Podagrammisch Trostbüchlein 1577. Neugedruckt bei Hauffen 3, 1—113 mit Faksimile des Titelblattes, einer Einführung und den Schriften v. Carnarius (S. VII—XIX) und Pirkheimer (S. XXIII—XXXVIII). Der Druck von 1577 an den Grafen von Hanau-Lichtenberg ist bei Goedeke 2, 497, Nr. 29 nicht verzeichnet (Prag Univ. Bibl. 18 J 310). Ein weiterer bei Goedeke verzeichneter Druck 1577 mit abweichendem Wortlaut im Titel ohne Widmung.

2. Das Philosophisch Ehezuchtbüchlein. S. 276. M. Herrmann, A. v. Eyb und die Frühzeit des Humanismus (S. 329 ff.). — S. 277—280. Die Ehe-Literatur des 16. Jhs.: W. Kawerau, Die Reformation und die Ehe (Schr. Ver. f. Reformationsgesch. 39). Derselbe, Lob und Schimpf des Ehestandes in der Literatur des 16. Jhs. (Preuß. Jbb. 69, 759—781). M. Osborne, Die Teufelsliteratur des 16. Jhs. (S. 5, Ehe und Familie; 112 ff., der Eheteufel Asmadi) und eigene Untersuchungen. — S. 281 ff. Neudruck des Ehezuchtbüchleins. Hauffen 3, 114—332, mit Faksimile des Titelblattes und einer Einleitung (S. L—LXX). Über den ersten, dritten und vierten Teil vgl. Hauffen, Fischarts Ehezuchtbüchlein, Plutarch und Erasmus Roterodamus (Symbolae Pragenses 1893, S. 24—41). Zum zweiten T. und den Bildern des Ehezuchtbüchleins vgl. Hauffen, Die Quellen v. Fischarts Ehezuchtbüchlein (ZDPh. 27, 308—350). — S. 290. Sprachliche Erneuerungen des Ehezuchtbüchleins von G. Holtey-Weber (Bibl. d. Gesamtlit. 364) Halle a. S. o. J. (Irrtümlich mit dem Bildnis d. Frankfurter Advokaten Fichard.) Und von U. Steindorff (Bücher der Wünschelrute) München 1919.

Zweiter Band.

VI. Fischart als politischer Dichter und Journalist.

1. Wunderzeitungen, beschreibende und Bildergedichte. E. Weller, Die ersten deutschen Zeitungen. Mit einer Bibliographie 1505 bis 1599 (BLVSt. 111). R. v. Liliencron, Mitteilungen aus dem Gebiete der öffentlichen Meinung in Deutschland während der 2. Hälfte des 16. Jhs.

(Abh. der hist. Klasse d. Bayerischen Ak. Wiss. 12, 105—173). P. Roth, Die neuen Zeitungen in Deutschland im 15. und 16. Jh. Leipzig 1914. Grashoff, Die brieflichen Zeitungen des 16. Jhs. Leipzig 1887. — S. 3 f. Brant, Flugblätter, hg. v. P. Heitz mit Nachwort v. F. Schultz. 25 Abbildungen (Jg. Ges. Elf. Lit.). Straßburg 1915. — S. 4 f. Janssen 6, 432—442. — S. 5. Wunderstern. Straßburg bei Jobin. (N. Fischartstudien 190—192). — S. 5 f. „Deutung greulicher Figuren": Luthers sämtliche Werke. Weimarer Ausg. 11, 356—385. Ecclesia militans (ZDPh. 36, 445—472; Janssen 6, 427—432). — S. 6. Schwangere Jüdin. Drei Drucke. Neudruck von B: Kurz 1, 70—72 und 396. (N. Fischartstudien 192—195; ZDPh. 36, 491). — S. 7. Hessus, Noriberga, hg. J. Neff (Lateinische Literaturdenkmäler 12), Einleitung X ff. — S. 8. Gedichte auf Sturm und Mieg, gefunden und veröffentlicht v. Englert (ZDPh. 35, 534—536). — S. 8. Pritschmeisterdichtungen: Goedeke 325—328. Baesecke X—XXII. A. Schaer, Hans und Grobs Schützenausreden (Schweizer A. f. Volksk. 7, 32—35). — S. 9. Pritschmeister: Michel Schreiner, nicht Schneider: Büheler 131, Röhrich 3, 125 f. — S. 9—12. Wendeler, Zum Straßburger Preisschießen (Al. 5, 115—132). Englert, Zum glückhaften Schiff Fischarts (Al. 18, 238—241). Büheler 104—131. J. Bächtold, Das glückhaft Schiff (M. der antiquarischen Ges. 20, 2. T., 85—139) 1880. Besson 293—309. — S. 10, 7. Der zwanzigste Juni steht fest. Fischart gibt ihn auch V. 183 an, setzt aber auf das Titelblatt irrtümlich 21. Juni. Von T. Stimmer rührt ein figurenreicher Holzschnitt des Schützenplatzes von 1576 her (stark verkleinert bei Leitschuh 108). — S. 12. Das Glückhaft Schiff A erschien jedenfalls erst zur Fastenmesse 1577 bei Jobin. Vorher war ebenda eine verlorengegangene Ausgabe im Herbst 1576 ohne Schmachspruch und Kehrab erschienen. B ist ein Nachdruck von A in Straßburg, doch nicht bei Jobin gedruckt (Baesecke VIII—XIV, Bibliogr. V f.). Ebenda Abdruck von A mit Faksimile des Titelblattes 1—60 und bei Hauffen 1, 131—197 mit Einleitung XXII—XXX und anderwärts. Georg von der Gabelentz, Das glückhafte Schiff. Roman. Leipzig 1912 behandelt einen ganz andern Stoff. — S. 12. Gmalters Argo Tigurina ins Deutsche übertragen von Englert (ZDU 25, 30—33). — S. 15. Zincgref, Auserlesene Gedichte deutscher Poeten (NDL. 15), S. 3. J. Grimm (Meusebach 10). S. Gloner bedauerte 1639, daß „das so hochgepriesene Gedicht auf das große Schießen von 1576 in Straßburg gleichsam verschollen ist" (Festschrift 203). — S. 16—18. Schwendi: Röhrich 3, 233 f. Kluckhorn (ADB. 33, 383). E. Martin (ZGORh. NF. 8, 389—418). A. Eiermann, Schwendi, Freiherr von Hohenlandsberg, Ein deutscher Feldoberst und Staatsmann des 16. Jhs. Freiburg i. B. 1904. Nirgends wird Fischarts Gedicht erwähnt. Weller, a. a. O. 182—194. Goedeke 306, Nr. 236 c verzeichnet ein Lied auf Schwendi. Fischarts Bildergedicht: Meusebach 186. Titel und Beschreibung des Holzschnittes bei Kurz 3, XXXVI f. Abdruck 296 f., Goedeke, Fischart 267 f. — S. 19. Fränkischer Kriegsmann. N. Fischartstudien 237—239. Abdruck mit Faksimile des Bildes bei Hauffen 1, 391—394 und

LXVI f. — S. 19 f. Ernstliche Ermahnung. Teutsche Tugenden. Hauffen 1, LXV f. und Abdruck 387—390.

2. Zeitungen, Flugschriften und Gedichte von politisch-konfessionellen Ereignissen. Hauffen, Die Verdeutschungen politischer Flugschriften aus Frankreich, der Schweiz und den Niederlanden (Euph. 8, 529 bis 571; 9, 637—656 und 10, 1—21). H. Martin, Histoire de France, 9. und 10. Bd. K. v. Polenz, Geschichte des französischen Calvinismus, 3. Bd. Soldan, Geschichte des Protestantismus in Frankreich bis zum Tode Karl IX. L. Ranke, Französische Geschichte vornehmlich im 16. und 17. Jh., 1. Bd. Barthold, Deutschland und die Hugenotten. — S. 24—27. Reveille matin: Euph. 8, 529—534. Fischarts Gedichte, neugedruckt nach A bei Kurz 3, 73—77, nach B, Vilmar 23—24. — S. 27—30. Offentlichs Außschreiben, Euph. 8, 534—544. Die Sonette abgedruckt nach A bei Schade (Weimar. Jb. 2, 61—63), nach C von Kurz 1, 78—81 und Hauffen 1, 399—402. — S. 29. Trummscheit oder Nonnengeige, ein damals beliebtes Saiteninstrument. — S. 30. Zeitung vom neuen Propheten. N. Fischartstudien 195. Neugedruckt bei Kurz, 3, 381 f. Titel und Beschreibung des Bildes, LX. — S. 30 f. Coligny, von Englert gefunden und veröffentlicht ZDPh. 36, 487 bis 488. E. Marcks, Coligny 1892. — S. 32. Aigenliche Beschreibung, Fridens-Edict und Frankreichische Zeitung. Alle bei Jobin gedruckt. Meusebach 212—219. Englert, Zur Fischart-Bibliogr. (Al. 19, 114—116). — S. 33. Die Neulichste Frankreichische Zg. (Al. 19, 129.) — S. 34—38. Antorfische Zeitung (Al. 19, 116 f.) „Ansuchen und Supplicieren." Le vray Patriat. „Neue Wunderzeitungen": Euph. 8, 544—553. — S. 38. „Trewe Vorwarnung": ZDPh. 47, 282 f. — S. 38 f. Zeitung vom h. Geistorden: Euph. 8, 553—557. Fischarts Gedicht bei Kurz 3, 298 f. — S. 40—42. Gentillets Schrift gegen Machiavell: Hauffen, Anti-Machiavell (Euph. 6, 663—679). (Mit dem Abdruck zweier Reimsprüche und der Vorrede Fischarts.) Titel und Reimsprüche bei Kurz 3, XLIV f.; 321. Die Verdeutschung von 1580 in Frankfurt gedruckt, aber von Jobin verlegt. — S. 42. „Friedensarticul". Straßburg bei Jobin. Nachdruck 1581 Augsburg, Euph. 8, 557—560. — S. 43. „Erklärung des Königs von Navarra" und „Bannstrahl", Euph. 8, 560—564. — S. 44 f. Einfall in Mümpelgart, Euph. 8, 565—571 mit Abdruck der Vorrede Fischarts. Stälin, Württembergische Geschichte 4, 805. — S. 46. Gfrörer, Straßburger Kapitelstreit und Bischofskrieg im Spiegel der zeitgenössischen Flugschriftenliteratur. 1569—1608. (Straßb. BNG. I, 2.) — S. 47 f. „Vermahnungschrift an die 13 Ort", ZDPh. 47, 283 f. — S. 48—50. Bericht aus Mailand, Euph. 9, 637—646. (Mit Fischarts Vorrede.) Das bei Kurz 3, 330 abgedruckte Gedicht ist aus dem Lateinischen übersetzt. — S. 50—56. Bündnis der Städte Zürich, Bern und Straßburg. A. Meister, Das Bündnis Straßburgs mit Zürich und Bern. ZGORh. NF. 9, 638—664. Die ganze Schrift mit Ausnahme der nicht fischartischen, lateinischen und deutschen Gedichte, neugedruckt bei Scheible 10, 1122—1177. Große Teile daraus bei Kurz und Weißbach, Beiträge zur

Geschichte und Literatur des Kantons Aargau 1, 374—421. Fischarts Gedichte u. a. bei Hauffen, 199—225 mit Faksimile des Titels und Einleitung, XXXIII bis XXXIX. Nur eine Ausgabe. — S. 57—63. Bericht über die Niederlage der Armada, Euph. 9, 649—656. C. F. Duro, La Armada invencible. Madrid 2, 503—515. Armada Espagñola, 3. Appendices, 455—480. (Verzeichnis der handschriftlichen und gedruckten Berichte.) R. Prutz, Geschichte des deutschen Journalismus 1, 142. Weller, a. a. O., Nr. 672 ff. B. Stübel, Einige Relationen über die Armada (M. d. Instituts f. österr. Geschichtsforschung 20, 619—630). Nur eine Ausgabe mit voneinander abweichenden Drucken (A. Schmidt, CBlBibl. 10, 454.) Der Bericht mit den Beigaben von Fischart neugedruckt bei Scheible 10, 1047—1122. Die Gedichte auch bei Kurz 3, 353—363 mit Anmerkungen 493—495. — S. 63—67. Gegen-Badstüblein, Euph. 10, 1—11. H. G. Schmidt, Fabian v. Dohna (Abh. z. neuen Geschichte 34) 1897. Fischarts Badstüblein liegt nur in einer Ausgabe vor und in einem Nachdruck von wahrscheinlich 1600. Abdr. der Gedichte u. a. bei Kurz 3, 364—376, Anm. 495 f. — S. 67 f. Discours, Euph. 9, 646 bis 649. — S. 69 f. Beschreibung des Meuchelmordes, Euph. 10. 11—13. Fischarts Gedicht „Ermahnung“ bei Kurz 3, 377—380. — S. 70 f, Antimartyrium, Euph. 10, 13—15. — S. 72 f. Flugschriften von 1590, Al. 19, 118—125. Euph. 10, 15—22. — S. 73. Gründliche Entdeckung, Vilmar 38. Letzte Zeitung, Al. 19, 127.

VII. Im Dienste des protestantischen Bekenntnisses.

1. Bildergedichte auf Reformatoren. S. 75. Flacius vgl. Anm. zu I 49. Bullinger und Gwalther, N. Fischartstudien 182—189 mit dem Abdruck beider Gedichte, Ergänzungen und Berichtigungen, Euph. 20, 604—606.

2. Geistliche Lieder. S. 78 f. N. Fischartstudien 180 f. — S. 79—82. Biblische Historien, Neudruck samt Fischarts Vorrede bei Kurz 2, 273—327. — S. 82, 2. Abs. 1576 gedruckt in Basel bei Gwarin. Befindet sich in Berlin (Staatsbibl.), Bern, Göttingen, Hamburg, Karlsruhe, München, Nürnberg, Wien (Staatsbibl.), Zürich. Die von Goedeke 496, Nr. 25 u. von Kurz 2, XXI angegebenen Ausgaben 1579 und 1586 konnte ich nicht feststellen. In der Berliner Staatsbibl. befinden sie sich nicht. Ausg. 1590; so auf dem Titelblatt; am Schluß steht 1589, Straßburg bei Jobin gedruckt: Berlin (Staatsbibl.), Dresden, München, Prag, Wien, Wolfenbüttel und Zürich. (Crusius war Diakon nicht Dekan.) 1625 (Darmstadt, Berlin, Straßburg), 1628 (Berlin), 1693 (Göttingen). — 1576 Neudruck samt Vorrede bei Scheible 10, 968—1016 und Kurz 2, 273—327. Ausgabe nur der Bilder: Liebhaber-Bibliothek älterer Illustratoren, 4. Bd., München 1881. Vorrede auch bei Wackernagel 161—173. — S. 82. Heyden, Al. 6, 188 und Festschrift 169—171. — S. 82—95. Hauffen, Fischarts Geistliche Lieder und Psalmen (Euph. 11, 22—65 und 371). — S. 83, 13—15 v. u. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zum Anfang des 17. Jhs. 4. Bd., VII, XII—XIV. — S. 85. Die

Ausg. 1573 vorläufig verschollen. Fischarts Beiträge dazu abgedruckt bei Wackernagel 4, Nr. 1200—1215. Ausg. 1576 (London und Wernigerode). Abgedruckt in der Ausg. v. Below und Zacher, Fischarts Gedichte und Psalmen, Berlin 1849, ungenau mit Versehen und Lücken. Darnach bei Kurz 3, 120—202, mit allen Mängeln. Wackernagel 4, Nr. 1216—1221 u. 1223—1235 bringt den richtigen Wortlaut der Zusatzlieder v. B. — S. 94. Fischarts Vorrede zur Ausg. von 1577, mit dem Titel abgedruckt: Euph. 11, 62—64. Nachwirkung: Ebenda 64 f. — S. 95—97. „Anmanung zu christlicher Kinderzucht": Euph. 13, 52—57, mit dem einzigen Abdruck der ersten Ausg. 1573. Dann folgen noch fünf Auflagen des „Catechismus" mit Fischarts Gedicht 1591, 1609, 1610, 1616 und 1619. — S. 97 f. „Der Heiland als Sieger", gefunden und neugedruckt v. Englert, ZDPh. 36, 393 f.

5. Papstfeindliche Bildergedichte. S. 98 f., vgl. Anmerkung zu II 5 f., ferner Janssen 6, 38—44, Schneegans 159, Wendeler, ALG. 7, 526 f. — S. 99 f. Gorgoneum caput. A[1] (Berlin und Braunschweig.) Abgedruckt mit Erläuterungen v. Wendeler, ALG. 12, 523—526. Wahrscheinlich 1579 verfaßt (Englert, Rhythmik 14, Anm. 1; Nas, Wiedereinwarnung 1577, S. 185, „Das längst erdichte Caput Gorgoneum"). A[2], 81 Verse (unvollständiges Ex. in Zürich). Abdruck bei Kurz 3, 114—116. B 150 Verse (Berlin, Staatsbibl. u. Kupferstichkabinett). Abdruck bei Kurz 3, 117—121 und Hauffen 1, 417 bis 422, mit Wiedergabe des Stimmer zugeschriebenen Bildes. Fischarts Erwähnungen dieser Dichtung bei Meusebach 222—224. — S. 101. J. Bolte, Altweibermühle (ASNS. 102, 241 ff.). Das Glasbild ist wiedergegeben bei Lübcke, Kunsthist. Studien 431 f. — S. 101 f. Die Grille Krotestisch Mül A, ohne Überschrift in Berlin (Staatsbibl.). Abgedruckt mit Erläuterungen v. Wendeler, ALG. 12, 485—488. B 99 Verse (Berlin, Kupferstichkabinett). Abdruck mit Erläuterungen v. Wendeler, ALG. 7, 308—331. Wiedergabe des Bildes bei Hauffen, LXXVII, wahrscheinlich schon vor 1575 verfaßt, weil Fischart in der Geschichtkl. 17, 12—14 die Zusatzverse daraus anführt. — S. 102. Passion Christi mit den Bildern neu hg. v. G. Kawerau, Berlin 1885. — S. 102 f. Malchopapa (München, Kupferstichkabinett, und Zürich). 1578 erschienen, weil es schon im Bienenkorb 1579 (E 3 b) erwähnt wird. Abdruck bei Kurz 3, 243—246. Wiedergabe des Bildes bei Hauffen 1, LXXIV. — S. 103—107, Tierskulptur: N. Fischartstudien 217—237. Mit Abdruck v. Heerbrands lateinischer Beschreibung der Tierbilder sowie der lateinischen und der französischen Übersetzung von Fischarts Gedicht. Zur Ergänzung der dort angegebenen Literatur: Meyer-Altona, S. 67 f. Winckelmann, ZGORh. NF. 22, 272 f. J. Grimm, Reinhart Fuchs, CCXV—CCXX faßt die Tierbilder als Zeugnis des Nachlebens der alten Sage auf und erklärt die Skulptur als Totenamt für den scheintoten Fuchs und als feierlichen Leichenzug. — S. 104. Die Quelle zu Fischarts Gedicht ist nicht Heerbrands Beschreibung, sondern eine mit einer Abbildung versehene deutsche Prosabeschreibung: „Abcontrafeihung ettlicher seltzamer Figuren" (späterer undatierter Druck: Berlin, Staatsbibl.), die wohl auch die Vorlage Heerbrands

war. — S. 106. A (Zürich und München, Staatsbibl.) Abgedruckt bei Kurz 3, 57—61 und XVIII. B (Berlin, Staatsbibl.) bei Hauffen 1, 423—429, C (Berlin, Kupferstichkabinett), D (Nürnberg), vgl. Meusebach 167 und 214 f.

4. Der Bienenkorb. N. Fischartstudien 42—166 mit vollständiger Anführung der ältesten Literatur und folgenden Abschnitten: 1. Tableau und Bienkorf von Marnix. 2. Die erste anonyme Verdeutschung des Bienkorf und Joh. Nas. 3. Fischarts Bienenkorb in den verschiedenen Ausgaben. (Mit genauer Bibliogr. der sechs datierten Ausgaben von 1579—1588, eines Nachdruckes und fünf undatierter Ausg. des 17. Jhs.) 4. Übersicht der Zusätze Fischarts zum Bienkorf. 5. Quellen dazu. 6. Nachgeschichte des Bienkorfs. 7. Nachwirkung. — S. 121. Euph. 20, 604. Hauffen, Hus eine Gans, Luther ein Schwan (Prager deutsche Studien 9, 1—28).

5. Das Jesuiter-Hütlein. S. 124 f. E. Gfrörer, Straßburger Kapitelstreit (Straßb. BNG. I, 2). Englert (Al. 20, 100). — S. 127—131. Hauffen 1, XXXIX—XLVI und Abdruck der Dichtung mit Faksimile des Titelblattes 229—262. — S. 131 f. Rathgeber 361 ff., Röhrich 3, 177 ff.

6. Der Brotkorb. N. Fischartstudien 242—262, mit den Abschnitten 1. Calvins Traité des reliques. 2. Die lateinische Übersetzung und die beiden Verdeutschungen des Traités. 3. Der Brotkorb und Fischarts Anteil daran. (Hier S. 253—255. Der genaue Titel von A, das Einleitungsgedicht Fischarts und die Bibliogr. der neun Drucke.) 6. Mirabilia urbis Romae (mit dem Erweis, daß deren Verdeutschung nicht von Fischart herrührt). 5. Bobhards Hafenkäs.

7. Fischart als Verteidiger der Glaubensfreiheit. S. 136 f. Wiedertäufer: ZDPh. 45, 395—399. — S. 137 ff. M. Celsus: Biographie universelle 7, 318 f. G. Schelhorn, Dissertatio epistolaris de Celso Senensi. Ulm 1748. Derselbe, Ergötzlichkeiten aus der Kirchenhistorie und Literatur 2, 218. J. Schröck, Christliche Kirchengeschichte seit der Reformation 1, 188 bis 193. — S. 138, 5 f. Wackernagel 66, Anm. — S. 139. Castellio, RPTh., 3. A., 3, 750—752. — S. 141—143. Fischarts Vorrede abgedruckt bei Kurz 2, XLIV—LIV. — S. 143, 2. Abs. ZDPh. 45, 423 Anm. — S. 143—147. S. Franck, Hegeler (RPTh. 6, 142—150). — S. 148—155. Die Gelehrten, die Verkehrten: Kurz 2, 329—383. Hauffen, Franck als Verfasser freichristlicher Reimdichtungen (ZDPh. 45, 389—426).

VIII. Der Liebhaber der Künste und der Polyhistor.

1. Fischart und die Musik. S. 154. Goedeke, Luthers Dichtungen (Deutsche Dichter des 16. Jhs., 18) XXXII und 203 ff. — S. 155. Fröhlich, Radlkofer, Die Schriften des G. Fröhlich (Zschr. d. hist. Ver. f. Schwaben und Neuburg 27, 84 f.). Hans Sachs, „Lob der Musica" und „Die Ständ" (BLVSt. 23, 242 und 271 ff.). Posatif, eine Hausorgel. — S. 155 f. N. Fischartstudien 198 f. — S. 156 und 159, 2. Abs. Englert, B. Schmidt und Fischart (ZDPh. 38, 244—250). — S. 156—158. Lautenstücke. Vorreden und Lob der Laute neugedruckt bei Hauffen 1, LVI—LXIII und 355—367. Von

den Lautenstücken besteht nur eine Ausg.: Berlin (Staatsbibl.), Breslau, Dresden, Karlsruhe und Zweibrücken. — S. 158 f. Die Musizierenden Frauen v. Englert gefunden. Gedruckt mit Einleitung und Bemerkungen: N. Fischartstudien 198—203.—S. 158 f., Geschichtkl. 277. Weitere Aussprüche über Musik ebenda 12, 97, 92 und 228. Trostbüchlein und Ehezuchtbüchlein (Hauffen 1, 31 und 171), Sonette (ebenda 399 f.), Staufenberg (1, 277 f., V. 191—256 und S. 294, V. 951—963).

2. Fischart und die bildende Kunst. S. 160—163. Stimmer: Andresen 3, 7—217. Stolberg ergänzt und berichtigt die Angaben Andresens. A. Schmidt (Jb. Elſ.-Lothr. 16, 191 f.) hat das Todesdatum für den 4. Jänner 1584 festgesetzt; Obser (ZGORh. N. F. 23, 564) für den 14. Jänner wegen der 1583 in Baden eingeführten neuen Zeitrechnung. N. Fischartstudien 177—178. Amman vgl. Anm. I, 88 f. — S. 162. N. Fischartstudien 205. Stimmers Comödia: Faksimile-Ausgabe v. J. Oeri, Frauenfeld 1891. Sprachliche Neubearbeitung v. Witkowski 1917. Stolberg (5) sagt, daß diese Komödie mit Fischarts Weise verwandt ist. Das ist nicht richtig. Sie ähnelt den Fastnachtsspielen v. Sachs. — S. 163 f. Fischarts Gedicht auf die Kunst, abgedruckt auch bei Hauffen 1, 395—398. — S. 165—167. Papstbildnisse, N. Fischartstudien 212—217. Titel, Widmungsgedichte und Fischarts Vorrede, neugedr. bei Wackernagel 149—160. — S. 169 ff. Embleme: M. Rubensohn, Griechische Epigramme in deutschen Übersetzungen des 16. und 17. Jhs. (Bibl. älterer deutscher Übersetzungen 2—5) LV ff. und LXVIII. (Dazu Minors Besprechung, ZÖG. 52, 33—48.) Gervinus 3, 379 f.; 390 f. Goedeke 124. — S. 168—171. Emblematum Tyrocinia. Abdruck der Vorrede bei Wackernagel, vgl. Hauffen 1, LXV. — S. 171. Über Horus Apollo und die Heidenwelt, Sitzungsber. d. bayrischen Ak. phil. hist. Kl. 1, 80—83. — S. 172—174. Das astronomische Uhrwerk. F. X. Kraus, Kunst und Altertum in Elsaß-Lothr. 1, 480—483. Stolberg, Stimmers Malereien an der astronomischen Münsteruhr (Studien 13). Straßburg 1898. — S. 174 bis 176. Hauffen, Fischarts Beschreibung des astronomischen Uhrwerks, Euph. 3, 705—710. Hier wird der Abdruck A bei Kurz 3, 383—391 nach dem unvollständigen Züricher Exemplar ergänzt und berichtigt durch das vollständige Exemplar der Straßburger Universitäts- und und Landesbibl. Weiter werden hier von der gekürzten Fassung die Ausgaben B (1574) bis K (1718) beschrieben. Dazu kommt noch eine 10. Ausgabe, die wahrscheinlich auch noch 1574 erschien und sich (nach Mitteilung Englerts) im Kunstmuseum zu Straßburg befindet. — S. 176 f. Ausspruch des Esels. Über andere Gedichte dieses Stoffes handelt Bolte (ZVVolksk. 13, 221 f.). Fischarts Gedicht ist in einem einzigen undatierten Druck, wahrscheinlich aus dem 17. Jh., vorhanden (Berlin, Staatsbibl.). Abdruck mit Wiedergabe des Bildes bei Hauffen 1, 431—438 und LXXVIII f. — S. 178 f. Altersstufen: Englert, Fischarts Bilderreime zu Stimmers Altersstufen (ZVVolksk. 15, 399—404). Mit Angabe der allgemeinen Literatur über die Altersstufen. — S. 179. Schwarzenburg (Krones ADB. 33, 311 f.). In Wirklich-

keit Schwarzenberg. Von Englert gefunden und hg. ZDPh. 36, 392 f. Eiermann a. a. O., Schwendi 89, Anm. Franckenpoint. Von Englert gefunden und hg. ZDPh. 36, 489 f. Büheler 139. Nürnberger Radierung (Katalog 260. Völcker, Frankfurt a. M., Nr. 1204.). Das Bayerland 4, 240 (nach Englerts Mitteilungen). — In der Geschichtkl. (337) gibt Fischart unter dem Titel Audientz des Keysers mit der Bezeichnung Jfgem ein Bruchstück eines deutlichen Anfangs mit allgemeinen sprichtwörtlichen und bildhaft ausgedrückten Erwägungen, womit er oft Bildergedichte eröffnet. Wendeler vermutet (ALG. 7, 366 f.), daß Fischart hier auf ein eigenes vor 1575 erschienenes Bildergedicht anspielt. Da aber die hier wiedergegebenen ganz kurzen Verse metrisch einen unfertigen Eindruck machen, so glaube ich, daß Fischart hier nur einen Entwurf anführt, der nie vollendet worden ist. Die Rockenstube (Wendeler, ALG. 7, 332—360. N. Fischartstudien 169 f.) stammt höchstwahrscheinlich nicht von Fischart.

3. Beteiligung an wissenschaftlichen und Fachwerken. Onomasticon. S. 180 f. F. Wieger, Geschichte d. Medizin und ihrer Lehranstalten in Straßburg v. 1497—1872. Straßburg 1885. Brunschwyck (A. Hirsch, ADB. 3, 453). — S. 181—183. Paracelsus (H. Delff, ADB. 12, 675—683). F. Strunz, Paracelsus. Sein Leben und seine Persönlichkeit. Jena 1903—1904. — S. 183 f. Schütz: C. Schmidt, Schütz gen. Toxites. Straßburg 1888 und ZGORh. N. F. 16, 36. Wendeler, Fischarts Beziehungen zu Ärzten (Al. 6, 178 f.). — S. 184, 14—21. Geschichtkl. 6, 14 v. u.; 119, 7 f. Obercelsisch; 132, 15 v. u. „Theophrastisch Weinstein"; 153; 159, 19—21; 160, 7—15; 259; 289, 1 und 4 v. u.; 366, 13—15; 234, 20 „Theophrastisch oder Erastisch" (Gäß, Erastus, ADB. 6, 180—182). Erastus war wie Fischart ein Gegner der Astrologie und ein Anwalt der Hexenverfolgungen. — S. 184 bis 186. Onomastica: Al. 1, 245 f., mit Wiedergabe des Titels und der Vorrede Fischarts. Ein einziger Druck. Exemplare vorhanden in Berlin, Staatsbibl. (zwei darunter eins mit handschriftlichen Randbemerkungen Fischarts), Göttingen, München, Nürnberg, Wien (Staatsbibl.) und Wolfenbüttel. — S. 187 f. Den Nachweis der oben erwähnten Quellen durch Vergleich mit dem Onomasticon hat H. Böß in einem Teil seiner von mir gestellten, noch nicht veröffentlichten Dissertation erbracht. — S. 189 bis 192. Correctorium Alchimiae. H. Kopp, Die Alchemie, 1. und 2. Bd. — S. 192. H. Wolf (ALG. 7, 450, Anm.). — S. 193 f. Titel und Abdruck von Fischarts Vorrede durch Wendeler (ALG. 9, 495 f. Ausgaben 1581 (Berlin, Staatsbibl. in zwei verschiedenen Drucken; Prag. Univ.-Bibl.); 1596 (Dresden und Göttingen). — S. 195. Aussprüche Fischarts gegen die Alchimie: Geschichtkl. 294, Hauffen 3, 74, Euph. 4, 12; ALG. 6, 487. — S. 196 f. Die Bücher vom Feldbau. C. Fraas, Geschichte der Landbau- und Forstwirtschaft seit dem 16. Jh. bis zur Gegenwart. München 1865. (1—71. Die Feldbaubücher werden erwähnt 37, 46 f. und ausführlich 49—56 mit mehreren ungenauen und unrichtigen Angaben.) Wendeler, Al. 6, 178 ff. Das Werk von Peter de Crescentiis wird hier 179, Anm.,

viel genauer beschrieben als bei Fraas. Es befindet sich mit einem anderen Titel auf der Prager Univ.-Bibl. (17 A 42). — S. 197 f. Estienne: Biographie univ. 13, 111 f. — S. 198 f. Wendeler, M. Sebizius senior (Al. 6, 178—199). — S. 199. „Siben Bücher vom Feldbaw“ 1579 (Berlin, Staatsbibl.; Darmstadt, Göttingen, München, Prag). 1580 (Berlin, Darmstadt, Göttingen, München). 1592 (Darmstadt). 1600 (Darmstadt). — S. 204. „Fünffzehen Bücher vom Feldbaw“ 1587 (Berlin), 1588 (München, Nürnberg, Wien), 1592 (Berlin, München, Wien), 1598 „Gedruckt bei Jobins seligen Erben“ (Göttingen, München, Stuttgart, Wolfenbüttel, Zürich), 1607 „In Verlegung Lazari Zetzners Buchhändler“ (Berlin, München, Prag, Wien, Wolfenbüttel). Von der Ausgabe 1587 wird der Titel und ein Teil der Vorrede wiedergegeben bei Meusebach 242 f. Ebenda 244 wird die Einteilung der Bücher zwischen beiden Fassungen verglichen. (Z. 9 muß es 1580, statt 1579 heißen und Z. 6 v. u. 1587 statt 1588.) Goedeke 499, Nr. 39, gibt auf dem Titel von 1587 fälschlich an: „Joh. Fischardi“, wodurch Wackernagel (81, Anm.) zu unrichtigen Schlüssen veranlaßt wurde. — S. 200 f. H. Böß Fischarts Lob des Landlebens und sein Vorbild (Jber. d. Kommunal-Reform-Gymnasiums Oderberg-Bahnhof 1919). Fischarts Lob (in der erweiterten Fassung) neugedr. bei Kurz 3, 308—318 und bei Goedeke, Fischart 251—262. — S. 202, 3. Abs. Fischarts Reimsprüche, neugedr. bei Kurz, 3, 471—481. — S. 198—200 und 203—204. K. Slawik hat unter meiner Leitung eine Dissertation abgefaßt über diesen Gegenstand. Hier untersucht er zunächst gründlich Sebischens Verdeutschung der französischen Vorlage und stellt fest, daß diese, abgesehen von vielen Kürzungen und einigen geringen Versehen im ganzen richtig und gut ist. Weiter erweist er auf Grund der Stileigentümlichkeiten Fischarts, daß alle Änderungen und Zusätze zu dieser Verdeutschung, sowie die Heranziehung und Verarbeitung anderer Quellen in der zweiten deutschen Ausgabe der Bücher vom Feldbau (1587) nur von Fischart vorgenommen worden sind. Nach dem so gewonnenen Maßstab erweist er, daß auch die in die erste Ausgabe (1579) eingefügten Prosazusätze und Reimsprüche, welch letztere alle Eigenschaften von Fischarts Versbau und Reimgebrauch zeigen, von diesem herrühren und daß ferner Fischart auch die Vorrede Sebischens und einen großen Teil des ersten Buches umstilisiert hat. — S. 206, 12—14 v. u. In Randbemerkungen zu der Dämonomanie 139 und 150. — S. 206 f. Malleus und Dämonomanie. Hexenwahn: Soldan-Heppe, Geschichte der Hexenprozesse 1880. — Janssen 8, 494—694. — S. 207—210. Hauffen, Malleus maleficarum und Bodins Démonomanie, Euph. 4, 1—16 und 251—261. Die vollständigen Titel von Fischarts Dämonomanie 1581 und 1591, bei Kurz 3, XLIV—XLIX. Bibliogr. Beschreibung aller Ausgaben mit Berichtungen zu Kurz gibt A. Schmidt (Cbl. Bibl. 10, 453), Ausg. 1698 (Euph. 4, 253). — S. 216. Der Hexenhammer verfaßt v. Sprenger und Institoris. Zum ersten Male ins Deutsche übertragen und eingeleitet v. J. W. R. Schmidt, Berlin 1906. — S. 216—221. Staufenberg: Hauffen 1, XLVII—LV. Fischarts Prolog, S. 265—288.

Erneuerung, S. 289—352. Faksimile des Titels und der Illustrationen. Englert (Euph. 3, 510—512) weist darauf hin, daß die Erneuerung nicht von Fischart herrühren könne. K. Schorbach (ZDA. 40, 123—126) meint, daß die Erneuerung von B. S. O. unter Fischarts Leitung besorgt worden sei. Englert, B. Schmidts Leben und Schriften (ZDPh. 38, 234—240, ohne die Folgerung auf Schmidts Verfasserschaft der Erneuerung zu ziehen). Da ich aber davon überzeugt bin (ZDPh. 45, 424 f. Anm), habe ich diese Aufgabe Alois Knauer als Doktorarbeit gestellt. Durch gründliche Untersuchungen wurde von ihm der Beweis erbracht. K. hat die großen Unterschiede in metrischer sprachlicher und stilistischer Hinsicht zwischen Fischarts Prolog und der Erneuerung und andererseits die genaue Übereinstimmung dieser Erscheinungen zwischen der Erneuerung und der von Schmidt mit vollem Namen herausgegebenen gereimten Beschreibung des Schützenfestes zu Straßburg 1590 aufgedeckt. Diese Arbeit soll 1923 in den „Prager deutschen Studien" erscheinen. — S. 221—235. Catalogus catalogorum, N. Fischartstudien 1 bis 41. — S. 223—225. Die Vorrede von Englert veröffentlicht mit dem Nachweis der Verfasserschaft Fischarts (Euph. 3, 23—32). — S. 225. Der Catalogus liegt nur in einer Ausgabe vor, von der 6 Ex. erhalten sind, in zwei Gruppen, die nur auf den letzten zwei Seiten in Kleinigkeiten voneinander abweichen. Bibliogr. Beschreibung und Wiedergabe des Titels: N. Fischartstudien 8—10. — S. 235. Lukian, Wie soll man Geschichte schreiben? (16. und 30. Kap.).

4. Fischart als Wortforscher. S. 236. Lazius (Horawitz, ADB. 18, 89—93). — S. 236, 7—9 v. u. Geschichtkl. a) 99, 12 v. u.; 218, 10 v. u.; b) 197 und 231. — S. 236, 1—3 v. u. Al. 1, 124 f. und Geschichtkl. 162. Fischarts Bruchstücke seiner Verdeutschung, abgedr. v. Crecelius, Al. 1, 116 bis 145. Eine Abhandlung darüber hat Böß als einen Teil seiner Doktorarbeit verfaßt, die mit seiner Arbeit über das Onomasticon 1923 in den „Prager deutschen Studien" erscheinen soll. Ihre Ergebnisse wurden oben von mir verwertet. — S. 239, 2. Abs. Handschriftl. Bemerkungen zu Goropius 2, 143. Catalogus (C 8 b). 3. Abs. N. Fischartstudien 30. — S. 239—243. Origines Argentoratenses: Hauffen, 1, XXXVIII f., 136, 146, 161, 207, 219. Meusebach 261 f. Wackernagel 22, 33 f., 58, 199. — S. 240. Münster, Cosmographie (Ausg. 1578, 390 und 643 ff.). — S. 241. Geschichtkl. a) 166 und 218; b) 189. — S. 242. Rhenanus 3, 174. — S. 242, 3. Abs. Handschr. Bemerkungen zu Goropius 1, 228; Ortelius 35. Dazu Fischarts Einschübe in die 15 Bücher vom Feldbau 1587 (Meusebach 246). — S. 243. Hertzogs Chronicon, 3. Buch, 7 und 10. Buch 24. Ebenda 8, 39—41, handelt Hertzog von Rhenanus und Lazius ausgehend über die Namen Straßburg und Argentinum. — S. 243, 3. Abs. Die richtige Deutung bei Borries 1—3, oben Anm. I, 2. — S. 244—249. Goropius Becanus (Alb, ADB. 2, 199. Nouvelle Biographie générale 5, 78 f.). R. v. Raumer, Geschichte d. germ. Philologie 89 ff. — S. 245—255. Über die Bibliothek Fischarts vgl. Hauffen (ZBFr. 2, 21—32). — S. 249, 9—11.

Geschichtkl. 166, 6—9 v. u. Der hier erwähnte Ausspruch findet sich bei Goropius, Origines Antwerpianae (5. Buch S. 530f.). — S. 249, 5 v. u. Geschichtkl. 31, 8f. — S. 250, 6—9 v. u. Ebenda 164, 11—13. — S. 250f. Fischarts Bücher: Histoire des nôtres temps, befinden sich an der Univ.-Bibl. Tübingen (Goedeke 490, Euph. 20, 347—350). Apianus (Landes- und Univ.-Bibl. Straßburg. E. Martin, Straßburger Studien 3, 146. Ficker 2, 95 b.) Bockenrod (Staatsbibl. Berlin. Meusebach 284, Anm.) Über den Wolfenbüttler Mischband vgl. Al. 1, 250—254. Alle übrigen oben genannten Werke befinden sich an der Landesbibl. in Darmstadt. Dazu kommt noch Fischarts Handex. des Onomasticon (oben 2, 188, 3. Abs.).

IX. Versbau und Sprache Fischarts.

1. Versbau. H. Paul, Deutsche Metrik (Grundriß der germ. Philologie. 2. A., II 2, 87—90). J. Minor, Neuhochdeutsche Metrik. 2. A., 1902 (333 bis 346 und die Literaturangaben 528 und 530). A. Köster, Über die Sprechverse d. 16. Jhs. (Berichte d. sächs. Gesell. d. Wiss., philolog-histor. Kl. 57, I, 1—17, 1905 wendet sich gegen die Anschauung von Sommer, Drescher, Helm, Chr. Mayer, Englert und Jellinek, daß die Reimpaare d. 16. Jhs. bei den meisten Dichtern jambische Verse mit Vernachlässigung des natürlichen Worttones seien.) Baesecke, Zur Metrik im 16. und 17. Jh. (Euph. 13, 435 bis 450), ist der gleichen Ansicht wie Köster, trotzdem hält F. Saran, Deutsche Verslehre, München 1907 (297—312), daran fest, daß die Reimverse des 16. Jhs. regelrecht alternieren mit Vernachlässigung d. natürlichen Wort- und Satztons. — S. 257, 1—4 v. u. A. Kühn, Rhythmik und Melodik Beheims. Bonn 1907. — S. 258. Brants Narrenschiff, hg. v. Zarncke (288—291, Verskunst). P. Claus, Rhythmik und Metrik von Brants Narrenschiff (QFSpKG. 112) 1911. — S. 259. F. Stütz, Die Technik der kurzen Reimpaare d. Gengenbach (ebenda 117). 1912. P. Sommer, Die Metrik d. Sachs. Rostocker Diss. 1882. Chr. A. Mayer, Die Rhythmik d. Sachs (BGDS. 28, 457—496). P. Kaufmann, Kritische Studien zu Sachs. Diss. Breslau 1915 (60—85). Köster, a. a. O., 14—16. — S. 259, 5—12 v. u. H. Kleinstück, Die Rhythmik d. kurzen Reimpaare d. Waldis. Leipziger Diss. 1910, 44—52. (Baesecke, ADA. 36, 147.) — S. 260. J. Popp, Die Metrik Murners. Heidelberger Diss. Halle 1898 (dazu Michels ADA. 26, 59—63). G. Bebermeyer, Murnerus pseudopigraphus. Göttinger Diss. 1913 (97—103). — S. 261. Diese Grammatiken bringen Abschnitte über Metrik (nach J. Meiers Neudrucken): Albertus, XXVIII 150 ff. Ölinger 122 ff. Clajus LVII, LXXI, 167—179. Hoek: Köster (ADA. 26, 286 ff.). Opitz: Nadler 2. 16—18. — S. 261, 2—5 und 269, 10—13. Hauffen, Scheit 104—106, 107f. (vgl. Euph. 1, 371). — 261 bis 265. Fischarts vierhebige Reimverse: Englert, Die Rhythmik Fischarts, 1903. Eine sorgfältige Untersuchung, die aber zu unrichtigen Folgerungen kommt, vgl. Vogt (Studien z. vgl. LG. 5, 151 ff.), meine Besprechung (Euph. 11, 525—549), wo ich Fischarts Verse im Rahmen der Rhythmik des 16. Jhs.

behandle und zum ersten Male den Nachweis erbringe, daß Fischart seit 1576 Verse mit freiem Wechsel von Hebung und Senkung sowie mit Berücksichtigung d. natürlichen Wort- und Satztons baut. Alle späteren Darstellungen dieses Gebietes sind außer Saran meiner Ansicht. — S. 262, 13 f. Epilog zum Flöh-Haz 1572, V. 64. — S. 266, 2—5 v. u. Hauffen 2, 16 und 3, 17. — S. 267. Hochzeitslied. Hauffen 3, 170 f. Vielleicht zu der Hochzeit seiner Schwester Anna mit Jobin gedichtet. Inhalt und Form ist möglicherweise angeregt durch ein volkstümliches Lied aus dem Liederbuch der Hätzlerin (Kurz 3, 464), doch in jeder Richtung weit besser als die Vorlage. — S. 268. Meistergesang. Geschichtkl. 314. Der Lilienton von Hans Vogel (NDL. 164 bis 169, S. XXIX). — S. 269. Minor, Metrik 483 f. Hunger, Minor (ZÖG. 52, 269). Rundreimen. Geschichtkl. 214. Sonette. Welti, Die Geschichte des Sonetts in der deutschen Dichtung S. 58—60. Wirsung: Köhler, Kleinere Schriften 3, 35. O. Taubert, P. Schede, Torgau 1864, S. 6, versucht nachzuweisen, daß ein Hochzeitsgedicht Schedes noch vor 1574 verfaßt worden und darum das älteste deutsche Sonett sei. — S. 270. Klippelverse: Bienenkorb 135 (als Übersetzung aus dem Holländischen „clippelversken"). — S. 270—272. Fischarts Distichen, Euph. 11, 546—548. Wackernagel, Kleinere Schriften 2, 33 ff. A. Kostlivy, Die Anfänge d. deutschen antikisierenden Elegie (Jber. Gymn. Eger 1897—1898). Geschichtkl. 53—55, 84, 124, 140, 142, 151, 254 f. — S. 272—280. Reimtechnik. Chr. A. Mayer, Reimtechnik d. Liedes vom hürnen Seyfried (ZDPh. 35, 204—211). Zu Fischart: P. Koch, Der Flöhhaz v. Fischart und Holtzwart. Berliner Diss. S. 32. F. Golle, Der poetische Stil Fischarts. Diss. Rostock 1893. L. Wirth (ASNS. 75, 104—106. E. Hampel 19—21 und 28. Englert, Rhythmik. 76 ff., 81, Anm. 2. — S. 273, 3. Abs. Minor, Metrik 343. Rubensohn, a. a. O. CX, Anm. 1. Sommer, a. a. O. 45. Alberus, Fabeln, hg. v. Braune (NDL. 104—107) XXV. — S. 277—279. Reimhäufung. Minor 413 und 530. Sommer 79 f. Wickram, hg. v. Bolte 4, XLIV. Hampel 6—8. Golle 50—53. A. Stamm hat eine umfängliche und gründliche Doktorarbeit über Fischarts Reimtechnik verfaßt, die ich erst während der Korrektur der obigen Darstellung zur Begutachtung erhielt. Unsere Ergebnisse decken sich im wesentlichen. Verwertet habe ich nur daraus die Zahlenangaben bei den Reimhäufungen und einige Beispiele satirischer und ironischer Reimbindungen. — S. 281, 2. Abs. Köster, a. a. O. 16 f., bezeichnet Fischart als „den genialsten Virtuosen des Jahrhunderts".

2. Sprache. S. 281—283. O. Behaghel, Geschichte der deutschen Sprache. (Grundriß d. germ. Philologie A. 1, 2., Schriftsprache und Mundarten 669 bis 675). Von der 3. A. an auch in Buchform erschienen (1911, 59—78). H. Paul, Deutsche Grammatik, 1. Bd. Die Entstehung der Gemeinsprache 115—135) 1916. K. Burdach, Die Einigung der nhd. Schriftsprache. Diss. Halle 1884. F. Kluge, Von Luther bis Lessing, 5. A., 1918. A. Socin, Schriftsprache und Dialekte im Deutschen. (1. T., 5. Kap., 2. T., 1.—5. Kap.) 1888. — S. 282,

2. Abs. Hauffen, Das Prager Deutsch d. 14. Jhs. Die Wiege d. nhd. Schriftsprache (Böhmerlandjahrbuch 25—27) 1922. G. Ehrismann (Göttinger Gelehrte Anzeigen, 1907, 906 ff.). — S. 283 f. J. Kehrein, Grammatik d. deutschen Sprache d. 15.—17. Jhs. 1854—1855. K. v. Bahder, Grundlagen d. nhd. Lautsystems, 1890 (bes. 25—31). V. Moser, Historisch-grammatische Einführung in d. frühnhd. Schriftdialekte. 1909 (ADA. 33, 147 ff.). — S. 284, 1—10 v. u. Wickram, hg. v. Bolte 1 (BLVSt. 222), XXVI f., Frey (ebenda 209,) XXX. — S. 285. 3. Abs., vgl. oben S. 246 f. Hs. Randbemerkung zu Goropius 200 und 203. Wenn Fischart in einem satirischen Gedicht auf dem Titelblatt des Bienenkorb seine Schriftsprache „Fränkisch hoch Teutsch" benennt, so ist der Nachdruck auf Hochdeutsch zu legen (Al. 42, 104 f.). — S. 286, 10. G. Wethly, H. Boner, Leben, Werke und Sprache (Alsat. Studien, 4, 56 ff.), 1892. — S. 286—290. Rechtschreibung. M. H. Jellinek, Geschichte d. nhd. Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung. Heidelberg 1913/14, Vilmar 51—55. Wesentlich berichtigt durch Baesecke. X—XII. Moser, Über Sprache und Orthographie Fischarts (Al. 42, 158—174). Derselbe, Die Straßburger Druckersprache zur Zeit Fischarts. 1. Bd., 1921. (Der 2. Bd. noch nicht erschienen.) Schede, Psalmenübersetzung, hg. v. Jellinek (NDL. 144—148) XVI ff. und LXXI—CXLIV. — S. 289, 2. Abs. W. Quentin, Studien zur Orthographie Fischarts. Diss. Marburg 1915. — S. 289. Große Anfangsbuchstaben und Interpunktion. K. Franke, Grundzüge der Schriftsprache Luthers. 2. A. (1, 104 ff.) 1913. Moser (BGDS. 36, 111—116. — S. 290. J. Grimm über Fischarts Rechtschreibung und Meusebachs eigenes Urteil darüber: Meusebach 305 bis 308. — S. 291 ff. Einfluß d. Mundart: K. Weinhold, Alemannische Grammatik 1863. Die deutsche Grammatik des Ölinger, hg. d. W. Scheel (J. Meiers Neudrucke 4, XLV f.) 1897. A. Sütterlin, Laut- und Flexionslehre d. Straßburger Mundart in Arnolds Pfingstmontag. Diss. Straßburg 1891. K. Heimbucher, Die Mundart d. Dorfes Ottenheim (BGDS. 13, 211—224). A. Schauerhammer, Mundart und Heimat Scheits (Hermäa 6), 1908. K. Fundinger, Die Sprache d. Alberus. Freiburger Diss. 1899. Brants Narrenschiff, hg. Zarncke. (Sprachliche Bemerkungen 267—286. Interpunktion 286 f.) F. Stirius, Die Sprache Murners. 1. Lautlehre. Diss. Halle 1891. Zur Sprache Fischarts überhaupt: Moser, Sprachliche Studien zu Fischart (BGDS. 36, 102—219) behandelt alle sprachlichen Erscheinungen, doch nur auf Grund der Bruchstücke aus der Übersetzung des Lazius. — S. 291 ff. Laute: L. Krell, Studien zur Sprache Fischarts aus seinen Reimen. 1. Lautlehre. Diss. München 1913. E. Hampel. — S. 299—303. Zeitwort: S. Herz, Beiträge zur Geschichte d. regelm. deutsch. Konjugation im 16. Jh. Diss. Halle 1885. James, Die starken Präterita bei Sachs. Diss. München 1895. O. P. Preiß, Preterites in german (Hesperia 5) Göttingen 1915. A. Geyer, Die starke Konjugation bei Fischart. Diss. Halle 1912. (Hauffen, ZDPh. 47, 275—282.)

X. Stil und Persönlichkeit.

1. Wortschatz. S. 304. Aussprüche aus deutschen Mundarten. Nur einige Beispiele: Bayrisch (Geschichtkl. 64, 13 f. v. u.; Praktik 604 f.); Schwäbisch (Praktik 634); Niederdeutsch (Praktik 73; Geschichtkl. 36, 91, 161, 405; Eulensp., V. 6195, 5180, 8648 und 11020). Ganze Sätze (Geschichtkl. 117, 129, 218, 381, 383; Praktik 552). Niederländisch (Geschichtkl. 149 und 157) Vlämisch (Dom. Leben, V. 457 ff.). — Wortbildung. Wenig Vorarbeiten: Das in mehrfacher Beziehung mangelhafte Wörterverzeichnis bei Kurz 3, 521—559. Ausgiebig berücksichtigt ist Fischart im Wörterbuch der Elsässischen Mundarten v. E. Martin und H. Lienhart 1899 und 1907. Große Listen von Neubildungen und Zusammensetzungen bringt Kehrein, Grammatik d. deutschen Sprache d. 16. und 17. Jhs. 2. Bd., 1855. W. Willmanns, Deutsche Grammatik. 2. Bd. Wortbildung 1896. Zum Stil im allgemeinen: E. Elster, Prinzipien d. Literaturwissenschaft. 2. Bd. Stilistik 1911. R. M. Meyer, Deutsche Stilistik. München 1906. R. Pissin, Zur Methodik d. psychologischen Stiluntersuchung (Euph. 14, 17—22). Zu Fischarts Stil: Besson 324—338. F. Galle, Der poetische Stil Fischarts. Diss. Rostock 1893. — S. 310. Makkaronisch: Geschichtkl. 31. Dom. Leben, V. 214 und 1001. Vgl. oben 2, 229 f. Schneegans 245 f. W. Brecht, Die Verfasser d. Epistolae obscurorum virorum (QFSpKG. 93, 98 f.) 1904. H. Halm, Abele (Forschungen z. neueren LG. 40), S. 75. Floia. Neudruck v. Blümlein 1900, 9—17. (In der Besprechung dazu Al. 1901, VIII—X, vermutet Bolte mit großer Wahrscheinlichkeit den Hamburger Wichgreve als den Verfasser der Floia. — S. 310, 2. Abs. Wortspiele. Erich Schmidt 45 f. — S. 319. Vilmar, Enc. 176 f. Nadler 1, 324. — S. 323 f. Schneegans 613—616. — S. 325 f. Solche Reimsprüche sind oft ausgesprochene Priameln. W. Uhl, Die deutsche Priamel, ihre Entstehung und Ausbildung 1897. K. Euling, Das Priamel bis H. Rosenplüt (Germ. Abhandlungen 25) 1905. — S. 343 f. Epitheton: Meyer, a. a. O. 45—48. H. Morf, Geschichte d. neuern franz. Lit. 1, 148 bis 150, 1898. — S. 350. Satzbau. Eine systematische Darstellung von Fischarts Satzbau konnte natürlich hier nicht gegeben werden. Ich wählte daraus nur die Erscheinungen, die für Fischarts Stil kennzeichnend sind. H. Paul, Deutsche Gramm. 3. und 4. Bd. — S. 351. Wortstellung: Behaghel, Zur deutschen Wortstellung. (Wissensch. Beihefte d. Allg. deutsch. Sprachvereins 17—18.) 242—248. — Satzbau. S. 353 ff. H. Püschel, Der syntaktische Gebrauch der Konjunktion in den Adverbialsätzen bei Sachs, Leipzig 1899, Karl Pohl hat eine noch nicht gedruckte Diss. verfaßt über d. Bindewörter in der Geschichtkl., deren Ergebnis ich oben verwertet habe. — S. 357 f., 2. Abs. Geschichtkl. 57 ff., 124 f., 141 f., 151, 219—223, 239 ff., 253 ff., 294 ff. Akkusativ mit dem Infin. Hauffen, Symbolae 27 f. Wunderlich, Der deutsche Satzbau. 2. A., 2, 116 f. — S. 359 f. Lateinischer Prosastil, vgl. Anm. oben 1, 16 f. Wackernagel VII und 166 f. (ein lateinisches Distichon Fischarts). — S. 361, 1. Abs. Morf, a. a. O. 145 ff. G. Wenderoth, Die

poetischen Theorien der französischen Plejade in Opitz „Deutscher Poeterei" (Euph. 13, 445—468). H. Nagel, Die Bildung, und Einführung neuer Wörter bei Baif (ASNS. 61, 201—242). — S. 361, 2. Abs. Vilmar, Enc. 176. — S. 363, 15. Vgl. M. Bernays, Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte 2, 32. — S. 363, 2—9 v. u. W. Scherer, Geschichte der deutschen Dichtung. 293 f. — S. 364, 7—10. Nadler 1, 220—225. — S. 364, 12—20. Gervinus 3, 213 f. — S. 364 f. Vilmar, Enc. 175 f. — S. 365. Nachwirkung im allgemeinen: Meusebach 304. Vilmar, Enc. 169 f. Goedeke, Fischart V—XII. Wackernagel 113—127. H. A. Bob, Fischarts Nachleben in der deutschen Literatur. Straßburger Diss. 1915. (Nicht vollständig.) Zinkgref (NDL. 15) 3. Lalebuch (NDL. 236—239), LIX. Abele: Halm a. a. O. 47—48, 75 bis 79. Moscherosch: Hauffen (ZDPh. 42, 348—356). — S. 366, 3—6. Gervinus 3, 275.

2. Technik. Elster, Stilistik 8—10. Käte Friedemann, Die Rolle des Erzählers in der Epik. Leipzig 1910. — S. 366. Brant u. Murner, Wackernagel 179 ff. Hauffen 1, XIV und XXXI; 2, II, X und XVII. N. Fischartstudien 282—287. Hans Sachs: Wackernagel 95 f. Anm. N. Fischartstudien 31 f., 35, 278 f., 284. Scheit: Hauffen 2, XV und Anm. oben zu I, 19—23. — S. 366, 4—6 v. u. Uhland, Schriften 2, 572. — Persönlichkeit. S. 375 ff. E. Platzhoff-Lejeune, Werk und Persönlichkeit 1903. Vilmar, Enc. 174 ff. Gervinus 3, 216 ff. Bobertag, Geschichte des Romans 267 f. Lamprecht 5, 1—23. — S. 378 f. Humor: Wackernagel 89—92. — S. 380. Erasmus: Hauffen 1, XX. N. Fischartstudien 34, 282, 285 f. — S. 381. Heldensage: Bei W. Grimm, Deutsche Heldensage, 2. A., sind unter Nr. 150 die Aussprüche Fischarts zusammengestellt. Nachträge dazu ZDA. 15, 330 f., vgl. ZDPh. 44, 102 f. — S. 381 f. Volksüberlieferungen vgl. oben Anm. zu I, 207. N. Fischartstudien 263—272, 281, 286—288. Euph. 4, 14—16. — S. 383—385. Deutschtum: G. Dederding, Zur Charakteristik Fischarts (Jber. d. Luisenstädtischen Gewerbeschule. Berlin 1876.). (Aussprüche Fischarts über die Heldensage S. 6, über die deutsche Sprache, 7—13.) Wackernagel 94—96. R. Weitbrecht, Fischart als Dichter und Deutscher. (Neue Volksbibliothek 6.) Stuttgart 1879. — Elsaß und Straßburg: Wackernagel 46—48. Erich Schmidt 33 f. Hauffen 1, XXII—XXXIX; oben II, 8—16, 150—156 und die Anm. dazu. — S. 383 f. Hauffen 1, LXV f. und oben II, 18—20. — S. 384 f. Deutsche Sprache: Hauffen 3, LXIV—LXVI. Hauffen, Symbolae 28—30. Fischarts Aussprüche: Vorrede zum Ehezuchtbüchlein vgl. Hauffen 3, 118—123. Geschichtkl. 31, 53, 163—166, 226, 443. Francks Aussprüche bei F. Latendorf, Francks erste namenlose Sprichwörtersammlung. Poeßneck 1876 (366 f.). Vorrede zu den Emblemen: Wackernagel 185. ZBFr. 2, 28 f. — S. 385, 19—30 (u. 384, 10 f.). Praktik 648. — S. 385. F. Kluge, Von Luther bis Lessing. 5. A. Leipzig 1918 (49—55). Stauffenberg: Hauffen 1, L f. und LVII. — S. 386 f. Geschichtkl. 451 und 227. — S. 387 f. oben I, 220 ff. und II, 200—202. Fischarts Vorrede zum Antimachiavell, Euph. 6, 672—677. — S. 388. Vorrede zu

den Papstbildern: Wackernagel 150 ff. — S. 389. Aussprüche von J. Grimm, vgl. G. Röthe, Grimms Vorlesungen über deutsche Literaturgeschichte. (Nachrichten der Ges. d. Wiss. zu Göttingen 1899.) 531 f.

Anhang. Das von dem Arzt J. Posthius hg. Buch Collegii Posthimelissei votum 1573, wo Posthius, Schede Melissus und die übrigen Mitglieder des von Posthius gestifteten Mäßigkeitsvereins ihre Mäßigkeitsgelübde abgeben (Tauber, a. a. O., 13 f.), hat Fischart verspottet innerhalb einer Lobrede auf den Wein (Geschichtkl. 26, 15) als „unpoetisch neu Postimeliseisch ketzerei“ und ebenda 1590 (58 ,9) spricht er „von Postimelisso verbotenen Artischock“. (Vgl. Goedeke 2, 105 Nr. 108.)

In L. A. Daudets „Fahrten und Abenteuer des jungen Shakespeare“, Stlttgart 1898, tritt Fischart als alternder Verfasser des Glückhaften Schiffes auf. In R. Hohlbaums „Unsterbliche“, Leipzig 1919, befindet sich eine Novelle, die Fischart als Verfasser des Flöhhaz zum Mittelpunkt hat.

Verzeichnis der wichtigsten Namen und Sachen.

(Die Anmerkungen sind nur ausnahmsweise, dort, wo es sich um Worte handelt, die nicht in der Darstellung vorkommen, in dieses Verzeichnis aufgenommen worden.)

Inhalt.



